

PETER TEPE

## Literaturtheorien/Methoden der Textanalyse und -interpretation. Teil II

### Reader zur Vorlesung bzw. zum Grundseminar im Magister- und Bachelor-Studiengang

#### Inhalt

- 1 Hermeneutik 2: Neuere Ansätze
- 2 Rezeptions- und Wirkungsästhetik
- 3 Literatursoziologie und Sozialgeschichte: Neuere Ansätze
- 4 Diskursanalyse
- 5 Dekonstruktion
- 6 Intertextualität
- 7 Feminismus/Gender Studies
- 8 Empirisch-konstruktivistische Ansätze
- 9 Systemtheorie
- 10 Postkolonialismus
- 11 Medientheorie/Kulturelles Gedächtnis

#### 1 Hermeneutik 2: Neuere und neueste Ansätze

[Zum Teil etwas geordnete Sammlung von Informationen aus einführenden Fachtexten]

#### Ausgewertete Texte

Baasner, Rainer (1996): *Methoden und Modelle der Literaturwissenschaft. Eine Einführung*. Berlin, S. 91-100, 102-104.

Bogdal, Klaus-Michael (1997): *Problematisierungen der Hermeneutik im Zeichen des Poststrukturalismus*. In: Arnold/Detering (Hg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München, S. 137-156.

Geisenhanslüke, Achim: *Einführung in die Literaturtheorie. Von der Hermeneutik zur Medienwissenschaft*. Darmstadt 2003, S. 50-68.

Jacob, Joachim (1995): *Exkurs: Literarische Hermeneutik*. In: Pechlivanos, Miltos u.a. (Hg.): *Einführung in die Literaturwissenschaft*. Stuttgart/Weimar, S. 337-339.

Japp, Uwe (1997): *Hermeneutik*. In: Brackert/Stückrath (Hg.): *Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs*. Reinbek, S. 581-593.

Jung, Werner (1997): *Neuere Hermeneutikkonzepte. Methodische Verfahren oder geniale Anschauung?* In: Bogdal, Klaus-Michael (Hg.): *Neue Literaturtheorien. Eine Einführung*. Opladen, S. 159-180.

Rusterholz, Peter (1997): *Hermeneutische Modelle*. In: Arnold/Detering (Hg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München, S. 101-136.

Rusterholz, Peter (1997a): *Zum Verhältnis von Hermeneutik und neueren antihermeneutischen Strömungen*. In: Arnold/Detering (Hg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München, S. 157-177. (= Rusterholz 2)

Schneider, Jost (1998): *Einführung in die moderne Literaturwissenschaft*. Bielefeld, S. 213-215.

## Literaturtheoretische und 'übergreifende' Voraussetzungen. Die wichtigsten Ansätze

1. Man kann sagen, dass die Hermeneutik im 20. Jahrhundert mit der Frage der Überprüfung von Interpretationen das ihr eigentümliche Problem entdeckt. „Die methodische Aktivität der Interpretation beginnt, wenn wir anfangen, unsere Vermutungen zu prüfen und zu kritisieren.“ (Hirsch 1972, 257) (Japp, 276)

2. In Gadammers philosophischer Hermeneutik kommt es nicht so sehr darauf an, was wir tun, sondern darauf, „was über unser Wollen und Tun hinaus mit uns geschieht“. (Gadamer 1965, XIV) Im Anschluss an Heideggers Auslegung des hermeneutischen Zirkels erscheint an unserem Tun nur das wichtig, was wir immer schon tun. In Hinsicht auf die Textauslegung heißt es etwa: „Wer einen Text verstehen will, vollzieht immer ein Entwerfen. Er wirft sich einen Sinn des Ganzen voraus, sobald sich ein erster Sinn im Text zeigt. Ein solcher zeigt sich wiederum nur, weil man den Text schon mit gewissen Erwartungen auf einen bestimmten Sinn hin liest. Im Ausarbeiten eines solchen Vorentwurfs, der freilich beständig von dem her revidiert wird, was sich bei weiterem Eindringen in den Sinn ergibt, besteht das Verstehen dessen, was dasteht.“ (Ebd., 251) Daraus soll folgen: „Der Zirkel des Verstehens ist also überhaupt nicht ein 'methodischer' Zirkel, sondern beschreibt ein ontologisches Strukturmoment des Verstehens.“ (Ebd., 277)

Gadamer radikalisiert hiermit, was sich bereits im 19. Jahrhundert als Tendenz abzuzeichnen beginnt. Schon Boeckh meinte, die Hermeneutik solle nicht „bloß praktische Regeln“ enthalten, sie solle vielmehr zum Bewusstsein bringen, was sonst nur „bewusstlos“ getrieben werde. Diese Tendenz zur Selbstthematizierung der Hermeneutik wird von Gadamer in Form einer ontologischen Verstehens-Metaphysik zugespitzt: „*Das Verstehen ist selber nicht so sehr nicht so sehr als eine Handlung der Subjektivität zu denken, sondern als Einrücken in ein Überlieferungsgeschehen*, in dem sich Vergangenheit und Gegenwart beständig vermitteln. (Ebd., 274f.) (Japp, 590f.)

3. Die Hermeneutik wird allgemein, indem sie philosophisch wird. Aus theologischer, juristischer und philologischer Hermeneutik entwickelt sich die philosophische Hermeneutik, die nun beansprucht, den anderen Hermeneutiken ein Bewusstsein ihrer selbst zu geben. Von hierher entsteht die Grundlagenproblematik des Verstehens und hiermit zusammen die sog. *Verstehen-Erklären-Kontroverse*, in der die Geisteswissenschaften und die Naturwissenschaften sich voneinander abgrenzen. (Japp, 591)

4. Martin Heideggers Hauptwerk *Sein und Zeit* (1927) versteht sich selbst als Versuch einer hermeneutischen Phänomenologie. Das Fundament der Diltheyschen Philosophie war das Postulat der Unhintergebarkeit des Lebens, der Lebenswelt gewesen. Grundlage der Heideggerschen Philosophie ist nun die Frage nach der Seinsgeschichte, nach dem „Sinn von Sein“, und das Postulat der Unhintergebarkeit der Sprache. Wir befinden uns immer schon in geschichtlich verstandener, sprachlich erschlossener Welt.

Der Vorgang des Verstehens ist nicht mit einem Dekodierungsvorgang zu verwechseln, der einen verschlüsselten Text entschlüsselt, wo eine feststehende, immer gleiche Botschaft übermittelt wird. Gegenstand der Auslegung ist nicht ein Text, sondern das Dasein als eigenste, als höchste Möglichkeit der Art und Weise zu sein. Verstehen ist ein „Existential“, das heißt eine Grundbestimmung des Menschen, der sich im Verstehen Möglichkeiten des Seins erschließt. Eigentliches und uneigentliches Verstehen bedingen sich gegenseitig. Verstehen wird dann „eigentliches“ Verstehen genannt, wenn es dem Selbst entspringt. „Uneigentliches“ Verstehen wird es genannt, wenn es sich auf die Welt bezieht.

Verstehen als Existential (als allgemeine Bestimmung des Daseins) ist dem Verstehen als Auslegung von Texten (als einem abgeleiteten Modus dieses Existentials) vorgeordnet.

„Auslegung ist nie ein voraussetzungsloses Erfassen eines Vorgegebenen. Wenn sich die besondere Konkretion der Auslegung im Sinne der exakten Textinterpretation gern auf das beruft, was ‘dasteht’, so ist das, was zunächst ‘dasteht’, nichts anderes als die selbstverständliche, undiskutierte Vormeinung des Auslegers, die notwendig in jedem Auslegungsansatz liegt als das, was mit Auslegung überhaupt schon ‘gesetzt’, das heißt in Vorhabe, Vorsicht, Vorgriff vorgegeben ist.“ (Heidegger 1979, 150) Die Auslegung von „Etwas als Etwas“ will uns bewusst machen, dass wir Dinge nicht ‘an sich’, sondern immer mit unserem lebensweltlichen Vorverständnis als etwas betrachten.

Heidegger meint, dass das Bestreben, den ‘hermeneutischen Zirkel’ der Auslegung zu vermeiden, das Verstehen von Grund auf missverstehen hieße. Entscheidend sei, nicht aus dem Zirkel heraus, sondern auf rechte Weise in ihn hineinzukommen. Er hält das Methodenideal konsequenter Subjekt-Objekt-Trennung für eine Fiktion.

Heidegger kommt deshalb zu einer neuen Hierarchie der Erkenntnis. Er ordnet grundsätzlich die naturwissenschaftliche Form von Erkenntnis der historischen Erkenntnis als einer Abart von Verstehen unter, die ihre eigenen Voraussetzungen negiert. Das Objekt der Geisteswissenschaften hingegen wird vom Erkennenden zu großen Teilen selbst konstituiert. Welches Textobjekt eine Interpretation generiert, ist nicht unabhängig von ihrem Vorwissen.

(> *Kritik*) Die sprachliche und begriffliche Prägnanz des Terminus ‘hermeneutischer Zirkel’ ist allerdings mit guten Gründen kritisiert worden. Der „hermeneutische Zirkel“ ist ja, wenn er eine Progression der Erkenntnis beschreibt und nicht nur einen Zirkelschluss darstellt, eher als Wendeltreppe oder Spirale zu beschreiben: Wir konstituieren aus unserer Weltansicht eine erste Vormeinung des Ganzen, analysieren die Teile, schließen von den Teilen aufs Ganze, um es prägnanter zu bestimmen, und konstituieren in der Folge im Rückschluss von diesem Ganzen die Teile neu.

(> *Werkinterpretation*) Emil Staiger hat unter Berufung auf Heideggers Lehre *Die Zeit als Bildungskraft des Dichters* (1939) als Fundament des Verstehens betrachtet, das es erlaube, die Einheit im Mannigfaltigen einer Dichtung darzustellen. In seinem Aufsatz *Die Kunst der Interpretation* (1955) hat er exemplarisch eine Vollzugsform des hermeneutischen Zirkels der Literaturwissenschaft im genannten Sinne beschrieben. (Rusterholz, 121ff.)

Verstehen ist für Heidegger die Seinsweise des Daseins selber. Heideggers Anliegen in *Sein und Zeit* ist es, das (historische) Dasein menschlicher Existenz zu begreifen. Inmitten einer Welt der Inauthentizität und Entfremdung, der Welt des Man, bleibe dem Menschen nichts anderes übrig, als sich der Sprache als dem „Haus des Seins“ auszuliefern. In der Sprache nämlich zeige sich das Sein. Sprachliche Kunstwerke werden zu Medien, in deren verstehendem Nachvollzug sich dem Interpreten das Sein enthüllt.

(> *Kritik*) Trotz der herausragenden Bedeutung, die Heidegger dem Verstehensakt verleiht, bleibt dieser selbst – am Ende – nur passiv. Ebenso wie Kunst und Sprache kein Ausdruck eines individuellen Subjekts sind, müsse sich auch der Interpret dem Text unterwerfen. Er müsse die Autorität des Textes anerkennen und dürfe ihm nur passiv gegenüberreten. (Jung, 170f.)

a) Während der hermeneutische Zirkel zumeist als ein unter allen Umständen zu vermeidender Teufelskreis erscheint, betont Heidegger die Ursprünglichkeit des Verstehens, um dessen Zirkelhaftigkeit positiv zu wenden. „Das Entscheidende ist nicht, aus dem Zirkel heraus-, sondern in ihn nach der rechten Weise hineinzukommen“ (Heidegger 1984, 153). Heidegger begreift den hermeneutischen Zirkel dementsprechend nicht so sehr als eine philologische oder philosophische Auslegungstechnik, sondern als einen Teil der Verstehensstruktur des Daseins: Im Vorgriff auf die Zukunft erschließt der hermeneutische Zirkel dem Dasein dessen eigene Möglichkeiten. (Geisenhanslüke, 50)

b) Mit der scharfen Abgrenzung der hermeneutischen Lehre des Verstehens von dem Erkenntnisideal der Naturwissenschaften führt Heidegger Diltheys Versuch einer Abgrenzung der Geistes- von den Naturwissenschaften zu Ende. (Geisenhanslücke, 50)

c) Der Schritt, der Heidegger über bisherige Versuche einer Begründung der Hermeneutik im Begriff des Verstehens hinausführt, besteht darin, die Hermeneutik gegen eine phänomenologische Wesensontologie in die Existenz des Daseins selbst einzubetten. Wie Gadamer hervorgehoben hat, liegt Heideggers Theorie der Versuch zugrunde, die Existenz selbst in ihren wesentlichen Möglichkeiten als einen Prozess des Verstehens zu interpretieren.

Die Aufgabe der philosophischen Reflexion besteht darin, den allem menschlichen Verhalten zugrundeliegenden Akt des Verstehens durchsichtig zu machen. (Geisenhanslücke, 51)

d) Absetzung von den Selbstbewusstseinmodellen des deutschen Idealismus. Im Unterschied zu traditionellen Subjektivitätsmodellen denkt Heidegger das Dasein nicht mehr als eine vorliegende Substanz, die sich im Denken und Verstehen reflexiv auf sich selbst bezieht, sondern als den prozessualen Vollzug des Sich-auf-sich-selbst-Beziehens.

Erst das Verstehen macht dem Dasein demnach seine eigenen Möglichkeiten zugänglich, indem es in einer Form des zeitlichen Entwurfs bestimmt, was dieses eigentlich sein will. Heidegger unterteilt das Verstehen daher in zwei unterschiedliche Formen: das uneigentliche Verstehen, das sich nicht am Leitfaden der Möglichkeiten des eigenen Daseins bewegt, sondern dieses aus der Welt heraus versteht, und das eigentliche Verstehen, in dem sich das Dasein auf ein Ziel hin entwirft, das mit seinen eigenen Möglichkeiten übereinstimmt.

„Auslegung gründet existenzial im Verstehen“ (Heidegger 1984, 148). Im Rahmen der ontologischen Theorie des Verstehens wird das technische Moment der Auslegung zurückgedrängt. (Geisenhanslücke, 51f.)

e) Die besondere Bedeutung Heideggers liegt vor allem darin begründet, er sowohl moderne hermeneutische Entwürfe wie den Gadamer als auch antihermeneutische Positionen wie die Derridas erst möglich gemacht hat. Er steht am Anfang des Widerstreites von Hermeneutik und Dekonstruktion in der Postmoderne. (Geisenhanslücke, 52)

f) Indem Heidegger einen allgemeinen Begriff des Verstehens entwirft und die Auslegung nur noch als deren Derivat darstellt, hat auch er an dem Zurückdrängen der literarischen Hermeneutik teil, das sich bereits bei Dilthey beobachten ließ. Es klafft eine Lücke zwischen dem philosophischen Anspruch der Hermeneutik und ihrer literaturwissenschaftlichen Relevanz.

Außerdem weist der zentrale Begriff des Seins wie der des Sinns des Seins von sich aus keinen erkennbaren Bezug zu Fragen der Kunst und Literatur auf. (Geisenhanslücke, 53).

5. *Verstehen im Kontext der Wirkungsgeschichte der Tradition.* Hans-Georg Gadamer's epochemachendes Werk *Wahrheit und Methode* (1960) steht ganz ausdrücklich in der Nachfolge Martin Heideggers. Gadamer grenzt sich ebenso dezidiert gegen den Verstehensbegriff als Methodenbegriff ab wie gegen Diltheys Versuche einer hermeneutischen Begründung der Geisteswissenschaften. Nicht durch die Trennung des Interpretieren von seinem Gegenstand werde historische Erkenntnis möglich; vielmehr führe Heideggers Interpretation des Verstehens zu einer neuen Dimension der Hermeneutik.

Gadamer übernimmt Heideggers Beschreibung und existenziale Begründung des 'hermeneutischen Zirkels' und betont deren grundsätzlichen Unterschied zu seinem Verständnis sowohl gegenüber der Tradition Schleiermachers wie gegenüber der Sicht zeitgenössischer analytischer Philosophie noch stärker. Das Verstehen sei weder eine Handlung der Subjektivität noch eine Anpassung an ein bestehendes Dogma, sondern bestimme sich aus der Gemeinsamkeit, die uns mit der Überlieferung verbinde.

In diesem Zusammenhang sind zwei schwer verständliche und häufig missverstandene Begriffe zu klären. Mit „Vorgriff auf Vollkommenheit“ meint Gadamer die alles formale Ver-

stehen leitende Voraussetzung, dass nur das verständlich sei, was eine vollkommene *Einheit von Sinn* darstelle.

(> *Kritik*) Schon hier kann man fragen, ob das für alle Textsorten, und wenn für literarische Texte, dann nur für die klassische Tradition gelte. Für Gadamer besteht der Vollzug des Verstehens darin, „in konzentrischen Kreisen die Einheit des verstandenen Sinnes zu erweitern“. (Gadamer 1965, 296) Jacques Derrida hat als einer der einflussreichsten Vertreter antihermeneutischer Strömungen die bedenkenswerte Gegenfrage gestellt: „Kontinuierliche fortschreitende Auswirkung? oder nicht eher diskontinuierliche Umstrukturierung?“ (Derrida 1984)

Die Erweiterung des Sinns erfolgt nach Gadamer im Kontext der Wirkungsgeschichte der Tradition. Gadamer betont, dass wir, mehr als wir wüssten, immer schon von der Tradition geprägt wären. Der Begriff „Horizontverschmelzung“ meint weder ein unvermitteltes Zusammentreffen von gegenwärtigen und vergangenen Positionen noch gar eine konfuse Vermischung. Vielmehr bezeichnet er einen Prozess der Abhebung von einem Gegenwartshorizont, der sich seiner Bildung durch die Tradition bewusst wird und an ihr seine Vorurteile erprobt, bis er im Prozess des Verstehens den Horizont findet, der als höhere Allgemeinheit Gegenwärtiges und Vergangenes umfasst. Am Überlieferungsgeschehen teilhabend, werden die Verstehenden, dieses bestimmend, von ihm bestimmt.

Gadamers Hermeneutik ist von verschiedenen Seiten kritisiert, aber auch von einflussreichen Strömungen der Literaturwissenschaft rezipiert und für die Entwicklung ihrer Methoden und Verfahrensweisen in Anspruch genommen worden. (Rusterholz, 125f.)

Gadamer reformuliert Heideggers Passivität des Interpretieren unter dem Aspekt des Dogmas und der Autorität der *Tradition*, die sich dem Verstehenden im einem Kanon überlieferter Texte zeigt. Verstehen ist für ihn ein Akt, in dem der „Bedeutungshorizont“ des (historischen) Interpretieren mit dem „Horizont“ des Werks verschmilzt

(> *Kritik*) Wiederum bleibt das Werk in seiner (grundsätzlichen) Andersheit und damit Unabhängigkeit von uns bestehen. Zwar denkt Gadamer den Verstehensprozess als produktiven Akt, durch den einem gegebenen, historisch überlieferten Werk – in bezug auf die Zeit des Interpretieren – neue Aspekte, also Deutungsmöglichkeiten abgewonnen werden, das Werk selbst aber ist in einer Tradition gegründet, die vorab vorausgesetzt ist und fraglos gilt. Spätestens hier wird Hermeneutik dogmatisch, weil sie sich durch diese Voraussetzung über alle Kritik hinwegsetzt. (Jung, 171)

Gadamer steht in der Tradition Heideggers. Dessen Existenzphilosophie weist Verstehen als einzigen Weg aus, dem ‘Sein’ seinen Sinn abzugewinnen. Damit ist Hermeneutik ontologisch, mit dem Sein bereits gegeben. Da alles Sein durch Sprache erst artikulierbar wird, muss diese Sprache als verstehbar angenommen werden.

Der hier emphatisch begrüßte Zirkel des Verstehens setzt die vorhandene Seinserfahrung als Vorverständnis im Subjekt voraus (‘Vorstruktur des Verstehens’). In ihm wirkt nach Gadamer die Autorität der Tradition, das je von den Vorgängern als bewahrenswert Angesehene präformiere einen Horizont des historischen Verstehens. Gadamer wendet sich damit gegen Schleiermacher, der die Eigenleistung des Subjektes im Wiederentdecken eines gegebenen Sinnes hervorhebt. Dagegen behauptet er dessen überwiegende Prägung durch die unentrinnbare Tradition.

Der in diesem Konzept festgeschriebene Überlegenheitsanspruch der historisch überlieferten Autorität ist Ausdruck einer konservativen Haltung. Nach Auffassung nicht nur der Zeitgenossen schreibt Gadamer damit die ältere Germanistik fort. Eine geregelte Methode, bekräftigt Gadamer, biete die Hermeneutik nicht, ihr Verstehensbegriff sei dem Erkenntnisideal der analytischen (Natur-)Wissenschaften entgegengesetzt. (Baasner, 95f.)

Gadamer sieht in der sprachlichen Kommunikation die Basis des Verstehens. Der von ihm angestrebte methodisch-reflexive *Dialog* zwischen Werk und Leser stärkt die Position des Interpretieren. Aufgrund der dialogischen Grundstruktur jeglichen Verstehens steht für ihn

„der universale Anspruch der Hermeneutik außer allem Zweifel“. (Gadamer 1984, 24) Auf der anderen Seite wird das literarische Werk selbst hermetisiert. Der Dichtung wird Symbolhaftigkeit und semantische 'Fülle' zugeschrieben. Für Gadamer „gewinnt das Wort im literarischen Text erst seine volle Selbstpräsenz“. (Ebd., 47) Der Begriff der „Selbstpräsenz“ zielt auf die Prämisse der Intentionalität und damit der Autorität von Texten, die eine hermeneutische Lektüre erst in Gang setzen.

Gadamer orientiert sich an der kulturellen Tradition, dem „Überlieferungsgeschehen“, dessen historischer 'Gewalt' das Kunstwerk abgerungen wurde und mit deren Hilfe es durch den Interpreten zu erneutem Sagen gezwungen wird. Dennoch vermag der Sinn eines Werks in der Begriffssprache des Interpreten nicht eingeholt zu werden, „weil das Eigentliche unübertragbar bleibt“. (Gadamer 1986, 8) Aus dieser Vorstellung erwächst die Motivation hermeneutischer Verfahren, weil die Uneinholbarkeit Befremden, Unverständlichkeit und Strittigkeit beim Leser hervorruft, die Gadamer für unerträglich hält.

Damit wäre Literatur, was ihr „Eigentliches“ betrifft, unlesbar, wenn dieses nicht in der Intuition, das heißt 'ganzheitlich' wahrgenommen werden könnte. Hier kehrt die romantische Vorstellung des Individuellen als des Singulären innerhalb einer Sprache wieder, die ohne dessen 'Inspiration' allgemein – und gewöhnlich – ist.

Literarische Texte sind bei Gadamer und überhaupt in der Hermeneutik nach Schleiermacher von eigenartiger Ambivalenz. Sie sind einmalig, 'Wort' in dessen Selbstpräsenz und deshalb uneinholbar, und sie sind als Schrift defizitär, weil sich in ihnen der lebendige Anteil nicht sichtbar überliefert. Daher sind sie doppelt interpretationsbedürftig, um das 'Wort' und den intentionalen, dialogischen Anteil zu retten. (Bogdal, 144f.)

a) Gadammers Entwurf lässt sich als Erweiterung wie als Reduktion von Heideggers Position verstehen. Als privilegierter Ort der Wahrheitsfindung wird die Kunst bei Gadamer zum Statthalter der Metaphysik.

Wie schon Dilthey folgt Gadamer einem geistesgeschichtlichen Ansatz, der das Verstehen auf universale Weise als eine Form der Welterfahrung begreift. (Geisenhanslücke, 54)

b) Gadammers Unterfangen beruht auf zwei aufeinander aufbauenden Schritten. Der erste besteht darin, eine Erfahrung von Wahrheit auszumachen, die speziell in der Kunst zutage tritt. (Traditionell wird Kunst ja nicht als Ort des Wahren, sondern als der des Schönen oder des Erhabenen verstanden.) Der zweite Schritt besteht darin, den auf dem Boden der Kunst erarbeiteten Begriff der Wahrheit auf das Ganze der Hermeneutik und damit auf den Bereich der Geisteswissenschaften überhaupt auszuweiten.

(> *Kritik*) Als Wahrheit und Methode der Geisteswissenschaften verkörpert die Hermeneutik einen problematischen Anspruch auf Universalität, der dazu neigt, alles, und insbesondere die philosophische Ästhetik, vollständig in der Hermeneutik aufgehen zu lassen. (Geisenhanslücke, 54f.)

c) Das Kunstwerk fordert schon von sich aus sein Verstehen, so Gadammers Ausgangsthese. Damit ist die zweite These verbunden, das Ziel des Verstehens die Verständigung sei.

(> *Kritik*) Indem er das Einverständnis in der Sache als Ziel allen Verstehens ausgibt, stellt Gadamer die Hermeneutik in den Kontext einer ästhetischen Theorie des Konsenses, die insbesondere von postmodernen Theorien des Widerstreits in Frage gestellt wurde. (Geisenhanslücke, 55)

d) Im Unterschied zu dekonstruktiven Theorien der Schriftlichkeit orientiert sich Gadammers Theorie der Verständigung an einem Moment der lebendigen Rede, das er im Lesen als der Verlebendigung des geschriebenen Wortes erfüllt sieht. Indem er das Verstehen und den Akt des Lesens miteinander verknüpft, vollzieht Gadamer einen Schritt, der zugleich auf die rezeptionsgeschichtlichen Modelle der Konstanzer Schule um Jaufß und Iser vorausweist. (Geisenhanslücke, 55)

e) Der privilegierte Bereich von Gadammers Theorie der Hermeneutik bleibt die humanistische Tradition und der Bildungsgedanke der Klassik. Er deutet das Klassische als eine Herr-

schaftsmacht, die sich im Lauf der Geschichte scheinbar zeitlos erhält. (Geisenhanslücke, 55f.)

f) (> *Kritik*) Indem Gadamer Sein und Sprache gerade durch das Verstehen zu vermitteln versucht, reduziert er sowohl das Sein als auch die Sprache auf ein Modell der Wahrheit, das sich in der Kunst erfülle.

Die Grenzen von Gadammers Hermeneutik zeigen sich gerade an der Frage nach der Deutbarkeit moderner Kunst. In seiner Celan-Interpretation verweigert er sich dem philologischen Rückgriff auf Lexika und Enzyklopädien, da diese das wahre Wort der Dichtung nur verstellen würden. Er unterstellt die Arbeit der Auslegung einem Ideal des Verstehens, das sich letztlich nur durch das subjektive Genie des Auslegers rechtfertigt..

Mit der Universalisierung der philosophischen Hermeneutik zu einer allgemeinen Theorie des Verstehens geht ihm die Gestalt einer spezifisch literarischen Hermeneutik verloren. (Geisenhanslücke, 56f.)

6. Emilio Betti grenzt sich in seiner *Teoria generale della interpretazione* (1955), deutsch: *Allgemeine Auslegungslehre als Methodik der Geisteswissenschaften* (1967) und in *Zur Grundlegung einer allgemeinen Auslegungslehre* (1988) von der Heidegger-Gadamer-Tradition ab und entwickelt seine Auslegungslehre in traditioneller Weise als prozesshaft sich entfaltende Subjekt-Objekt-Relation zwischen Interpret und sinnhaltigen Formen (als Objektivationen des Geistes, die Betti entsprechend der jede Geschichtlichkeit negierenden Ontologie Nicolai Hartmanns versteht).

(> *Verdienste*) Die Vorgeschichte dieser Position und eine reichhaltige Verarbeitung der Literatur zur historischen, philologischen, juristischen und theologischen Hermeneutik sind in imponierender Materialfülle dargestellt, so dass Bettis auch für Leser von Interesse bleibt, die seine idealistischen Vorannahmen nicht akzeptieren können. (Rusterholz, 126f.) Betti wandte sich gegen Gadammers seiner Meinung nach subjektivistische Verzerrung der hermeneutischen Auslegungslehre. Gadamer hatte gezeigt, in welcher Weise das Verstehen die Auslegenden immer selbst mit ins Spiel ihrer Auslegung bringt. Dagegen sollte die Norm historischer Objektivität die Interpretation literarischer Texte verpflichten, allein „den beseelenden Schöpfergedanken wiederzuerkennen“ (Betti 1962, 12), den sein Autor in sein Werk einst gelegt habe. (Jacob, 337)

Gegen Gadamer gerichtet entstanden alternative Auslegungslehren, die dem Verstehen eine methodische Kontrollierbarkeit sichern sollten. Zu diesem Zweck wurden von Betti neue Kanones (mit einer Tendenz zur Wiedereinführung dogmatischer Regeln) vorgeschlagen. Verbindlich für die Auslegung sollte zunächst die Autorseite sein: die mögliche Mehrdeutigkeit wird auf die Bedeutung eingeschränkt, die dem Autor mit größter Wahrscheinlichkeit unterstellt werden kann. Nach diesem Modell können Kriterien einer 'richtigen' Interpretation vorgegeben werden. (Hirsch 1972) Die Betonung der Autorseite hebt die Inhaltskomponente des Textes hervor, da darüber am leichtesten Konsens hergestellt werden kann. (> *Kritik*) Die oberflächlichste Textebene erhält somit in diesem Modell den Vorzug. (Baasner, 96)

7. Im Gegensatz zu, aber in produktiv-kritischer Auseinandersetzung mit Gadamer versucht Jürgen Habermas die Bedeutung der Hermeneutik für die Sozialwissenschaften zu klären. Für Habermas bedeutet Verstehen freilich nicht Einrücken in einen Traditionszusammenhang, sondern den Gewinn eines „handlungsorientierenden Selbstverständnisses“. (Habermas 1967, 169) Habermas wirft Gadamer vor, sein Konzept der Hermeneutik vermittele nicht nur Einsicht in die Vorurteilsstruktur des Verstehens, sondern rehabilitiere das Vorurteil als solches und verzichte damit auf die *Kritik der Tradition durch Reflexion*. Gadamer sieht den umfassenden Anspruch der Hermeneutik in der umfassenden sprachlichen Bestimmtheit der gesamten Kultur begründet. Habermas betrachtet dies als Universalitätsan-

spruch und setzt Gadamer seinen am Modell der Psychoanalyse entwickelten Begriff einer „Tiefenhermeneutik“ und eine „emanzipatorische Ideologiekritik“ entgegen, deren Aufgabe es sei, systematisch verzerrte Kommunikation aufzuklären. Sinnverstehen ist auch für Habermas' Konzept von Sozialwissenschaft die Voraussetzung jeder Gewinnung wissenschaftlicher Daten.

Gadamer kritisiert in seiner Replik die Übertragung des Arzt-Patienten-Modells der Psychoanalyse auf die Gesellschaft. Es erscheint ihm problematisch, ob die Kompetenz zur Bestimmung dessen, was als gesund oder krank zu bezeichnen sei, einer bestimmten Richtung der Sozialwissenschaft zuerkannt werden dürfe. Droht in diesem Fall nicht der Ideologiekritik die Gefahr, selbst ideologisch zu werden? (<Kritik) Andererseits bleibt bei Gadamer die Frage offen, welches denn nun die Kriterien seien, die 'richtiges' von 'falschem' Verstehen der Tradition unterscheiden, und wie die *normativ* wirkende Autorität der Tradition zu begründen sei.

Die Auseinandersetzungen um Hermeneutik und Ideologiekritik waren im historischen Kontext der Studentenrevolution und neomarxistischer Renaissanceen heftiger als heute, wo das Gemeinsame wieder stärker hervortritt als das Trennende. Gadamer und Habermas sind sich einig in der Kritik des Positivismus, und beide zeigen Gemeinsamkeiten in ihrer Kritik des Dekonstruktivismus. Beide betonen die „Einheit der Vernunft in der Vielfalt ihrer Stimmen“. Freilich bleibt eine grundsätzliche Meinungsverschiedenheit zwischen Gadamer und Habermas bestehen, die insbesondere für die Literaturwissenschaft von großer Bedeutung ist. Im Gegensatz zur radikalen Kritik der Methode bei Gadamer relativiert Habermas die scharfe Polarisierung von geisteswissenschaftlichem „Verstehen“ und naturwissenschaftlichem „Erklären“. Durch Sprachzeichen vermittelte Erkenntnis bedarf sowohl des interpretierenden Verstehens als auch der methodisch geregelten Kritik und Erklärung der Bedeutungs- und Sinnkonstitution.

(Rusterholz, 127f.)

Bei Habermas rückt das deutende Individuum mit seinen konkreten (bewussten) Interessen und (unbewussten) Bedürfnissen, aber auch in seiner historischen und gesellschaftlichen Eingebundenheit in den Vordergrund. In Habermas' „kritischer Hermeneutik“ ist Interpretation, wenn sie nicht 'bewusstlos' die Tradition wiederholt, kritische Selbstaufklärung und damit Teil eines Emanzipationsprozesses. (Bogdal, 146f.)

(>Kritik) Die Argumente der Gadamer-Kritiker sind häufig problematisch. Unakzeptabel ist etwa der Anspruch, durch die Überführung von Hermeneutik in Kritik bereits ein gültiges Wahrheitskriterium für Interpretationen erlangt zu haben. (Jung, 171)

8. Eine gegenüber Gadamer kritische, traditionalistische Richtung vertritt Eric Donald Hirschs Hermeneutik *Validity in Interpretation* (1967), deutsch: *Prinzipien der Interpretation* (1972). Hirsch versucht, Gadamers Theorie innere Konflikte und Widersprüche nachzuweisen. Wenn Gadamer den Sinn schriftlicher Aufzeichnung grundsätzlich für identifizierbar und wiederholbar halte, lesendes Verstehen aber nicht als Wiederholen von etwas Vergangenen, sondern als Teilhabe an einem gegenwärtigen Sinn betrachte, dann widerspreche er sich selbst. Hirsch sieht den Text als eine von der Autorintention eindeutig bestimmte Substanz und Interpretation als Bedeutungszuweisung. Gadamer hingegen betont eine Lösung des schriftlichen Textes vom Autor, der sich im Gegensatz zu mündlicher Rede sowohl vom Verfasser wie von eindeutiger Bestimmung des Adressaten löse. Deshalb sieht Gadamer Interpretation als nicht nur reproduktive, sondern auch produktive Handlung, die sich im dialektischen Prozess der Horizontverschmelzung ereignet.

Gadamer betrachtet und beschreibt diesen Prozess als dialektischen Prozess der gegenseitigen Konstitution und Transformation eines Gegenwarts- und Vergangenheitshorizonts, so dass der vergangene Text durch gegenwärtige Auslegung zum Sprechen kommt. Hirsch betrachtet dies als Versuch, die traditionelle Trennung von „subtilitas intelligendi“ und „sub-



tilitas expicandi“, der Kunst des Textverstehens und der Kunst, diesen Text anderen verständlich zu machen, aufzuheben. Er selbst sieht es als möglich an, linear fortschreitend diese Prozesse zu trennen. Ersteres wäre nach Hirsch Aufgabe der Literaturwissenschaft, die die objektiv rekonstruierbare Bedeutung bestimmt („verbal meaning“), während die Literaturkritik die Bedeutsamkeit für konkrete Leser in bestimmten historischen Situationen vermittele („significance“).

Für Gadamer aber gibt es kein rein objektives Sinnverstehen, dem in konkretem Bezug auf je eine besondere Situation eine bestimmte Bedeutsamkeit zugeordnet werden könnte. Für ihn fallen Verstehen und Anwendung zusammen. Fraglich und umstritten ist also, ob eine Trennung dieser Akte überhaupt möglich sei? (> *Kritik*) Ist die Wahrnehmung des Textes nicht immer schon und unausweichlich durch Lebenswelt und Erkenntnis mitbestimmt? Wäre deshalb die von Hirsch genannte Reihenfolge nicht umzukehren? Die von Hirsch stillschweigend vorausgesetzte Trennbarkeit der Akte setzt ja ein beide Aspekte immer schon umfassendes Verstehen voraus.

Hirsch postuliert ein (wie er selbst sagt) sehr einfaches Prinzip der Bestimmung der objektiven Bedeutung des Texts durch Rekonstruktion der Autorintention: „[...] das letzte Prinzip der Verifizierung ist jedoch sehr einfach: die imaginative Rekonstruktion des sprechenden Subjekts“ (Hirsch 1972, 298)

(> *Kritik*) Damit sind allerdings zwei Momente ausgeblendet, die kritische Einwände ermöglichen, die Lösung des Texts vom sprechenden Subjekt durch schriftliche Aufzeichnung und die besondere, durch Lösung vom direkten referentiellen Bezug charakterisierte Eigenart des literarischen Texts.

Hirsch versucht, Diltheys Konzept des ‘Sichhineinfühlens’ mit modernen linguistischen Mitteln neu zu begründen, indem er die zwischen Autor und Lesenden vermittelnde Kategorie des „Genre“ einführt. Nach Hirsch gehören alle gesprochenen und geschriebenen Sprechakte zu einer begrenzten Anzahl von Genres, die durch die Normen und Konventionen früheren Sprachgebrauchs determiniert wurden. Das Autor und Interpret gemeinsame System von Konventionen der Sprache und des Sprachgebrauchs ermöglicht die Objektivierbarkeit des Sinns. (> *Kritik*) Es lässt aber die Frage offen, ob damit literarische Texte nicht auf konventionelle Sprachmuster reduziert würden, so dass mit dieser Kategorie des „Genres“ allenfalls eine Hermeneutik normierter Gebrauchstexte, nicht aber eine solche literaturwissenschaftliche Theorie der Interpretation begründet werden könne, die auch die Aktivität und Produktivität der literarisch Lesenden einbezöge.

(> *Kritik*) Ein Grundproblem der Bedeutungs- und Sinnkonstitution ist in diesem theoretischen Ansatz überhaupt nicht berücksichtigt worden, die Tatsache nämlich, dass diese Konstituierungsvorgänge bei verschiedenen Textsorten und je verschiedenen Kommunikationsmodi je verschieden sind. Hirsch reduziert diese Problematik auf den durch den Autorwillen initiierten, durch gemeinsame Kenntnisse der Genre-Konventionen von Autor und Leserinnen garantierten Transport identischer Bedeutung. (Rusterholz, 128ff.)

Hirsch strebte – wie Betti – an, der Literaturwissenschaft das Ideal objektiver, methodisch gültiger Rekonstruktion zu erhalten und den einen gültigen, intendierten Sinn eines Werkes zu bestimmen. (Jacob, 337)

9. In produktiver, differenzierterer, aber nicht unkritischer Weise ist Gadammers Hermeneutik in Konstanz rezipiert worden. Hans Robert Jauß folgte in *Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft* (1967) Gadammers Kritik des historischen Objektivismus.

Jauß übernimmt Gadammers Prinzip der Wirkungsgeschichte und der Horizontverschmelzung. Er versucht, Produktions- und Darstellungsästhetik in einer Rezeptions- und Wirkungsästhetik zu fundieren, indem er die Literaturgeschichte als Prozess der Rezeption von Texten durch Leser und als Prozess der Wirkung von Texten auf Autoren betrachtet. Literaturgeschichte hat dann nicht eine identische Bedeutung von Texten zu rekonstruieren,

sondern die historische Entfaltung des Sinnpotentials zu beschreiben, das sich in der Rezeption aktualisiert und in der Wirkungsgeschichte immer neu vergegenständlicht.

Collingwood und Gadamer folgend versucht auch Jauß, einen Text zu verstehen, indem er die Frage zu verstehen sucht, auf die dieser eine Antwort ist; und er begründet die Forderung der Rekonstruktion des Erwartungshorizonts, den die Lesergesellschaft eines bestimmten Zeitraums gegenüber dem literarischen Text ins Spiel bringt. Im Gegensatz zu Gadamer aber sieht er das Klassische nicht als Norm, sondern nur als historisches Moment. Deshalb betrachtet er literaturgeschichtliches Verstehen nicht als Einrücken in ein Überlieferungsgeschehen, sondern letztlich als Versuch, die Kluft zwischen Literatur und Geschichte zu überbrücken.

Jauß betont im Gegensatz zur traditionellen autorzentrierten Konzeption Hirschs die produktive Funktion des Lesers. Sein Kollege Wolfgang Iser hat sich in *Die Appellstruktur der Texte* (1971) die Aufgabe gestellt, das Verhältnis von Text und Leser beschreibbar zu machen. Bedeutungen werden danach nicht als rekonstruierbare Substanzen betrachtet, sondern erst im Lesevorgang als Produkt der Interaktion Text – Leser generiert. Der literarische Text ist nach Iser von allen Texten zu unterscheiden, die einen vom Text unabhängig existierenden Gegenstand vorstellen oder mittelbar machen. Der Text ist aber auch nicht bloße Projektionsfläche des Lesers. Er bietet vielmehr Einstellungen und Perspektiven, die die empirisch bekannte Welt verändern und verfremden. Daraus resultiert eine gewisse Unbestimmtheit, die der Leser auf unterschiedliche Weise verarbeiten kann. Wer den Text auf seine Erfahrung reduziert, normalisiert ihn und vernachlässigt damit die spezifisch literarische Qualität. Wer die Differenz wahrnimmt und produktiv verarbeitet, macht die eigentliche Qualität des *literarischen* Textes sichtbar. Ein solcher Text sei nie allseitig bestimmt, und diese Unbestimmtheit wachse in literarischen Texten seit dem 18. Jahrhundert, wie Iser in *Der implizite Leser* (1972) zu zeigen versucht hat.

Wenn die Textbedeutung allerdings erst in der Interaktion Text – Leser generiert wird, stellt sich die Frage, in welchem Verhältnis Rezeption und objektivierende Analyse zu sehen seien? Wie weit gelingt es, Werkssystem und Interpretationssystem zu trennen? Welche Kriterien adäquaten Verstehens sind denkbar? In seinem Buch *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung* (1976) betrachtet Iser den Text gleichsam als Partitur, die der Leser, indem er dem im Text vorgezeichneten Aktcharakter des Lesens folgt, konkretisiert. Die Leserin agiert als gleichsam „wandernder Blickpunkt“, der sich durch den Text bewegt, durch immer wieder neue Vor- und Rückgriffe neue Relationen schafft und neue Bedeutungsspielräume und Leerstellen wahrnimmt. Der Autor schreibt sich durch die Rezeptionsdisposition, auf die der Text angelegt ist, und durch die Brüche und Leerstellen ermöglichende Segmentierung und Perspektivierung des Texts in den Text ein. Der Leser konkretisiert diese Aktstruktur des Lesens und konstituiert im Rahmen dieser Spielräume und Lücken Bedeutung und Sinn.

Iser und Jauß machen mit exemplarischen Fallstudien deutlich, wie sehr eine Hermeneutik, die Interpretation als Bedeutungszuweisung betrachtet, die differenzierte ästhetische Erfahrung reduziert. (> *Kritik*) Kritische Stimmen meinten allerdings, dass solch differenzierte Analyse der Leseerfahrung unweigerlich im Subjektivismus individueller Reize und Reaktionen ende.

Dies führte Jauß dazu, Wirkung als das vom Text bedingte und Rezeption als das vom Leser bedingte Element der Konkretisation zu beschreiben. Natürlich bleibt dabei die von Vertretern der autorzentrierten Interpretation gestellte Frage offen, welche Norm denn über richtige und falsche Interpretationen entscheide.

Hans Ulrich Gumbrecht schlug deshalb vor, „im Rahmen einer deskriptiven Rezeptionsgeschichte die vom jeweiligen Autor intendierte Sinngebung als Hintergrund des Verständnisses und des Vergleichs von Sinngebungen über den von ihm produzierten Text zu benutzen“. (Gumbrecht 1975, 392) (> *Kritik*) Nicht einleuchtend ist hier die grundlegende

Voraussetzung, die vom Autor intendierte Sinnggebung sei leicht und unabhängig von den Voraussetzungen der Literaturwissenschaft rekonstruierbar. Praktisch dürfte sich die Rekonstruktion der vom Autor intendierten Sinnggebung nur bei Verfassern rhetorischer Texte mit eindeutiger Wirkungsintention und Verwendungsfunktion ergeben.

Peter Rusterholz schlägt vor, die Zeichenrelationen, die auf Rezeptionsdispositionen verweisen, als Indizien eines vom Autor intendierten Potentials möglicher Sinnggebung zu interpretieren. So kann zwar keine Norm, wohl aber ein Vergleichsgegenstand gegenüber anderen Sinnbildungen konstituiert werden, der zusammen mit den von Karlheinz Stierle postulierten historisch-systematischen Rezeptionsmodellen Stufen der Adäquatheit von Rezeptionen und Interpretationen zu qualifizieren erlaubt. Wir könnten Rezeptionsformen, die das Wahrgenommene unreflektiert nach privaten Erfahrungsnormen konkretisieren, historische Analysen, die im Text angelegte Rezeptionsdisposition rekonstruieren, und rezeptionsgeschichtliche Analysen und Interpretationen unterscheiden.

Die Konstanzer Rezeptionsästhetik hat die Literaturwissenschaft zu einer historischen Kommunikationssoziologie entwickelt, die mit Gadamer die Vorstellung eines unabhängig vom Prozess des Verstehens existierenden Objekts des Verstehens negiert, aber gegen Gadamers Negation der Methoden die durch Formalismus und Strukturalismus bereitgestellten analytischen Instrumente einsetzt, um die Steuerung der literarischen Kommunikation durch die Wirkungen des Textes zu analysieren und Aufnahme und Wirkung der Werke im objektivierbaren Bezugssystem zur Lesererwartung zu beschreiben, das sich aus dem Vorverständnis der Gattungen und dem Gegensatz von poetischer und praktischer Sprache ergibt. (Rusterholz, 131ff.)

Gadamers Prinzip der Wirkungsgeschichte, das die vermeintliche Unmittelbarkeit des Verstehens im Umgang mit überlieferten Werken destruierte, initiierte andererseits eine neue Aufmerksamkeit für Rezeption und Rezeptionsgeschichte literarischer Werke. So entstand das Programm einer Rezeptionsforschung, in der sich die Geschichte der ästhetischen Erfahrung mit der literarischen Hermeneutik so zu vermitteln suchte, dass der Sinnhorizont des literarischen Werkes erst im Zusammenspiel von Autor, Werk und Leser zu entwerfen war. (Jacob, 338)

Ausgangspunkt der Überlegungen von Jauß und Iser ist die Unmöglichkeit der *einen* richtigen Interpretation eines (historischen) Textes, der sich vielmehr in die Vielzahl seiner verschiedenen und alternativen Lesarten und Deutungsvarietäten auseinander faltet. An die Stelle des Werks und seiner Interpretation treten mithin die Beschäftigung mit und die Analyse von allen möglichen (und unmöglichen) Deutungen. Die Hermeneutik wird offener, pluraler – gesprächsoffener. (Jung, 176)

In der Rezeptionsästhetik wird Gadamers Begriff der Wirkungsgeschichte gewissermaßen umgedreht, die Perspektive des Publikums gewinnt die wichtigere Funktion. Leser werden in den Mittelpunkt des Textgestaltens und -verstehens gestellt. Als konstitutiv für Texte gilt nicht mehr die einsame Absicht des Autors, sondern die von ihm unterstellte – oder wirklich vorhandene – Interessenlage des Publikums. Dabei wird entweder *Der Akt des Lesens* (Iser 1976) oder der historisch zu rekonstruierende ‘Erwartungshorizont’ (Jauß 1970) eines ‘idealen Lesers’ zur wichtigsten Bezugsgröße. Alle auf die Produktionsseite der Textentstehung und des Verstehens fokussierten ästhetischen und hermeneutischen Ansätze werden relativiert. (Baasner, 97)

10. Im Gegensatz zu Gadamer, der die durch die moderne Linguistik und Literaturtheorie bereitgestellten Methoden weitgehend ausklammert, bezieht die hermeneutische Philosophie Paul Ricoeurs diese in weitestem Umfang ein. Sein Buch *De l'interprétation* (1965), dt. 1969 ist zwar eine Abhandlung über Freud, enthält aber schon in der Einleitung ein Kapitel über das Gebiet der Symbolinterpretation.

Ricoeur analysiert auch die für die literaturwissenschaftliche Hermeneutik grundlegend wichtige Differenz von mündlicher Rede und schriftlichem Text. Durch Verschriftlichung löst sich der Autor von seiner Rede, gewinnt der Text eine gewisse Autonomie, transzendiert sich der Autor durch die Perspektivierung zunächst des *literarischen* Textes. Während die mündliche Gesprächssituation auf eindeutige Adressaten verweist, ist der schriftliche Text im Prinzip unendlich großer Leserschaft offen und deshalb vielfältig interpretierbar. Im Gegensatz zum beschreibenden Sachtext, der wie die mündliche Rede auf eine bestimmte wirkliche Situation verweist, eröffnet der literarische Text einen Raum der Einbildungskraft, der zwar auf eine charakteristische Welt verweist, diese aber nicht wie der Sachtext oder der historische Quellentext raumzeitlich eindeutig bestimmt. Der Autor berücksichtigt diese dreifache Distanzierung mehrfach: indem er den Text so formuliert, dass er für sich selbst spricht, indem er die Redesituation mindestens durch Anzeichen skizziert und indem er eine spezifische Rezeptionsdisposition schafft. Diese soll dem Kommunikationsmodus einer bestimmten Gattung, eines Genres des Texts entsprechen und doch – im Falle eines literarischen Textes ersten Ranges – dem Text so viel Universalität zugestehen, dass er in verschiedensten historischen Epochen durch verschiedenste historische Leser rezipierbar bleibt.

Im Gegensatz zu einem Strukturalismus, der Sprache als System von Zeichen und Regeln, der vor allem die „langue“, den Systemcharakter der Sprache analysiert, beschäftigt sich Ricoeur mit der Semantik und Funktion der Texte im konkreten historischen Kontext. Er versucht, analytische Methodik und hermeneutisches Reflexionswissen mittels einer *Dialektik von Verstehen und Erklären* zu verbinden.

Entsteht das Werk nach Ricoeur durch Distanzierung („distanciation“), durch Lösung des Texts vom Autor, so versteht er in spiegelbildlicher Entsprechung Interpretieren als Aneignung („appropriation“). Er bezieht sich auf den durch Gadamer neu bestimmten Begriff der *Applikation* als integrierenden Bestandteil jedes hermeneutischen Prozesses.

Iser's Analysen des Leseakts und Jauß' rezeptionsgeschichtliche Ästhetik aufgreifend, beschreibt er die Interaktion zwischen Text und Leser als Dialog mit mehreren Phasen verschiedener Qualitäten der Lektüre, von der wahrnehmend genießenden Rezeption vorerst noch unbestimmter Bedeutungselemente zur Thematisierung der provozierten Fragen der Bedeutung, schließlich zur Frage nach dem historischen Horizont des Textes, um endlich die Frage: 'Was sagt der Text? Auf welche Frage war er eine Antwort?' in die Frage überzuführen: 'Was sagt mir der Text? Inwiefern greift er ein in mein Leben? Inwiefern bewegt er nach Prozessen der Wahrnehmung, der Identifikation und Verfremdung der kathartischen Wirkung nicht nur Reflexion und Selbsterkenntnis, sondern wirkt durch die Schaffung neuer Werte und Normen, die der herrschenden Moral entgegenstehen oder sie erschüttern, auch auf mein Handeln im wirklichen Leben?' (Rusterholz, 134 ff.)

Mit der poetischen, schöpferischen *Einbildungskraft*, die sich in der Dichtung darstelle, verbinde sich, so Ricoeur, immer auch *Erkenntnis* über die Welt des Textes, wie über Welt und *Existenz* des Interpreteten. (Jacob, 339)

Wo Heidegger wie auch Gadamer das interpretierende Subjekt als Hüter der Tradition und damit als (passives) Glied einer Reihe gesehen haben, da aktiviert Ricoeur geradezu die Potenzen des Subjekts. Der Leser als Interpret vertieft, indem er sich deutend mit dem Text auseinandersetzt, seine eigene Welterfahrung; er erschließt sich über den Text neue Möglichkeiten, in der Welt zu sein.

Über alle Unterschiede hinweg bleibt jedoch der hermeneutische Verstehensprozess bei Heidegger, Gadamer und Ricoeur in einen existentialontologischen Bezugsrahmen eingespannt, in dem es um die Erhellung der Daseinsproblematik geht. Die hermeneutische Wende der Philosophie, die den (literarischen) Text zu einem ausgezeichneten Reflexionsgegenstand erhebt, ist damit nur uneigentliche Rede über Kunst und Literatur, die zur Eigentlichkeit erst durch die philosophische Daseinsanalytik gekürt wird. (Jung, 172)

Für Ricoeur stellt das „Problem des Doppelsinns der Sprache“ (Ricoeur 1974, 19) die eigentliche Herausforderung der Hermeneutik dar. Damit meint er in erster Linie die durch Freud entdeckte Symptomatik der Sprache im Spiel zwischen Bewusstem und Unbewusstem.

Durch die Reduzierung der Hermeneutik auf eine „Theorie der Regeln, die eine Exegese leiten“ (ebd., 20), entlastet Ricoeur sie vom Universalitätsanspruch einer philosophisch-anthropologischen Theorie des Verstehens. Ausgangspunkt bleibt jedoch der klassisch-romantische Symbolbegriff, den er umstandslos mit dem linguistischen Zeichenbegriff gleichsetzt. Mit der Semiotisierung der Hermeneutik wird zumindest die Tatsache eingestanden, dass in der Wahrnehmung des Interpreten nur *ein* je präsenten Zeichensystem existiert. Dennoch hält Ricoeur an der hermeneutischen Tradition fest, die davon ausgeht, dass sich über die Intention des Autors, über unbewusste Prozesse oder geniale Sprachschöpfung tieferer Sinn unsichtbar-sichtbar in den Text einschreibt. Hermeneutik umfasst für ihn die Wiederherstellung der ursprünglichen „Botschaft“ und die Entmystifizierung ihrer mitgelieferten Selbstdeutungen. (Bogdal, 146)

11. Peter Szondi verfolgte für sein Projekt einer *materialen Hermeneutik* die Tradition der Texthermeneutik bis ins 18. Jahrhundert zurück. Vor allem erinnerte er sich an Schleiermachers Verstehenslehre als einer „neuen auf die Beobachtung des Sprachmaterials gegründeten Hermeneutik“. Damit lag eine verstärkte Hinwendung zu sprachanalytischen Verfahren nahe. (Jacob, 338)

a) Szondi ist bestrebt, die Entwicklung der modernen Hermeneutik zu korrigieren. Bisher sei die Hermeneutik zu sehr an philosophischen Fragen interessiert gewesen, ohne auf die spezifisch literaturwissenschaftliche Relevanz der Lehre des Verstehens einzugehen. Er plädiert für eine hermeneutische Lehre, die philosophische Grundlagen mit philologischen Ansprüchen verbindet. (Geisenhanslücke, 57f.)

b) Szondi ist mit Benjamin an einer Aufwertung der allegorischen Deutung interessiert. Er unterscheidet die Aufgabe der Hermeneutik als Sicherung der wörtlichen und der übertragenen Bedeutung eines Textes. Erst die grammatische und die allegorische Auslegung vermögen zusammen einen gültigen Begriff der Hermeneutik zu definieren. Was Szondi von einer literarischen Hermeneutik fordert, ist die Verbindung der philologischen Bestimmung des Wortsinns mit der philosophischen Kunst der Interpretation. (Geisenhanslücke, 58f.)

c) In seiner Celan-Interpretation deutet Szondi die Unverständlichkeit, anders als Gadamer, nicht als Aufforderung zu einer philosophischen Durchdringung der Texte Celans, sondern als Eingeständnis der Grenzen der traditionellen Hermeneutik. Er betont daher, dass das Fehlen von Eindeutigkeit in Celans Texten kein Mangel sei, sondern ihr Strukturgesetz. Daher könne es der Interpretation von Celans Gedichten nicht darum gehen, den Sinn des in ihnen Gesagten hermeneutisch zu entschlüsseln. Das Gedicht muss vielmehr in der Entschlüsselung als verschlüsseltes verstanden werden. (Geisenhanslücke, 59).

12. Manfred Frank knüpft ebenfalls an die Hermeneutik Schleiermachers an. Er hält dabei gegen die strukturalistische Bestreitung des hermeneutischen Subjekts an diesem als unhintergehbare *Individualität* fest. In jedem literarischen Text sei immer auch ein sprachschöpferisches, individuelles Moment am Werk, das seine strukturelle Beschreibung in Frage stelle, wie andererseits jeder originelle Sprachgebrauch eines Autors durch eine strukturell geprägte Sprachkonvention vermittelt sei. (Jacob, 338)

Das Beispiel Manfred Franks zeigt, dass Hermeneutik heute nicht mehr einsträngig die Tradition phänomenologischer bzw. existentialontologischer Konzepte einfach fortsetzen kann, sondern vielmehr den in anderen Wissenschaften akkumulierten Wissensstand nicht unterschreiten darf. (> *Verdienste*) Seine Arbeiten demonstrieren ein Problembewusstsein,

das nicht unterboten werden darf, will Hermeneutik weiter ihre Stimme und ihr (ohnehin von anderen bestrittenes) Recht auf einen Platz im Konzert der Deutungsalternativen behaupten.

Es geht Frank darum, im Gegenzug zur traditionellen Hermeneutik die Einsichten anderer Textwissenschaften (z.B. der Linguistik) zur Geltung zu bringen, zugleich aber auch deren Grenzen unter Rückgriff auf eine an Schleiermacher und Sartre geschulte Hermeneutik sichtbar zu machen.

Dennoch bleibt am Ende das alte Problem weiter bestehen: die Subjektivität bzw. Individualität als Methodenproblem. Denn Subjektivität ist nach Frank der letzte, methodisch nicht einholbare oder gar überbietbare Rest in jedem Verstehensakt. Analog zum Werk, in das sich sein Autor auf unvergleichliche Weise eingeschrieben hat, muss auch die schöpferische Aktivität des Interpreten, sein kreatives Mitschaffen, akzeptiert werden. Gegen das doppelte Missverständnis des Strukturalismus, wonach Produzent und Rezipient eines Werkes in Sprachstrukturen befangen bleiben, die sich selbst erzeugen, bringt Frank die Schleiermachersche Einsicht wieder ins Spiel, dass jeder Sprachteilhaber an und in der Sprache mitwirkt, ja Neues in ihr hervorbringt. In bezug auf den Verstehens- bzw. Interpretationsakt bedeutet das, dass dieser als produktiver Vorgang, als „Schaffen“ begriffen werden muss.

Jede Auslegung bleibt daher am Ende auf sich selbst verwiesen. Es bleibt ein subjektiver Rest; es bleibt das Individuum als sinnsetzende (also produktive) Instanz, das *Verstehen* als subjektiver, nicht in Regeln auflösbarer, methodisch-unmethodischer Akt.

Was ist Hermeneutik: methodisches Verfahren oder geniale Anschauung? Nach Frank lässt sich diese Frage mit: weder-noch und doch auch (paradox) mit: beides zugleich beantworten. Beides kommt ins Spiel: auf der eine Seite die notwendige und gebotene Reflexion des Wissensbestandes anderer Textdisziplinen und Methoden, die Hermeneutik zur Anwendung bringen muss, auf der anderen Seite die nachdrückliche Betonung des 'subjektiven Faktors', der vielfach von eben diesen anderen Disziplinen und Verfahrensweisen zur *quantité négligable* und zum störenden Element degradiert wird. Dazwischen ist die Hermeneutik situiert. (Jung, 173ff.)

Vielleicht wäre Hermeneutik noch am ehesten weniger als Methode denn als das gute oder schlechte Gewissen aller anderen Text- wie Kulturwissenschaften zu bestimmen, das das Bewusstsein von der Subjektivität als Methodenproblem ständig wachhält und einklagt, wodurch sie sich am Ende schließlich noch zur Metatheorie qualifizieren mag. (Jung, 178)

Auf die mehrdeutige Auslegung von literarischem Stil zielt Manfred Franks an Schleiermacher orientierte 'divinatorische Hermeneutik', die mehr die Fähigkeit zur 'Divination' (Erraten) als die methodische Standardisierbarkeit in den Mittelpunkt stellt. (Baasner, 97)

Manfred Frank entwickelt seine Schleiermacher-Deutung in der Auseinandersetzung mit Derrida, Lacan und anderen Theoretikern der Gegenwart. Er liefert in seinen Schriften, die auch in anderer Hinsicht Schleiermacher weit hinter sich lassen, das komplexe und durchdachte System einer konkurrenzfähigen modernen Hermeneutik, die plausibel begründen kann, weshalb zwar nicht zwischen einer richtigen und zahllosen falschen, dafür aber doch zwischen richtigeren und weniger richtigen Textdeutungen unterschieden werden kann. (Schneider, 215)

Obwohl Frank Verstehen und Interpretieren weiterhin als Grundlage der Aneignung von Texten aufrecht erhält, nimmt er nicht mehr die prätextuellen Bedeutungszuschreibungen z.B. an den „Strom der Geschichte“ (Dilthey) auf. Poststrukturalistischen Kritikern gesteht er zu: „das Subjekt ist nicht länger mehr Herr seines Sinns, es erwirbt sein 'Selbstverständnis' im Zeichen-Zusammenhang einer Welt, in deren Struktur eine bestimmte Deutung des Sinns von Sein eingegangen ist“. (Frank 1984, 181). Die neuere Hermeneutik gibt, die „Grenzen der Beherrschbarkeit der Sprache“ anerkennend, zumindest die Vorstellung eines

ursprünglichen, mit sich identischen Textsinns auf, den es durch die Interpretation freizulegen gelte. (Bogdal, 147)

13. Im hermeneutischen Verstehen steht das Subjekt dominierend im Zentrum, sein Verhältnis zum Objekt ist zirkulär. Dies gilt um so mehr für die werkimmanente Interpretation, deren 'Begreifen, was uns ergreift' den persönlichen Eindruck des Interpreten in den Vordergrund rückt, und damit die individuelle Meinung im Gegensatz zur allgemeingültigen Aussage stark macht.

Verstehen richtet sich, nach gemeinsamer Ansicht sämtlicher hermeneutischen Auslegungskonzepte auf die inneren Aspekte des Gegenstandes, seien sie gefasst als Ideen (Manifestationen des Geistes) oder als psychische Positionen und Prozesse in kommunikativen Lebenszusammenhängen (Lebensäußerungen). Damit konzentriert sich das Verstehen auf solche Phänomene, die nicht einfach anhand ihrer äußeren Merkmale und Erscheinungsweisen beobachtbar sind, sondern als Motive, als Handlungsabsichten erkannt werden müssen, die einer relativen Entscheidungsfreiheit der Individuen unterliegen. Ob die Intention mehr im Autor (*intentio auctoris*), im Text (*intentio operis*) oder im Leser (*intentio lectoris*) vermutet wird, verschiebt nur die Blickrichtung. Hier tritt das nach Verstehen strebende Subjekt über eine historische – zeitlich, räumlich und kulturell bestimmte – Distanz mit den Äußerungen eines anderen Subjektes in Kontakt; und zwar bemüht es sich darum, die individuellen Meinungen des anderen Subjektes zu erschließen. Verstehen richtet sich stets auf Bewusstseinsinhalte. In diesem Prozess gewinnt der Gegenstand ein Eigenleben: zwar ist der Text festgeschrieben, doch variieren seine Bedeutung und sein Sinn je nach dem Ausgangspunkt des Verstehensaktes. Der Gegenstand ist also einerseits als Text materiell unveränderlich, andererseits gewinnt er als Aussage erst im Laufe des hermeneutischen Verfahrens seine für das Verstehen relevanten Konturen. (Baasner, 91f.)

14. Es gibt mindestens drei Basismodelle des Verstehens: Es ist beschreibbar als ein erfolgreiches Hineinversetzen in das andere Subjekt, als ein mehr oder weniger mühevolleres Zusammensetzen einzelner Teile seiner Äußerungen oder als der schöpferische Neuentwurf dessen, was ein Text andeutet. Im ersten Modell geschieht ein Nachvollzug des in der Äußerung Gemeinten, im zweiten dessen Rekonstruktion und im dritten seine erratende (divinatorische) Wiedererzeugung.

Insgesamt beruht der Vorgang des Verstehens auf so komplexen intellektuellen Operationen, dass deren Bewusstmachung und Eingrenzung kaum möglich erscheint. Eine Kontrolle bleibt letztlich darauf beschränkt, die Ergebnisse des Verstehens auf ihre Plausibilität hin zu befragen. (Baasner, 92)

15. Generell ist der Sinn literarischer Texte eher dem Verstehen als dem Erklären zugänglich; partiell kann er zwar auch empirisch erfasst und erklärt werden, doch erreicht dies nie die Komplexität, die im Verstehen aufgenommen werden kann. Einer Erklärung oder Erläuterung einzelner Textkomponenten bleibt der integrierende Sinn des Textes gänzlich verschlossen.

Die hermeneutische Interpretation darf sich aber durch vermeintlich schöpferisches Verstehen nicht willkürlich über das sozial(-historisch) Erklärbare hinwegsetzen. Die seit den 1960er Jahren intensivierte Auseinandersetzung um den Gegensatz von empirischem Erklären und hermeneutischem Verstehen hat zu einem erkenntnistheoretischen Kompromiss geführt: erklären, was erklärt werden kann, verstehen, was nicht erklärbar ist.

Steht statt der historischen Komponente ein *aktualisierter* Umgang mit literarischen Texten im Vordergrund, ist mit sozialhistorischer Erklärung nichts mehr zu gewinnen. Was ein Text heute für einen Leser bedeutet, welchen Sinn ihm dieser zumisst, hängt vom individu-

ellen Verstehensakt ab. Dies fällt aber nicht mehr in den Bereich der wissenschaftlichen Erkenntnis. (Baasner, 93f.)

16. Interpretation steht in einem schlechten Ruf. Interpretation, so lassen sich die Vorbehalte zusammenfassen, sei eine Spielwiese für all diejenigen, die in die von ihnen behandelten Texten etwas hineininterpretieren wollten. Wenn das so wäre, dürfte Interpretation tatsächlich nicht zur Literaturwissenschaft gerechnet werden.

Sind schlechte und bessere Interpretationen wirklich zu unterscheiden, und wenn, nach welchen Kriterien? Gibt es völlig falsche unter ihnen? Interpretationen lassen sich methodisch nur in Teilen als Abfolge von Regelmäßigkeitsannahmen (Deutungshypothesen) auffassen, die an einer empirischen Datenbasis (dem Text oder seinen Kontexten) prüfbar sind. Dem steht vornehmlich die mangelnde Erklärbarkeit von Sinn im Wege.

Jede Interpretation muss in sich widerspruchsfrei und zusammenhängend sein (Konsistenz), sowohl im Hinblick auf die aus theoretischen Überlegungen heraus gewählte Erkenntnis-methode als auch auf die Darstellung. Interpretationsthesen müssen das relevante Wissen der Disziplin beachten, besonders aber bereits vorliegende andere Interpretationen zum Text berücksichtigen. Zugleich sollen sie in diesem Rahmen etwas Neues bieten. Interpretationen sind nie abgeschlossen, weil immer ein weiterer, neuer Aspekt gefunden werden kann. Unterschiedliche Interpretationen sind gleichwertig, wenn sie im Rahmen des zugrundegelegten Ansatzes die genannten Kriterien erfüllen.

Wenngleich die genannten Punkte kein Prüfverfahren mit objektiver Strenge erzeugen, bieten sie doch Maßstäbe zur Beurteilung von Interpretationen. Diese Maßstäbe haben sich im Laufe der Zeit bewährt – auch wenn sie die Kritik an der Subjektivität von Interpretationen nicht ganz entkräften können. Die Instanz, die über Akzeptanz oder Zurückweisung von Interpretationen entscheidet, ist die disziplinäre Gemeinschaft. Eine Interpretation setzt sich durch, wenn sie für eine möglichst große Gruppe nachvollziehbar, ihre Ergebnisse also offensichtlich oder überzeugend sind. (Baasner, 103)

17. Noch zu Beginn der siebziger Jahre schien es erstrebenswert, die auf unterschiedliche Weise hermeneutisch fundierten Methoden der Literaturwissenschaft mit den an Saussure anschließenden strukturalistischen und textlinguistischen Methoden zu einem neuen textwissenschaftlichen Paradigma zu verbinden. Dass die Kluft zwischen *deskriptiven* strukturalistischen und *interpretierenden* hermeneutischen Methoden dennoch nicht überbrückt wurde, lag nicht allein am Ausbleiben eines konsensfähigen Gesamtkonzepts. Denn inzwischen hatten die profiliertesten Vertreter des Strukturalismus in Frankreich den ‘Szientismus’ ihrer bisherigen Arbeiten selbst kritisiert und zugleich die wissenschaftstheoretischen Prämissen geistes- bzw. humanwissenschaftlicher Verfahren auf eine Weise verworfen, die statt einer Synthese eine radikale antihermeneutische Umorientierung auch in den Literaturwissenschaften nahe legte.

Diese ‘poststrukturalistische’ Kritik richtete sich nicht mehr gegen einzelne Methoden und deren Grenzen, sondern stellte die Gegenstände und Untersuchungseinheiten bisheriger Forschung selbst in Frage: den *Text* als kohärentes, entzifferbares Werk, den *Autor* als Schöpfer von Sinn und die *Geschichte* als totalisierbaren, sinnhaften Prozess. Sie setzten dagegen: die *Unlesbarkeit* der Texte, das *Verschwinden* des Subjekts und die *Textualität* der Geschichte. Nicht, welche ‘Bedeutung’ Texte, Subjekte und Geschichte haben, sollte untersucht werden, sondern auf welche Weise sie konstituiert werden und welche heterogenen Praktiken sie bündeln. (Bogdal, 139f.)

18. Die poststrukturalistische Behauptung, dass die Hermeneutik die Antwort überforderter Individuen auf die seit Ende des 18. Jahrhunderts rapide anwachsende Sinnproduktion gewesen sei, lässt sich historisch wohl kaum belegen. Zwar kann man Schleiermachers



Hermeneutik als Antwort auf gesellschaftlichen Komplexitätszuwachs sehen, jedoch eher im Sinne von Diskursvernetzungen und Wissensverknüpfungen der Moderne. Die klassisch-romantische Kunst wird erst durch den Symbolbegriff und eine Ästhetik des sinnlichen Scheinens der Idee wieder 'lesbar', allerdings nur für jene, die über dieses Wissen verfügen.

Texte und mit ihnen die Literatur gelten im Poststrukturalismus nicht länger als Teil eines homogenen Kultur, die auf intersubjektive Verständigung zielt. Für den späten Roland Barthes etwa erscheint das 'Wort' als zeitlich unabgeschlossener Prozess, dessen Bedeutung mit jedem neuen Wort verschoben wird und niemals im hermeneutischen Sinn zu verstehen ist. Die Lektüre, die den unendlichen Text weiterschreibt, erwächst einem Begehren, das gerade durch den Mangel an Bedeutung ausgelöst wird. Der Text verbirgt nicht in der Tiefe einen Sinn, den der Interpret im Nachvollzug aufzudecken hätte; er ist eine unendliche Bewegung, die der Leser für einen Moment, den der Deutung nämlich, anhält. (Bogdal, 148f.)

19. Es zeichnen sich drei ernsthafte alternative Ansätze ab, die auf unterschiedliche Weise die hermeneutischen Selbstverständlichkeiten in Frage stellen.

(1) Historische Diskursanalyse. Foucaults diskursanalytische Arbeiten sind, methodisch betrachtet, ein Gegenmodell zu Gadammers hermeneutischem Dialog des Interpretieren mit dem Text. Genau dessen konstituierendem Moment, der Autonomie des verstehenden Subjekts und des verstandenen Werks, gilt die Kritik – und damit der Vorstellung, dass sich hinter einem Text, der uns nur in seiner 'Materialität' gegenwärtig ist, immer ein Subjekt verberge, dessen ursprüngliche Aussage seine eigentliche Bedeutung ausmache.

Aus der Vorgehensweise der Diskursanalyse [vgl. die zugehörige Kompakt-Einführung] ergeben sich gravierende Einwände gegen hermeneutische Selbstverständlichkeiten. Zunächst sind das Werk und sein Autor nicht mehr unbefragt Ausgangs- und Endpunkt der Interpretation. Sie werden zu 'Elementen' größerer synchroner und diachroner Einheiten. Texte werden radikal auf ihre 'Materialität' reduziert, also von Selbst- und Fremdzuschreibungen und damit der Interpretation getrennt.

Foucault betrachtet den Autor nicht als Subjekt der Aussage, dessen Intention und deren Inhalt zu untersuchen wären, sondern als 'Aussagesubjekt', das erst durch bestimmte Praktiken als ein 'Subjekt' konstituiert wird, das sich dann in der Position eines Aussagenden befindet. Bedeutung haben Texte aus dieser Sicht nicht von 'innen'; sie wird innerhalb kultureller Entwicklungen und vor allem durch Machtbeziehungen von 'außen' je historisch hergestellt.

(2) Dekonstruktion. Die von Gadamer geprägte literaturwissenschaftliche Hermeneutik ist einem Modell der *Repräsentation* von Sprache verpflichtet. Ausdruck, Bedeutung und Wirklichkeitsbezug eines Textes entspringen nach diesem Konzept nicht dem System der Zeichen, sondern einem vorgängigen Bewusstsein; Zeichen bilden das Denken eines Subjekts oder die Realität ab. Dass die Dichtung dem Text vorangeht und ihren Sinn in ihm fest schreibt, hat Gadamer immer wieder betont.

Derrida und der literaturwissenschaftliche Dekonstruktivismus lehnen die Vorstellung einer vorangehenden und sich durch die Zeit bewahrenden Bedeutung als 'Metaphysik' ab. Für sie sind 'Zeichen' im Sinne einer konsequent strukturalistischen Lesart Saussures die Gegenwart eines 'Abwesenden', Lese-Zeichen, die einzig auf die Differenz zu anderen Zeichen eines Systems verweisen. Die Zeichen gehen der Bedeutung voraus, die erst durch die Lektüre hergestellt werden muss. Aber auch die Lektüre vermag die im System präsente Bedeutung nicht zu erreichen, weil sie immer nachträglich ist. Jede Lektüre ist einmalig und wird durch eine neue Lektüre revidiert.

Wenn Bedeutung im System der Sprache gründet, dann kann es auch keine kohärente Weitergabe vom Autor über den Text zum Leser geben, welche die hermeneutische Interpretation gegen Verlust zu schützen hätte. Ein Text, der weder seinen Sinn in sich selber hat noch eine Bedeutung, die ihm vorausgeht, kann auch nicht auf einen authentischen oder ursprünglichen Sinn hin entziffert werden.

Dekonstruktion unterstellt die interne Heterogenität von Texten, wie die Hermeneutik eine (letztlich Homogenität garantierende) Tiefendimension annimmt.

(3) Konstruktivistische Ansätze. Die antihermeneutische Haltung des empirischen Konstruktivismus und der von der Systemtheorie geprägten Literaturwissenschaft erwächst aus ihrer Grundorientierung am naturwissenschaftlichen Paradigma. Dem vagen geisteswissenschaftlichen Interpretieren möchte diese Richtung empirisch fundierte Textdeskriptionen entgegensetzen.

Während die literaturwissenschaftliche Hermeneutik Texten als 'Werken' Subjekteigenschaften zuschreibt und die interpretierenden Individuen als deutungsmächtige Instanzen anerkennt, streitet der Konstruktivismus ab, dass man (empirisch nachprüfbar) Aussagen über den Text und das verstehende Individuum treffen könne. Text und Leser seien autonome, 'geschlossene' Systeme, zu denen wir keinen unmittelbaren Zugang haben und die wir deshalb im emphatischen Sinn der Hermeneutik nicht 'verstehen'. Zu untersuchen ist daher einzig das uns zugängliche Material: die vielfältigen 'Interpretationen', die Individuen äußern oder die in einer Kultur oder Gesellschaft kommuniziert werden.

Den literarischen Text sieht der Konstruktivismus als einen Reiz oder Impuls. Dieser löst eine interpretierende Aktivität des Subjekts aus. Was eine konstruktivistische Literaturwissenschaft aufdeckt, sind „primär die Eigenschaften von Beobachtern, nicht die der 'Gegenstände', der 'Texte'. (Scheffer 1993, 145) Sie ist an den kognitiven Vorgängen interessiert, durch die ein Leser Sinn-Welten aufbaut, 'konstruiert'.

Mit dem Poststrukturalismus teilt der Konstruktivismus die Voraussetzung, dass Texte keine in ihnen selbst liegende Bedeutung haben. Als 'Zuschreibungen' von Individuen sind die Beschreibungsvarianten so unterschiedlich wie ihre 'Erzeuger'.

Der Konstruktivismus reduziert den literarischen Text auf eine *Funktion* im Wahrnehmungs- und Verstehensprozess. Daraus folgt eine Vernachlässigung traditioneller literaturwissenschaftlicher Arbeitsfelder und eine Neuorientierung in Richtung einer empirischen Medienwissenschaft. (Bogdal, 149ff.)

20. Gespräche zwischen Hermeneutik und antihermeneutischen Positionen sind extrem schwierig, da die genannten Parteien von völlig verschiedenen philosophischen und sprachtheoretischen Voraussetzungen ausgehen. (Rusterholz 2, 158)

21. Die Rezeption des Russischen Formalismus und des Strukturalismus führte zu einer linguistischen Wende nicht nur der Sprach-, sondern auch der Literaturwissenschaft. So setzt z.B. Klaus Baumgärtner der subjektiven Kunst hermeneutischer Werkinterpretation seine objektive, strukturalistische Formanalyse des Textes gegenüber, die dessen Funktion im sozialen System erforscht. Fernziele dieses Konzepts sind die elektronische Übersetzung dichterischer Texte und eine Poetik, die es erlauben würde, Texte mit exakt bestimmbareren Wirkungen auf die Leser zu schreiben; der Text würde so zur eindeutigen Botschaft mit kalkulierbarer Wirkung.

Titzmann will den Pluralismus der Interpretationen durch strukturelle Analysen der Rekonstruktion des Einzeltexts und der ihm zugeordneten Kontexte ablösen.

(>*Kritik*) Der literarische Text wird zum Katalog eines Systems von Beschreibungssätzen, die den Text auf kulturelles Durchschnittswissen reduzieren. Vor diesem Hintergrund ist der Radikalismus poststrukturalistischer Strömungen erklärbar. (Rusterholz 2, 159f.)

22. Im Post- oder Neostrukturalismus wird Saussures These, die Sprache sei eine Form differentieller Relationen, radikalisiert. Dadurch werden Begriffe wie „Text“ oder „Kunstwerk“, sofern sie als objektiv rekonstruierbare Substanzen gedacht werden, unmöglich. (Rusterholz 2, 161)

23. Nicht nur das Denken von Hermeneutik und ‘Anti-Hermeneutik’ ist grundsätzlich verschieden, sondern auch die Objektkonstitution. Traditionelle Hermeneutik rekonstruiert ein Textobjekt im Sinne des Autors. An der Rezeptionsästhetik orientierte Hermeneutik beschreibt die Appellstruktur der Texte, die zwischen Text und Leser vermittelt. Derrida analysiert die Suche der Signifikanten nach dem nie Erreichbaren, aber doch immer wieder ersehnten und immer wieder aufgeschobenen Signifikat. De Man reflektiert die kognitive Struktur unauflöslich widersprüchlicher Lektüre. Kein Wunder, dass schließlich Literaturtheorien konzipiert werden, die entweder den Text als reine Projektion des Lesers betrachten oder aber, um der Annahme vollständiger Anarchie und Willkür der Literaturbetrachtung zu entgehen, die These vertreten, das Subjekt der Zeicheninterpretation, die die Deutungen bestimmende Größe, sei die Sozialisationsformen prägende Gemeinschaft, also eine letztlich politische Macht. (Rusterholz 2, 170)

24. Es gibt aber auch einen gemeinsamen Nenner beider Parteien. Die Hermeneutik im Sinne Gadammers und der Poststrukturalismus im Sinne Derridas distanzieren sich vom Repräsentationsmodell der Sprache und von den einfachen sprach- und texttheoretischen Modellen. Derrida und Gadamer lehnen die Vorstellung von Codes, die die identische Zeichenreproduktion, die einen einfachen Bedeutungstransport erlauben, entschieden ab. Diese Modelle erfassen Textsorten und kommunikative Funktionen praktischer Alltagsrede und mechanisierbarer Abläufe von Handlungen. Differenzierteres Verstehen, wie es mitmenschliches Verstehen oder das Verstehen literarischer Texte erfordert, erfassen sie deshalb nicht, weil das Funktionieren dieser Modelle die restlose Konditionierung und Konventionalisierung von Sprache voraussetzt. Sprache reduziert sich dann notwendig auf ‘leere Rede’, die nur wiederholt, was schon einmal viele gesagt haben.

Literarische Texte z.B. Mallarmés oder Celans sagen Unsagbares, enthalten aporetische Aussagen, das heißt sie widersprechen sich selbst, verweigern rationalisierbaren Sinn, um doch durch Klang und Rhythmus auf ästhetisches Aussagepotential zu verweisen, das sich nicht nur eindeutiger Bedeutungsrekonstruktion, sondern auch hermeneutischer Bedeutungs- und Sinnkonstitution entzieht. (Rusterholz 2, 175f.)

25. Die Frage, welchen Sinn der hermeneutische Zirkel für die Literaturwissenschaft haben könne, ist häufig gestellt worden. Man kann fragen, ob es sich hierbei überhaupt um einen methodisch vollziehbaren Vorgang handelt – oder um etwas, das wir sowieso schon immer irgendwie tun. Diese zweite Deutung hat insbesondere Heidegger nahegelegt, indem er den Zirkel zu einer Grundstruktur des Daseins erklärte. Aus analytischer Perspektive dagegen erscheint der Zirkel als ein methodisches Quidproquo: als die Ersetzung des einen durch das andere, wobei man beides (eigentlich) nicht hat. Man hat deshalb auch versucht, den hermeneutischen Zirkel aufzulösen bzw. analytisch umzuformulieren. Das Ganze wird z.B. von Göttner-Abendroth als Gesetzhypothese aufgefasst, unter die das einzelne zu subsumieren sei.

Was ist aus hermeneutischer Perspektive als das Ganze eines Romans, z.B. des Mann ohne Eigenschaften, anzusehen? Wir würden antworten, dieses Ganze sei nicht anders als in verschiedenen Interpretationen da, und wären mit dieser Antwort offenbar erneut in einen hermeneutischen Zirkel verstrickt. (Japp, 588)

26. Die Zirkelstruktur ist für die Hermeneutik typisch. Umgekehrt ist es für manche formalisierende Methoden typisch, dass sie ihre Option auf Rationalität und Genauigkeit durch einen Verzicht auf Ganzheitsentwürfe (ganzheitliche Interpretationen) durchzusetzen versuchen. Das ist etwa in Roland Barthes' Balzac-Lektüre der Fall. Hier wird zwar ein ganzer Text (*Sarrasine*) gedeutet – und zwar äußerst minutiös, nämlich Satz für Satz und Wort und Wort, aber gerade durch dieses minutiöse Verfahren zerfällt der Text in lauter einzelne Teile, die nacheinander kommentiert, aber nicht zusammen gedeutet werden. (Japp, 589)

27. Paul Valéry kritisiert nicht nur die spezifisch neuzeitliche Überschätzung des Autors, er wendet sich auch gegen die wesentlich ältere Idee, dass es einen wirklichen Sinn eines Textes gebe. Diesen Sinn hatte Sokrates (im *Ion*) von den Wörtern unterschieden und ihn mit der 'Meinung' des Autors identifiziert. Diese Position können wir als hermeneutischen Essentialismus bezeichnen. Wenn Valéry dagegen an diesen Sinn nicht mehr 'glaubt', so können wir von der Position eines hermeneutischen Nihilismus sprechen. Im Anschluss an Valéry gibt es nunmehr unendlich viele mögliche Interpretationen eines Textes; aber es gibt keine Instanz mehr, mit der wir entscheiden könnten, welche Interpretation die bessere, geschweige denn die richtige ist. Zwischen diesen Extremen entfalten sich die hermeneutischen 'Systeme', die alle auf die eine oder andere Weise auf der Suche nach dem Sinn sind. (Japp, 584)

28. Lange Zeit galt der hermeneutische Imperativ des Verstehens innerhalb der historischen Geisteswissenschaften als eine Selbstverständlichkeit: So wie es der Theologie um die rechte Auslegung der Heiligen Schrift und der Jurisprudenz um die rechte Auslegung der Gesetze geht, so schien es der Literaturwissenschaft um die rechte Auslegung literarischer Texte zu gehen. Erst mit dem „linguistic turn“ kristallisierte sich auch die Gestalt einer neuen Literaturtheorie heraus, die sich von den Imperativen der Hermeneutik weitgehend emanzipiert. Von der hermeneutischen Kategorie des Sinns über die strukturalistische Einsicht in die Abhängigkeit der sprachlichen Bedeutung von der Form des Zeichens bis zur vollständigen Auflösung des Sinns in den Begriffen der sprachlichen Differenz, der Macht des Diskurses oder den Aufschreibesystemen technischer Medien reichen die heterogenen Ansätze der Literaturtheorie. (Geisenhanslüke, 142)

### Kritik

1. (Zu Gadamer, vgl. B 2.2.): Für jeden, der die Hermeneutik anwenden will, ist Gadamers Auskunft relativ bedeutungslos. Für den Literaturwissenschaftler kann der Sinn des Zirkels nicht darin bestehen, jeweils der Struktur des Daseins gewahr zu werden, weil ihm dies nichts über den zu verstehenden Text und auch nichts über seine Interpretation sagt. (Japp, 590f.)

2. Wenn es zunächst so scheint, als seien die Interessen der speziellen Hermeneutiken auf selbstverständliche Weise in der allgemeinen Hermeneutik aufgehoben, so erweist sich das bei näherem Hinsehen als Schein. Tatsächlich hat die spezielle Hermeneutik (und hier insbesondere die philologische Hermeneutik) wenig oder gar nichts von der Grundlagenproblematik lernen können, jedenfalls nichts, was für sie von praktischem Interesse wäre. Häufig ist es deshalb so, dass Hermeneutik und Interpretation gar nichts miteinander zu tun haben. Während sich die Hermeneutik als reine Theorie (als Philosophie des Verstehens) etabliert, realisiert sich die Interpretation weiterhin als ein praktisches Handwerk (als *ars interpretandi*). Die Frage nach der gelungenen Vermittlung zwischen Theorie und Praxis lässt

sich freilich auch an alle anderen Methoden im Zusammenhang der philologischen Wissenschaften richten. (Japp, 591)

### Wichtige Vertreter und Werke (Auswahl)

- Apel, Karl-Otto u.a (1971): *Hermeneutik und Ideologiekritik*. Frankfurt/Main.
- Betti, Emilio (1962): *Die Hermeneutik als allgemeine Methodik der Geisteswissenschaften*. Tübingen.
- Betti, Emilio (1967): *Allgemeine Auslegungslehre als Methodik der Geisteswissenschaften*. Tübingen (ital. 1955).
- Betti, Emilio (1988): *Zur Grundlegung einer allgemeinen Auslegungslehre. Mit einem Nachwort von Hans-Georg Gadamer*. Tübingen (ital. 1955).
- Danneberg, Lutz/Müller, Hans-Harald (1984): *Wissenschaftstheorie, Hermeneutik, Literaturwissenschaft*. In: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 58.
- Derrida, Jacques (1984): *Guter Wille zur Macht (I)*. In: Forget, Philippe (Hg.): *Text und Interpretation*. München.
- Frank, Manfred (1977): *Das individuelle Allgemeine. Textstrukturierung und -interpretation nach Schleiermacher*. Frankfurt/Main.
- Frank, Manfred (1984): *Die Grenzen der Beherrschbarkeit der Sprache. Das Gespräch als Ort der Differenz von Neostrukturalismus und Hermeneutik*. In: Forget, Philippe (Hg.): *Text und Interpretation*. München.
- Frank, Manfred (1986): *Die Unbintergebarkeit von Individualität*. Frankfurt/Main.
- Gadamer, Hans-Georg (1965): *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. Tübingen.
- Gadamer, Hans-Georg (1984): *Text und Interpretation*. In: Forget, Philippe (Hg.): *Text und Interpretation*. München.
- Göttner, Heide (1973): *Logik der Interpretation*. München.
- Gumbrecht, Hans Ulrich (1975): *Konsequenzen der Rezeptionsästhetik oder Literaturwissenschaft als Kommunikationssoziologie*. In: *Poetica* 7 (1975), 388- 413.
- Habermas, Jürgen (1967): *Zur Logik der Sozialwissenschaften*. Tübingen.
- Hirsch, Eric Donald (1972): *Prinzipien der Interpretation*. München (amer. 1967)
- Heidegger, Martin (1979): *Sein und Zeit*. Tübingen <sup>15</sup>1979 (<sup>1</sup>1927).
- Hörisch, Jochen (1988): *Die Wut des Verstehens*. Frankfurt/Main.
- Ineichen, Hans (1991): *Philosophische Hermeneutik*. Freiburg i.Br., München.
- Iser, Wolfgang (1970): *Die Appellstruktur der Texte. Unbestimmtheit als Wirkungsbedingung literarischer Prosa*. Konstanz.
- Iser, Wolfgang (1972): *Der implizite Leser. Kommunikationsformen des Romans von Bunyan bis Beckett*. München.
- Iser, Wolfgang (1976): *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*. München.
- Japp, Uwe (1977): *Hermeneutik. Der theoretische Diskurs, die Literatur und die Konstruktion ihres Zusammenhanges in den philologischen Wissenschaften*. München.
- Japp, Uwe (1984): *Hermeneutik*. In: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 58 (1984).
- Jauss, Hans Robert (1967): *Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft*. Frankfurt/Main.
- Jauss, Hans Robert (1982): *Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik*. Frankfurt/Main.
- Nassen, Ulrich (1979) (Hg.): *Texthermeneutik. Aktualität, Geschichte, Kritik*. München.
- Ricoeur, Paul (1974): *Die Interpretation. Ein Versuch über Freud*. Frankfurt/Main.
- (1973): *Hermeneutik und Strukturalismus. Der Konflikt der Interpretationen I*. München.
- Rusterholz, Peter (1977): *Faktoren der Sinnkonstitution in semiotischer Sicht*. In: K.H. Scheffer, Bernd (1993): *Interpretation und Blamage. „Vor dem Gesetz“ – Präambeln aus konstruktivistischer Sicht*. In

- Bogdal, Klaus-Michael (Hg.): *Neue Literaturtheorien in der Praxis. Textanalysen von Kafkas „Vor dem Gesetz“*. Opladen.
- Spinner (Hg.): *Zeichen, Text, Sinn. Zur Semiotik des literarischen Verstehens*. Göttingen 1977, 78-124.
- Stegmüller, Wolfgang (1974): *Der sogenannte Zirkel des Verstehens*. In: K. Hübner/A. Menne (Hgg.): *Natur und Geschichte. 10. deutscher Kongreß für Philosophie* (Kiel 1972). Hamburg.
- Szondi, Peter (1975): *Einführung in die literarische Hermeneutik*. Hg. von J. Bollack und H. Stierlin. Frankfurt/Main.

## 2 Rezeptions- und Wirkungsästhetik<sup>1</sup>

[Ungeordnete Sammlung von Informationen aus einführenden Fachtexten]

### Ausgewertete Texte

Baasner, Rainer (1996): *Methoden und Modelle der Literaturwissenschaft. Eine Einführung*. Berlin, S. 171-176. [Rezeptionsforschung]

Müller, Jürgen E. (1997): *Literaturwissenschaftliche Rezeptions- und Handlungstheorien*. In: Bogdal, Klaus-Michael (Hg.): *Neue Literaturtheorien. Eine Einführung*. Opladen, S. 181-207.

Geisenhanslüke, Achim: *Einführung in die Literaturtheorie. Von der Hermeneutik zur Medienwissenschaft*. Darmstadt 2003, S. 59-63.

Richter, Matthias: *Wirkungsästhetik*. In: Arnold, H.L./Detering, H. (Hg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München, S. 516-535.

Schöttker, Detlev (1997): *Theorien der literarischen Rezeption. Rezeption, Rezeptionsästhetik, Empirische Literaturwissenschaft*. In: Arnold, H.L./Detering, H. (Hg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München, S. 537-554.

### Literaturtheoretische und 'übergreifende' Voraussetzungen. Die wichtigsten Ansätze

1. „Wirkungsästhetik“ ist die kunsttheoretische Unternehmung, in deren Mittelpunkt die Fragen stehen, welche Wirkung Kunstwerke bei einem Rezipienten hervorrufen und auf welche Weise das geschieht. Dabei kann man nach Arten von Wirkungen unterscheiden: kognitive, moralisch-praktische, emotionale Wirkungen.

Die Wirkungsästhetik hat eine beachtliche Tradition. Besonders die Tragödie war immer ein Gegenstand wirkungsästhetischer Überlegungen, etwa wenn Aristoteles in seiner *Poetik* als Zweck der Tragödie festlegt, sie solle Erschrecken und Anteilnahme hervorrufen und dadurch die Seele des Zuschauers reinigen; als wirkungsästhetisch gilt vielfach auch Kants Bestimmung des ästhetischen Urteils als interesselosen Wohlgefallens, woraus man ableiten kann, dass es die spezifisch ästhetische Wirkung eines Kunstwerks sei, die Empfindung interesselosen Wohlgefallens zu erregen.

*Angewandte* Wirkungsästhetik dagegen, ein System von Anweisungen zum zielgerichteten und wirkungsoptimierten Einsatz sprachlicher Mittel in der Rede, stellt etwa die Rhetorik dar. Unter einer literaturtheoretisch grundlegenden „Wirkungsästhetik“ werden in jüngerer Zeit aber vor allem die Modelle verstanden, die der Konstanzer Anglist Wolfgang Iser vorgelegt hat. (Richter, 516)

2. Die literaturwissenschaftliche Rezeptionsästhetik und Rezeptionsforschung befasst sich mit der Aufnahme, im häufigsten Fall mit der Lektüre von Texten. Dabei fragt man nach den Bedingungen und Voraussetzungen, nach den Formen und nach den Wirkungen und Folgen der Rezeption.

Grundlegend für alle Richtungen der Rezeptionstheorie scheint die Auffassung, dass die Bedeutung eines Textes nicht einfach in ihm enthalten ist wie etwa ein bestimmter Stoff in einer chemischen Verbindung, der gleich von wem und unter welchen Umständen mithilfe einer einschlägigen Analyseprozedur herausgelöst werden kann. Vielmehr werde die Bedeutung immer erst während der Rezeption gebildet, und zwar im Wechselspiel zwischen dem Text und der Aktivität des Lesers. Sowohl dieses Entstehen der individuellen Auffassung eines Textes als auch das empirisch greifbare Ergebnis werden häufig „Realisation“ genannt.

---

<sup>1</sup> Dieses Kapitel enthält auch einige Informationen zur empirischen Rezeptionsforschung.

In der Diskussion ist umstritten: (1) ob es einen leserunabhängigen Textsinn überhaupt gibt; (2) wie man sich das Zusammenwirken von Textwirkung und Leseraktivität vorstellen könne; (3) ob und gegebenenfalls auf welche Weise die im Text beschlossenen und von Lesern erzeugten Anteile in der Rezeption bestimmt werden können; (4) in welchem Sinn von einer adäquaten Rezeption zu sprechen sei. (Richter, 516f.)

3. Die Rezeptionsforschung entfaltete sich stürmisch gegen Ende der sechziger Jahre, hat aber in die dreißiger Jahre zurückreichende vielfältige Wurzeln vor allem im Umkreis des Prager Strukturalismus, in der phänomenologischen Literaturtheorie Roman Ingardens und der Hermeneutik Hans-Georg Gadamers mit ihrer These von der subjektiven Standortgebundenheit alles Verstehens.

Dass man sich gegen Ende der sechziger Jahre enthusiastisch der Rolle des Lesers innerhalb der Kommunikationsstruktur Autor – Text – Leser zuwandte, hatte vielfältige Ursachen: das Ungenügen an der tendenziell geschichtslosen Auslegungspraxis der ‘textimmanenten’ Analyse, die objektive Gültigkeit beansprucht habe, wo doch die Widersprüchlichkeit, ja Unvereinbarkeit verschiedener konkurrierender Deutungen ebenso offensichtlich sei wie die zeitbefangene Subjektivität der Meister der ‘Kunst der Interpretation’.

Die Unzufriedenheit mit dieser Art der Textauslegung traf nun zusammen mit der Forderung nach gesellschaftlicher Emanzipation und Modernisierung, nach Teilhabe an Entscheidungsprozessen – wie in der Gesellschaft und in der Universität so auch in der Beschäftigung mit Texten. Damit verbunden war die Forderung, die als dürftig empfundenen wissenschaftstheoretischen Fundamente der Literaturwissenschaft auf eine sichere, auch ideologiekritisch geprüfte Basis zu stellen und die Rolle des Lesers im Umgang mit Texten aller Art, nicht nur denen eines weltliterarischen Kanons, methodologisch zu reflektieren. (Richter, 517f.)

4. Dass Textauslegung einem historischen Wandel unterlag, dass verschiedene Leser, auch gleich kompetente Leser, die gleichen Texte unter ganz verschiedenen Bedingungen ganz verschieden gelesen und gedeutet hatten, wurde zunehmend als Herausforderung empfunden. 1976 trat Harald Weinrich mit *Für eine Literaturgeschichte des Lesers* hervor, im selben Jahr erregte Hans Robert Jauß Aufsehen mit seiner Konstanzer Antrittsvorlesung *Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft*. Konstanz wurde nun ein Zentrum rezeptionsästhetischer Studien; 1967 wurde neben Jauß auch Wolfgang Iser dorthin berufen.

Seit Ende der sechziger Jahre hatte sich die Beschäftigung mit der Rezeption von Texten rasch ausdifferenziert. Neben Iserns Bemühungen und die hermeneutische Rezeptionsästhetik von Jauß traten Einzeluntersuchungen zur Rezeption- und Wirkungsgeschichte, z.B. von Mandelkow und Ehrisman. Es bildete sich eine „Empirische Literaturwissenschaft“ heraus, deren Hauptvertreter in Deutschland der ‘radikale Konstruktivist’ Siegfried J. Schmidt und der ‘gemäßigte Konstruktivist’ Norbert Groeben sind. Empirische Rezeptionsforschung arbeitet vor allem mit Methoden, die in der Sozialforschung und in der empirischen Psychologie entwickelt wurden. Groeben versucht dabei auf eine hermeneutisch gewonnene Bedeutungsvorgabe, die dann als ‘adäquate’ Realisation die Funktion einer Interpretationsnorm hätte, völlig zu verzichten und Aussagen über die Bedeutung von Texten sowie Aufschluss über das Zustandekommen der individuellen Deutungen allein aus den empirisch gewonnenen Daten der befragten Rezipienten zu gewinnen. Das Verhältnis von Hermeneutikern und Empirikern zueinander ist vielfach von Skepsis, Argwohn, ja Hochmut geprägt. (Richter, 518f.)

5. Weitgehend unabhängig von der literaturtheoretischen Diskussion nahm, vor allem in den USA, die kognitive Psychologie und mit ihr die empirisch-psychologische Erforschung



des Lesens (nicht nur, aber auch von literarischen Texten) und der Aufnahme und Verarbeitung des Gelesenen einen beachtlichen Aufschwung.

Eher zögernd kam seit Ende der siebziger Jahre die Diskussion rezeptionsästhetischer Ideen in den USA in Gang. Beachtliche Verbreitung fanden dann namentlich Iser's Entwürfe, die vielfach in das Interpretationssystem des „New Criticism“ eingepasst wurden. Unabhängig davon hatte es in den USA bereits eine intensive Debatte um die Einbeziehung von Leserreaktionen in die Textauslegung gegeben, die unter dem Stichwort „reader-response-criticism“ zusammengefasst wurden. Sie sind teils behavioristisch, teils psychoanalytisch (Norman Lesser, Norman N. Holland) orientiert und interessieren sich in jedem Fall für die individuelle, insbesondere die affektive Leserreaktion. (Richter, 519f.)

6. Als 1976 Iser's *Der Akt des Lesens* erschien, hatte die Rezeptionsästhetik den Höhepunkt ihrer akademischen Wirkung erreicht. Rezeptionsästhetische Ideen wurden in allen Philologien, im Westen wie in der DDR, lebhaft diskutiert. Wie keine andere Theorie hatte die Rezeptionsästhetik im Zeichen einer auf Emanzipation gestimmten Gesellschafts- und Bildungspolitik unmittelbar Eingang in die Literaturdidaktik gefunden, und ihr Einfluss hat hier bis in die neunziger Jahre noch zugenommen, wie sich an den schulischen Rahmenrichtlinien vieler Bundesländer ablesen lässt. Zentral ist hier die Ergänzung, manchmal auch Verdrängung begriffsbestimmter *Textanalyse* durch die Gestaltung der individuellen *Lektüreerfahrung* mit Hilfe „produktionsorientierter“ Verfahren: Durch das Umschreiben literarischer Texte (etwa das Weiterschreiben von Textanfängen) lasse sich, so hofft man, sowohl die persönliche Erfahrung des Lesers in die Beschäftigung mit literarischen Texten besser einbeziehen als auch ein angemessenes Verständnis für die Aussage und Form solcher Texte fördern. (Richter, 520)

7. Demgegenüber ist die Rezeptionsästhetik in der universitären Literaturwissenschaft seit Ende der siebziger Jahre zumindest in den Hintergrund getreten. Eine Ursache dafür dürfte sein, dass einige ihrer Ideen in das Grundrepertoire literaturwissenschaftlichen Arbeitens eingegangen sind und damit ihre Auffälligkeit verloren haben. Die genaue Erforschung realer Lesevorgänge im Umkreis sozial-, medien- und geschlechtsspezifischer Fragestellungen hat in den vergangenen Jahren überhaupt erst eingesetzt. Ein weiterer Grund ist aber wohl auch, dass sich viele Ideen nicht genügend operationalisieren ließen. Zu berücksichtigen ist ferner, dass es gerade Iser seinen Lesern nicht eben leicht macht. *Der Akt des Lesens* ist in der Darstellung weder sehr bündig noch sehr klar. Zwar erweckt der enorme begriffliche Aufwand den Eindruck großer Genauigkeit, bei schärferem Hinsehen zeigt sich aber oft eine eigentümliche Vagheit. (Richter, 520f.)

8. *Wolfgang Iser's wirkungsästhetisches Konzept*. Die Rezeptionsforschung setzt beim Rezipienten und beim Resultat eines Lesevorgangs an, sammelt Daten und Zeugnisse darüber, wie Texte tatsächlich aufgenommen und verarbeitet wurden und gewirkt haben; sie fragt nach den (historischen, sozialen, psychischen, geschlechtsspezifischen usw.) Bedingungen und Folgen der dokumentierten Rezeption. Um solche tatsächlichen Wirkungen aber geht es Iser *nicht*; er entwickelt ein abstraktes Modell des literarischen Textes als eines „Wirkungspotential[s], dessen Strukturen Verarbeitungen in Gang setzen und bis zu einem gewissen Grade kontrollieren (Iser 1984, 1). Iser verwendet die Ausdrücke ‘literarisch’ und ‘fiktional’ offenbar synonym und interessiert sich für die spezifischen Funktionen, die in ihrem Charakter als fiktionalen gebildet begründet sind. (Richter, 521f.)

9. Iser's Thema lässt sich in zwei Fragen formulieren: (1) Wir sind fiktionale Texte beschaffen, und welche Funktion, d.h. welches Wirkungspotential resultiert aus dieser Beschaffenheit? (2) Wie realisiert sich diese Funktion beim Lesen?

In der Frage, wie man sich die Sinnbildung während des Lesens zu denken hätte und welche Rolle dabei der Text, welche der Leser spielen, schlägt Iser einen mittleren Weg ein: Weder ist der Sinn eines Textes vollständig in ihm enthalten und lässt sich durch sachgerechtes Verstehen gleichsam entnehmen (objektivistische Position), noch ist der Text lediglich eine Projektionsfläche für beliebige individuelle Bedeutungszuweisungen (subjektivistische Position). Vielmehr sind fiktionale Texte gleichzeitig so beschaffen, dass sie zwar immer neue und gleich angemessene Realisationen erlauben, zugleich aber doch nicht alle Realisationsebenen als gleichberechtigt akzeptiert werden müssen. Denn fiktionale Texte sind in mancher Hinsicht bestimmt, gleichzeitig jedoch in anderer Hinsicht unbestimmt. Dieser Zentralgedanke von Iser's Texttheorie ist in mehrere Aspekte aufgefächert. Zu unterscheiden sind die pragmatische und die semantische Unbestimmtheit fiktionaler Texte. (Richter, 522)

10. Ihrem kommunikativen Status nach unterscheidet Iser fiktionale von nicht-fiktionalen Texten dadurch, dass er sie nicht als Teil einer realen Kommunikationssituation zwischen einem bestimmten Absender und einem bestimmten Adressaten und mit einem bestimmten Zweck ansieht. Vielmehr sind sie entpragmatisiert, und das ist die Bedingung dafür, dass sie an die Erfahrungswirklichkeit vieler verschiedener Leser auch unterschiedlicher Epochen anschließbar sind.

Zur pragmatischen Unbestimmtheit tritt die semantische. Ein fiktionaler Text stellt einen ästhetischen Gegenstand dar, der niemals mit bereits Existierendem identisch ist und ausschließlich mit Hilfe dieses Textes konstituiert wird. Der ästhetische Gegenstand und seine Konstituierung ist aber vom Text nicht vollständig determiniert; er weist – in von Text zu Text variierendem Maße – Momente von Unbestimmtheit auf. Zu deren Behebung bei der Lektüre kann der Leser von Gegebenheiten des Textes ausgehen, ist aber bei der Ausgestaltung des im Text Angelegten unausweichlich auch auf seine Subjektivität angewiesen. (Richter, 522f.)

11. Den Textaufbau beschreibt Iser mit Hilfe der Begriffspaare Selektion und Kombination bzw. Repertoire und Strategien – wohlbekannt Begriffe aus dem Strukturalismus, die Iser aber in einem eigentümlichen Sinn verwendet. Während in der strukturalen Linguistik als Elemente von Texten vor allem linguistisch definierte Einheiten – Silben, Wörter, Sätze – angesehen werden, meint Iser mit Repertoireelementen „das selektierte Material, durch das der Text auf die Systeme seiner Umwelt bezogen ist“ (Iser 1984, 143). In Anlehnung an die Systemtheorie Luhmanns begreift Iser als die Bezugsrealität fiktionaler Texte nicht 'die Wirklichkeit' schlechthin, sondern immer nur Wirklichkeitsverarbeitungen, „Interpretationssysteme“ (Iser 1988, 28). Diese würden überhaupt erst zugänglich, indem sie in Sprache gefasst würden.

Literarische Texte können sich auf andere literarische Texte beziehen, die genauso wie die Interpretationssysteme usw. im Text „eingekapselt“ seien. In jedem Fall konstituiert sich Iser's „Textrepertoire“ aus abstrakten und interpretationsintensiven Elementen, deren Identifikation interpretativer Anstrengung und sprachlich-kulturellen Wissens bedarf. (Richter, 523f.)

12. Die Anordnung der Repertoireelemente ist Aufgabe der Textstrategien. Sie sind verantwortlich für die „textimmanente Organisation des Repertoires“ (ebd., 144) auf allen Textebenen, z.B. für die Handlungsfügung, vor allem aber für die gedankliche Perspektivierung der Repertoire-Elemente. Zugleich zeichnen sie dadurch „jene Bahnen [vor], durch die die Vorstellungstätigkeit gelenkt und damit der ästhetische Gegenstand im Rezipienten Bewusstsein hervorgebracht werden kann“ (ebd., 154). Im Bereich erzählender Texte entspricht dem teilweise der herkömmliche Begriff der Erzähltechnik.

Wenn nun im literarischen Text die ausgewählten Systembruchstücke in einen neuen Zusammenhang eintreten, werden die Grenzen deutlich, die die einzelnen Sinnsysteme bei der gedanklichen Ordnung der Wirklichkeit haben. Die Verpflanzung in den neuen Kontext eines literarischen Werkes erlaubt die „Bilanzierung der Defizite“ der herrschenden Systeme – das ist Iser's zentrale These zur Funktion von Literatur.

Im Gleichnis des Hausbaus entsprächen dem Textrepertoire die Bauelemente und den Textstrategien der Bauplan. Dieser Bauplan regelt den Textaufbau und die Vorstellungsbildung im Bewusstsein des Lesers. Es ist gleichsam die Baustelle, auf der – vermittelt der kognitiven Operationen, die das Lesen begleiten – der ästhetische Gegenstand, den der fiktionale Text darstellt, überhaupt erst entsteht. Hierbei geht es – und das ist ein wesentlicher Gedanke Iser's – nicht nur um das Ergebnis, sondern genauso um den Rezeptionsprozess selbst. Ja, offenbar ist für die ästhetische Erfahrung das, was ein Leser am Ende einer Lektüre in Sätzen festhalten kann, sogar weniger entscheidend als das, was während des Lesens in und mit ihm geschieht. (Richter, 524f.)

13. Iser setzt dabei zwei Dinge voraus, die vielleicht als anthropologische Konstanten anzusehen sind: Jede Informationsaufnahme, also auch jede Lektüre, sei von vornherein von dem Bestreben begleitet, sie in einen individuell befriedigenden Sinnzusammenhang zu bringen. Zum anderen verfüge das menschliche Bewusstsein über die Fähigkeit zu antizipierender Hypothesenbildung und rückwirkender Korrektur der ursprünglichen Erwartung.

Die bei fortschreitender Lektüre entstehenden einzelnen Vorstellungssegmente werden, entsprechend dem fortschreitenden Auftauchen und Verschwinden der Textelemente, durch ständige vorausgreifende Hypothesenbildung und ständige Bestätigung oder Revision der ursprünglichen Erwartung zueinander in Beziehung gesetzt, nämlich zu einem als stimmig empfundenen Ganzen verknüpft, einer „konsistenten Interpretation“ (Iser 1984, 194).

Die Sinnbildung vollzieht sich zumal bei längeren Texten auf der Basis einer sehr großen Zahl zu verknüpfender Vorstellungssegmente und auf mehreren Ebenen. Im Roman oder im Drama gilt es etwa auf der Ebene der Handlung, den 'plot' zu rekonstruieren. Dabei unterstellt Iser, dass sich Leser jedoch mit der Rekonstruktion der Handlung zumeist nicht zufrieden geben, sondern sich (wie er selbst) letztlich vor allem für die Ebene der Erkenntnis und Beurteilung der Wirklichkeit interessieren. (Richter, 525)

14. In diesem Lesemodell spielt einer der meistzitierten und schwierigsten Begriffe Iser's eine wichtige Rolle: der des *impliziten Lesers*. Was damit *nicht* gemeint ist, ist leichter zu sagen, als eine positive Bestimmung zu treffen. Der implizite Leser ist nicht der Leser, der häufig in literarischen Texten direkt angesprochen wird – das wäre etwa ein *fiktiver* Leser, analog zum Erzähler. Der implizite Leser ist auch weder der Leser, den ein Autor im Blick hat, wenn er seine Texte schreibt – das wäre etwa der historisch zu lokalisierende Adressat oder der *intendierte* Leser –, noch der reale *empirische* Leser. Der implizite Leser ist aber auch nicht ein fiktiver *idealer* Leser, der bei seiner Lektüre alles, was der Text an Bedeutungsangeboten enthält, vollständig realisieren könnte. Er ist überhaupt kein Leser – die personifizierende Redeweise ist leider irreführend. Der implizite Leser ist vielmehr die „Wirkungsstruktur des Textes“ (ebd., 67), und zwar einerseits als Eigenschaft der Texte, nämlich als „Gesamtheit der Vororientierungen, die ein fiktionaler Text seinen möglichen Lesern als Rezeptionsbedingungen anbietet“ (ebd., 60), und andererseits (nicht sehr klar) als der „Übertragungsvorgang, durch den sich die Textstrukturen über die Vorstellungsakte in den Erfahrungshaushalt des Lesers übersetzen“ (ebd., 67). Es scheint, als bezeichne „impliziter Leser“ sowohl die Gesamtheit aller gedanklichen Operationen, die ein Text für eine adäquate Rezeption vom Leser fordert, als auch die entsprechenden kognitiven Operationen *und* die textlichen Grundlagen selbst. Das Konzept des impliziten Lesers ist ein allgemeiner Be-

schreibungsrahmen für die bewusstseinsmäßige Form, in der sich alle individuellen Realisierungen aller fiktionalen Texte vollziehen. (Richter, 526)

15. Iser nimmt an, dass fiktionale Texte nicht nur in pragmatischer Hinsicht unbestimmt sind, sondern auch – und vor allem – in semantischer: Vielfach ist in ihnen etwas ausgespart, wodurch der Leser angeregt wird, seine Subjektivität, sein Kombinationsvermögen, seine Vorstellungskraft, sein Weltwissen, seine Wertvorstellungen ins Spiel zu bringen. Dabei unterscheidet Iser „Unbestimmtheitsstellen“ im engeren Sinn von „Leerstellen“ und „Negationen“, und zwar nach der Art der jeweils geforderten Leseraktivität.

Die sinnkonstituierende Aktivität des Lesers ist nach Iser am befriedigendsten, wenn der Leser die einzelnen Vorstellungssegmente selbständig aufeinander bezieht und nicht nur explizite Formulierungen nachbuchstabiert. (Richter, 527)

16. Prinzipiell sind diejenigen Leerstellen, die nur dadurch zustande kommen, dass der Leser bei der Erstlektüre noch nicht über alle Informationen des Textes verfügen konnte, beseitigt, wenn die Lektüre beendet ist. Es gibt aber auch Informationslücken, die sich selbst bei wiederholter Lektüre nicht oder nur mit einem bestimmten Grad an Wahrscheinlichkeit beseitigen lassen. Auch die gründlichste Lektüre kann nicht verbindlich klären, ob Uwe Johnson seinen Jakob Abs durch Unfall, Selbstmord oder gar Mord zu Tode kommen lässt – es bleibt bei „Mutmaßungen über Jakob“.

Außerdem werden mit abgeschlossener Erstlektüre viele Leerstellen überhaupt erst sichtbar. (Richter, 529)

17. Es bleibt Iser's theoriegeschichtliches Verdienst, bewusst gemacht zu haben, dass Texte immer schon auf Leser hin orientiert sind und ihre Aktivität erzwingen. In diesem Zusammenhang haben sich eine Reihe der von Iser angebotenen Begriffe als hilfreich erwiesen, wie 'Leserlenkung' oder 'Leserrolle'. Iser hat die Einsicht befördert, dass jede Sinnbildung das Resultat eines komplexen Konstruktionsprozesses im Bewusstsein des Lesers ist, und zwar vom ersten Leseschritt an. Seine Überlegungen haben gelehrt, sich die Frage, was dabei vom Text herkommen mag und was Leistung und Zutat des Lesers ist, nachdrücklicher zu stellen, so dass sie als Fehlerkorrektiv wirken konnten. Auch wird die Frage, welche – kognitiven, aber auch affektiven – Operationen Textdetails in Gang zu setzen vermögen, dank seiner Arbeit entschiedener in den Blick genommen. Und mag sich schließlich auch Iser's zentraler Begriff der „Leerstelle“ in der Textanalyse als weniger tauglich erweisen als vielfach erhofft, so hilft er doch in jedem Fall, Formen und Funktionen des bedeutungsträchtigen „Fehlens von etwas“ in Texten schärfer wahrzunehmen.

(Richter, 535)

18. Für die Literaturwissenschaft hatte jahrzehntelang die Tatsache im Mittelpunkt gestanden, dass Texte *geschrieben* werden; Produktions- und Darstellungsästhetik dominierten den wissenschaftlichen Umgang mit Literatur. Texte werden aber auch *gelesen* und für die Lektüre verfasst; macht nicht sogar erst die Aufnahme bei einem Publikum aus ihnen bekannte literarische Werke? Sind nicht nur die unter ihnen Klassiker, die immer wieder neue Lesergenerationen in ihren Bann ziehen?

Im Kommunikationszusammenhang, in den literarische Texte gestellt sind, ist der Leser eine wichtige Größe. Theoretische Fundierungen dieser Beobachtung haben in der Literaturwissenschaft einige Veränderungen bewirkt. Rezeptionstheorie und -forschung haben Einfluss genommen auf Werkbegriff und Interpretationsverständnis, sie haben mit der Rezeptions- und Wirkungsgeschichte einen speziellen Zugriff auf die Literaturgeschichte geprägt, die Editionsphilologie informiert und in Verbindung mit literatursoziologischen und empirischen Ansätzen den Blick auf das tatsächliche Leseverhalten gelenkt. Das Interesse

an *Leser* und *Leseakt* ergänzt und transformiert traditionelle Felder der Literaturwissenschaft, die Impulse der Rezeptionsperspektive sind in allen neueren Ansätzen nachzuweisen. Als selbstverständlich integrierter Bestandteil fällt sie heute vielleicht gar nicht mehr auf – 1967 aber war sie einmal als Herausforderung angetreten, mit Jauß' Antrittsvorlesung. (Baasner, 179)

19. Jauß' rezeptionsgeschichtlicher Vorstoß ist in verschiedener Hinsicht symptomatisch für die Neuorientierung der Literaturwissenschaft am Ende der 1960er Jahre: er fordert die Hinwendung zu einer *historisierenden Perspektive*, die nicht das überzeitliche literarische Werk und dessen gültige Interpretation in den Mittelpunkt stellt, sondern die wandelbaren Bedingungen seiner Aufnahme. Das Werk wird als *Text in einer Kommunikationssituation* verstanden. Drittens verbindet sich mit dem Rückgriff auf die *Literaturtheorie* vor allem der russischen Formalisten aber auch des Prager Strukturalismus der Anspruch einer wissenschaftlichen Modernisierung der Literaturbetrachtung: mit rationalen Verfahren soll über die Darstellung subjektiver Empfindungen hinausgegangen werden. Jauß plädiert so für eine *entsubstantialisierte Hermeneutik*, die einen intersubjektiven Bezugsrahmen für Verstehensprozesse und deren geschichtlichen Wandel annimmt, er verwirft den sinnverstehenden Zugriff auf Literatur aber keineswegs. Im Methodenspektrum positioniert Jauß sich zwischen einer bewahrenden Philologie und den radikalen Neuansätzen empirischer Literaturwissenschaft. (Baasner, 179f.)

20. Ausgangspunkt bleibt das einzelne Werk, in dem die literarischen Strukturen einer Epoche ereignishaft konkretisiert seien. Auf dieser Grundlage setzt sich Jauß mit der marxistischen Literaturtheorie und der formalistischen Schule auseinander, um die „Kluft zwischen historischer und ästhetischer Erkenntnis zu überbrücken“ (Jauß 1970, 168). Der rezeptionsgeschichtliche Werkbegriff ist zunächst negativ und metaphorisch formuliert: „Das literarische Werk [...] ist kein Monument, das monologisch sein zeitloses Wesen offenbart. Es ist vielmehr wie eine Partitur auf die immer erneute Resonanz der Lektüre angelegt, die den Text aus der Materie der Wörter erlöst und ihn zu aktuellem Dasein bringt“ (ebd., 171f.). Die hermeneutische Dialogizität des Werks bedarf des aktiven Lesers. Damit wird der Weg eröffnet für die Legitimität verschiedener, selbst gegenläufiger Interpretationen: wird die Instanz der Sinnkonstitution nicht mehr im Werk, sondern in der Rezeption gesehen, dann ist Lektüre nicht Unterwerfung unter die Tradition, sondern immer neue Konstruktion. Die Qualität, die dieses ermöglicht, bleibt eine im Werk angelegte, dieses wird aber nicht als autoritativer, zeitloser Text verstanden. Hierin liegt eine deutliche Distanzierung von erstarrten Hermeneutikkonzepten. (Baasner, 180)

21. Jauß' erstes Interesse gilt jedoch nicht der Struktur des Textes, sondern dem *literaturgeschichtlichen Prozeß*: „Geschichte der Literatur ist ein Prozess ästhetischer Rezeption und Produktion, der sich in der Aktualisierung literarischer Texte durch den aufnehmenden Leser, den reflektierenden Kritiker und den selbst wieder produzierenden Schriftsteller vollzieht“ (ebd., 172). Der Leser, der literaturhistorische 'dritte Stand', soll damit als konstitutive Instanz einer neuen Literaturgeschichte eingesetzt werden.

Jauß' Gerüst der Literaturgeschichte kennt drei Dimensionen: eine synchrone als *Querschnitt* zu einem bestimmten Zeitpunkt, eine diachrone als *Längsschnitt* über die Jahre hinweg und einen Bezug auf die allgemeine (politische wie Gesellschafts-) *Geschichte*. Die beiden ersten bilden Untersuchungsebenen, deren Schnittlinien über *literarischen Strukturwandel* Auskunft geben, die dritte bezieht sich auf die 'lebensweltliche' Wirkung von Literatur.

Aus einer nicht-werkzentrierten Blickrichtung kann die Gleichzeitigkeit der Rezeption Synchronität von zu unterschiedlichen Zeiten entstandenen Texten herstellen. In der Längsschnittbetrachtung kann an der veränderten Rezeption der Wandel ästhetischer Normen nachgezeichnet werden. In Verbindung mit der angenommenen Innovationsleis-

tung kommt jedoch der ersten, historischen – ‘im Augenblick des ersten Erscheinens’ sich vollziehenden – Aufnahme eines Werkes besondere Bedeutung zu. (Baasner, 180f.)

22. Die im Querschnitt offengelegten ästhetischen Systeme folgen nicht verbindungslos aufeinander. Jedem Zustand sind Vorher und Nachher als Überwundenes und potentiell ‘Erfragbares’ eingeschrieben, als gelöstes und zu lösendes ‘Problem’. Diese geschichtliche Dimension tritt erst im Vergleich mit weiteren Querschnittsanalysen als *Horizontwandel* deutlich hervor. Die vergleichende Rekonstruktion ästhetischer Systeme ermöglicht, das Werk in einem literarhistorischen Kontext zu sehen. Jenseits dieser Arbeit im engeren Bereich der Literatur soll aber auch die gesellschaftliche Funktion von Literatur zum Gegenstand der Literaturgeschichtsschreibung werden. Jauß sieht die Literaturgeschichte als eine Sondergeschichte, die zuerst aus sich selbst heraus erklärt werden muss, da sie über die Gesellschaft, in der sie entsteht, hinausweist.. Die ‘gesellschaftliche Funktion’ von Literatur ist für Jauß nicht der Stellenwert, der ihr innerhalb eines sozialen Gefüges zugewiesen wird, sondern ihre potentielle *Wirkung*, die utopieentfaltende Kraft des ästhetischen Erlebnisses. (Baasner, 181)

23. Kernstück des Jaußschen Entwurfs ist der *Erwartungshorizont*. Damit sollen „Aufnahme und Wirkung eines Werks“ in einem „objektivierbaren Bezugssystem der Erwartungen“ (ebd., 173) gefasst werden. Der Anspruch der Objektivierbarkeit ist hier das Entscheidende: ermittelt werden soll ein ‘transsubjektiver Horizont’, der vom konkreten Verständnis des einzelnen Lesers – sei er Zeitgenosse des ‘ersten Erscheinens’, späterer Leser oder rekonstruierender Literaturhistoriker – abstrahiert, die individuelle Verstehenshandlung als methodologische Grundlage jedoch beibehält.

Wo genau ist dieser Verstehenshorizont zu lokalisieren und wie ist er zu ermitteln? Idealerweise ist der Erwartungshorizont *aus dem Werk selbst* zu rekonstruieren. Das gilt besonders für Texte mit selbstreflexiver Konstruktion und poetologischen Passagen, z.B. solche, die literarische Konventionen aufrufen, um die zu zerstören oder zumindest zu verändern. Ein bekanntes Beispiel ist Cervantes’ *Don Quichote*. (Baasner, 181f.)

24. Die historische Rezeptionsforschung ist dazu übergegangen, verschiedene Facetten des Erwartungshorizonts aus Rezeptionsdokumenten (Rezensionen, Briefen etc.) zu extrapolieren. Sie verschiebt damit den Blick vom Werk als sinnerzeugender Totalität zum kommunikativen Text in literatursystemischen Zusammenhängen. Diese Perspektive ist bei Jauß nicht ausformuliert, aber angedeutet mit Blick auf die Texte, die selbst keine deutlichen Rezeptionshinweise enthalten, ihren Horizont also nicht thematisieren. Der Erwartungshorizont wird bei Jauß an den literaturhistorischen *Kontext* des Werks geknüpft, in den die ästhetische und außerästhetische Vorerfahrung (des Produzenten ebenso wie des Rezipienten) eingeschrieben ist.

Die Betrachtung des ästhetischen Ereignisses dient bei Jauß weniger der Erkenntnis einer historischen Literatursituation als der Erkenntnis des Werks und seiner nachhaltigen Wirkung. Am Konzept des Erwartungshorizonts zeigen sich zwei grundsätzliche Probleme der Jaußschen Rezeptionsgeschichte: das Vertrauen auf Objektivierbarkeit bei gleichzeitiger Beibehaltung einer werkzentrierten Interpretationspraxis sowie die nur abstrakte Relevanz werkunabhängiger Institutionen und Instanzen – das gilt auch für den Leser. (Baasner, 182)

25. Die Texttheorie Wolfgang Iser, des zweiten namhaften Vertreters der Konstanzer Rezeptionstheorie, leistet eine wichtige Ergänzung zur Rezeptionsgeschichte. Iser lokalisiert den Ansatzpunkt der Rezeptionsästhetik in der „Appellstruktur der Texte“. Sein Vorschlag ruht wesentlich auf Elementen der Sprechakttheorie und den literaturtheoretischen Entwürfen Roman Ingardens. Im Mittelpunkt von Ingardens Überlegungen steht die Kategorie

der *Unbestimmtheit*; der literarische Text weise Unbestimmtheitsstellen auf, die durch *Konkretisationen* gefüllt werden müssen. Im Aufriss ähnlich, aber mit anderem Akzent als Ingarden betont Iser nicht die Notwendigkeit, sondern die vielfältige *Möglichkeit* der *Aktualisierung* literarischen Bedeutungspotentials; die Leerstelle im Text wird zum dynamisierenden Element literarischer Kommunikation. (Baasner, 183)

26. Es geht Iser nicht um die Mechanismen der Sinnbildung durch Lektüre, sondern um das in die Struktur literarischer Texte eingeschriebene Konkretisationsangebot, deren *Appellstruktur*. Der Isersche Leser ist der *implizite Leser*, der keine historisch konkrete Person ist (und auch keine abstrakte Summe des historischen Publikums), sondern als Textmerkmal (*Wirkungsstruktur des Textes*) und gleichzeitig als Operation der adäquaten Rezeption (ohne konkreten Akteur) gedacht ist. (Baasner, 183)

27. Werk wird bei Jauß verstanden als *Konvergenz von Text und Rezeption*. Als virtuelle Struktur erfordert der Text die Konkretisation, erst die 'aneignende Erfahrung' konstituiert Bedeutung und damit das Werk. Sinn ist deshalb „nicht mehr als überzeitliche Substanz, sondern als historisch sich bildende Totalität zu fassen“ (Jauß 1973, 32f.). Als Frage bleibt, welche Anteile Rezeption (als die von den konkretisierenden Instanzen ausgehende Aktualisierung) und Wirkung (als das vom Text bedingte Element) jeweils an dieser Operation haben, mit anderen Worten: wie autoritativ bleibt der Text und wie frei wird die Leserinstanz in der Konstitution von Bedeutung? Für Iser wie für Jauß bleibt die Freiheit des einzelnen begrenzt durch die Norm der *textadäquaten Konkretisation*.

Auch Jauß sieht den Leser vor allem als Adressaten und gesteht ihm keine vom Werk unabhängige Existenz zu: Wandel geht vom ästhetischen Überschuss komplexer Werke aus. In der hermeneutischen Modellvorstellung vom dialogischen Kunstwerk ist der Adressat die antizipierte Frage, der Leser die Antworten konkretisierende Instanz. Nur in Ausnahmefällen rückt ein historisch konkreter Leser ins Blickfeld, sofern er nämlich selbst als *produktiver Leser* wirkungsgeschichtlich bedeutsam und literaturkritisch oder literarisch produktiv wird. In diesem Fall sind die dokumentierten Lektüren wichtige Ereignisse für die rezeptions- und wirkungsgeschichtliche Rekonstruktion: etwa Goethe als Leser des Volksbuches von Doktor Faust und Thomas Mann als Leser des Goetheschen Schauspiels. Beide geben mit ihrer jeweiligen Weiterverarbeitung des Stoffes aufgrund ihrer Lektüren wichtige literarische Impulse. (Baasner, 183f.)

28. Die Differenz von Bedeutungspotential und Aktualisierung in der Rezeption ist Grundlage für die literaturgeschichtliche Entwicklung. Die am *Horizontwandel* ablesbaren Wirkungen literarischer Texte sind das dynamisierende Element der literarischen Evolution. In der Rezeption werden immer Horizonte konfrontiert: innertextueller Horizont und 'Epochenhorizont', der sich im rezipierenden Bewusstsein konkretisiert. Angenommen wird eine festgefügte ästhetische Erwartung des Rezipienten, die sich an geltenden Normen orientiert. Das literarische Kunstwerk kann mit diesen Normen brechen und innovative Antworten anbieten, die in der Folge wiederum in den Normbestand ästhetischer Erwartungen eingehen können. Auch das ästhetisch Neue gründet dabei immer im ästhetischen System seiner Zeit. Innovation und Traditionsbildung sind in dieser Perspektive also keine Gegensätze: Tradition entsteht nur durch Wirkung und die setzt Rezeption voraus.

Literatur ist deshalb nicht dazu verurteilt, mit der Epoche ihrer Entstehung unterzugehen, wie es das Postulat der ästhetischen Innovation in einer rigorosen Anwendung vermuten ließe. Der epochemachende Moment wird im Gegenteil oft von der zeitgenössischen Rezeption verkannt und erst auf Umwegen verschiedener Rezeptionsstufen deutlich. Gerade das erneute Gegen-den-Strich-lesen klassischer Meisterwerke verspricht ästhetische Erlebnisse. (Baasner, 184)

29. Trotz der Kritik an der Musealisierung des Literaturkanons ist die Begründung eines solchen also für Jauß ein zentrales Anliegen. Die Kritik mündet deshalb nicht in der Destruktion, sondern in der Revision des Kanons mit dem durchaus didaktischen Ziel, den durch bildungsbürgerliche Pflichtübungen verschütteten Wert literarischer Werke zu aktualisieren. Kanonbildung ist aber nicht die Offenbarung eines objektiven literarischen Werts wie für die traditionelle Hermeneutik, sondern ein Rezeptionsprozess – und damit Veränderungen unterworfen.

Wirkung und Bewertung sind eng an das Innovationspostulat geknüpft. Der Kunstwerkcharakter bestimmt sich aus der Negation von Erwartungen: das Schöne soll nicht epigonal reproduziert, sondern neu geschaffen werden; das Werk soll neue Sehweisen erfordern, bisher unbekannte Erfahrungen anbieten und moralische Lösungen, die über die Wirklichkeit hinausweisen. Neben der ursprünglichen Innovationsleistung ist das spezifische Vermögen des Werks, auch unter veränderten historischen Bedingungen neue ästhetische Erfahrungen zu evozieren, ein Bewertungsmaßstab. Erst die anhaltende Dialogfähigkeit kanonisiert ein Werk. (Baasner, 185)

30. Die verschiedenen Rezeptionsstufen gehen dabei in den Rezeptionsakt ein. Ein Text kann zwar ‘immer wieder neu’ gelesen werden, die erneute Aktualisierung ist jedoch nicht unabhängig von der vorgängigen Deutungsgeschichte. Die Linie einflussreicher Interpretationen prägt den Deutungskanon.

Der literatursystemische Kontext hat auch hier geringeres Gewicht als das Ereignis. In einer weniger werkzentrierten Sicht öffnet die Rezeptionsperspektive jedoch den Blick für eine Kanonforschung, die über Neuinterpretation und Revision hinaus auch die *Prozesse der Kanonisierung* und ihre Einflussketten untersucht. (Baasner, 185)

31. Auffällig ist, dass die Konstanzer Schule den ‘dritten Stand’ der Leser zwar konzeptionell salonfähig macht, aber weder den konkreten Leseakt, noch den empirischen Leser oder die historischen Leseverhältnisse betrachtet. Die Infragestellung eines feststehenden Erbes, der Autorität des Werks und eines fraglosen Primats der produzierenden Autoren darf in ihren Folgen für das Literaturverständnis trotzdem nicht unterschätzt werden. Sie begründet die Akzeptanz verschiedener Lektüren und die Notwendigkeit der Leserinstanz auf der Basis eines hermeneutisch-historischen Literaturzugriffs, lenkt den Blick auf Kanonisierungsprozesse und bietet einen theoretisch fundierten Ansatzpunkt für die Einbettung von Einzeltextbetrachtungen zu ästhetischen Normvorstellungen oder zur Empirie der literarischen Kultur. (Baasner, 185)

32. *Historische Rezeptionsforschung*. Vielen ging der Entwurf der Konstanzer Rezeptionsforschung nicht weit genug, da er die Instanzen des impliziten Lesers und des Erwartungshorizonts wiederum als gedankliche Konstrukte in den Zusammenhang hermeneutischer Auslegung einbezog.

Für eine konzeptionelle Erweiterung des wirkungsgeschichtlichen Ansatzes bis zur historischen Situationsabhängigkeit von Rezeptionsereignissen plädiert schon früh Karl Robert Mandelkow. „Erst die literaturhistorische Gesamtschau einer ‘Entwicklung’ der verschiedenen Werke eines Autors, einer Gattung oder einer Epoche hebt naturgemäß die rezeptionsästhetische Kontingenz der Urteilsbildung über das einzelne Werk auf zugunsten einer diese Kontingenz suspendierenden gesetzlich-überhistorischen Stringenz von wie auch immer begründeten Abläufen.“ (Mandelkow 1970, 77f.) Das Musterbeispiel für eine solche Gesamtschau gibt Mandelkow selbst mit seiner Rezeptionsgeschichte Goethes: „Die Geschichte der Deutung und Wirkung Goethes [...] ist zugleich die Geschichte des literari-



schen Publikums, der literarischen Kritik, der Poetik und der Ästhetik“ (Mandelkow 1980, 19). (Baasner, 186)

33. Mit dem Sammelbegriff der historischen Rezeptionsforschung sollen hier die vielfältigen Verfahren zusammengefasst werden, denen das Interesse an dokumentierten Lektüren und anderen Rezeptionserzeugnissen gemeinsam ist. Historische Rezeptionsforschung kann textorientiert, autororientiert und systemorientiert sein; sie fragt danach wer was wann warum und wie gelesen hat – wobei jede Teilfrage dominant gesetzt sein kann.

Die Rezeptionsperspektive kann so als ein Bindeglied zwischen kultur- und sozialhistorischen Fragestellungen und Literaturwissenschaft betrachtet werden. Die Frage nach dem Lesen und den Lesern führt zur Auseinandersetzung mit den benachbarten Untersuchungen der Bildungsgeschichte, der Buchmarkt- und Buchhandelsgeschichte und zu den Erkenntnissen einer Literatursoziologie, die sich mit den lektürebezogenen Mechanismen sozialer Formation und Differenzierung beschäftigt.

Mit diesen Fragestellungen löst sich die Rezeptionsforschung von der Textinterpretation, vom Autor und von dessen Wirkung. Als leserzentrierte Forschung stellt sie das *Lesen* als *Kommunikationsakt* und *kulturelle Praxis* sowie die Leistung der Literatur für den oder die Leser in den Mittelpunkt. Dabei spezifizieren die besonderen Kennzeichen von Fiktionalität und Poetizität der literarischen Rede auch den Leseakt. Die Frage der ästhetischen Wertung hingegen, die bei Jaufß eine wichtige Rolle spielt, tritt zurück. (Baasner, 186f.)

34. Gerade wenn es der Rezeptionsforschung um symptomatische, über den Einzelfall hinaus erklärungskräftige Aussagen geht, muss sie sich mit ihren Quellen kritisch auseinandersetzen. Literatur wird auch in nicht-literarischen Kontexten rezipiert – wenn ein Politiker Schiller zitiert oder eine Versicherung mit Goethe wirbt zum Beispiel. Solche literaturfernen Anwendungen geben Einblick in die Rolle, die Literatur als Autorität in gesellschaftlichen Sinnbildungsprozessen zugemessen wird, zur Erkenntnis von literarischen Texten hingegen werden sie kaum beitragen.

Aber auch Rezeptionsdokumente im engeren Sinn – z.B. Literaturkritiken, Tagebucheinträge usw. – müssen in ihrem jeweiligen Zusammenhang betrachtet werden. Auf die Entstehung einer Rezension beispielsweise haben viele Faktoren Einfluss, es gibt äußere Vorgaben sowie Konventionen des Argumentierens, und auch Rezensenten orientieren sich am Horizont ihres Publikums. Gerade diese Einflüsse erklären aber die interessantesten Fälle, in denen ein und derselbe Verfasser einen Text öffentlich verreisst, im privaten Brief jedoch lobt (und umgekehrt). Rezeptionsprozesse zu rekonstruieren, erfordert also eine *Quellenkritik*, die auf Wissen um die kommunikativen und materialen Entstehungsbedingungen der Dokumente zurückgreift. (Baasner, 187)

35. *Empirische Leserforschung*. Die Empirische Literaturwissenschaft untersucht Literatur in ihrer kommunikativen Funktion anhand von Beobachtungsdaten. Im Rahmen der ETL Siegfried J. Schmidts wird Rezeption als *Handlungsrolle* mit einer eigenen Teiltheorie erschlossen. Die für die Rezeptionsforschung bedeutendste Strömung innerhalb der Empirischen Literaturwissenschaft ist die von Norbert Groeben begründete leserbezogene *Rezeptionspsychologie*. In Abgrenzung von hermeneutischen Verfahren besteht die empirische Forschung auf einer „systematischen Geltungsprüfung wissenschaftlicher Aussagen durch die intersubjektive Nachprüfbarkeit anhand von Beobachtungsdaten“ (Groeben 1982, 27). Sie importiert die Methoden der empirischen Sozialforschung und strebt an, verstehende Verfahren weitgehend durch erklärende zu ersetzen; dazu werden methodische Anleitungen für die theoriegeleitete Datenerhebung und -sicherung formuliert. (Baasner, 188)

36. Während die hermeneutische Wissenschaft im Leser die Instanz sieht, die ein im Text angelegtes Sinnpotential aktualisiert, geht die empirische Wissenschaft vom Leser als Bedeutung konstruierender Instanz aus. Der Text ist als *Textformular* (Groeben) oder *Kommunikationsbasis* (Schmidt) Anlass für diese Operationen. Rezeption wird als die bedeutungsgenerierende Verarbeitung textueller Information gefasst. Der Rezeptionsprozess soll erschlossen werden durch Hypothesenbildung und Bedingungs-Ereignis-Annahmen, die das Verhältnis von materialen Textmerkmalen und kognitiver Konstruktion erklären. Als *Text-Leser-Interaktion* sind subjektive Bedeutungszuweisung und objektive Textfaktoren an der Rezeptionshandlung beteiligt. Daneben besteht kein grundsätzlicher Unterschied zwischen pragmatischen und literarischen Texten. Bei letzteren stoßen bestimmte Hypothesen wie jene der Textverständlichkeit aber an Grenzen. (Baasner, 188)

37. Hypothesen über die Gesetzmäßigkeit von Leservoraussetzungen und Rezeptionseffekten können nur mit umfangreichen und aufwendigen Versuchsanordnungen überprüft werden. Dazu werden beispielsweise einer Klasse von Rezipienten, die anhand bestimmter Merkmale ausgewählt werden, Texte vorgelegt. Geprüft werden kann mit Hilfe empirischer Verfahren, ob und wie sich zugeordnete Textbedeutungen ändern, wenn sich die Lesermerkmale ändern, oder ob ein Einstellungswandel aufgrund der Textrezeption zu verzeichnen ist. Für die Literaturwissenschaft ergibt sich hier die Möglichkeit, die kommunikationspraktische Relevanz literaturtheoretischer Annahmen zu untersuchen: wie weit wird beispielsweise die Vieldeutigkeit literarischer Texte akzeptiert, als Kennzeichen von Literatur vorausgesetzt oder vielleicht im Gegenteil als Lektürehemmnis eingeschätzt? Mit Blick auf historische Situationen lassen sich ganz ähnliche Fragen formulieren, empirische Untersuchungen dieser Art sind aber nicht möglich. Im Gegensatz zur aktuellen Leserbefragung, die ausgewählte oder repräsentative Gruppen befragen kann, muss sich die historische mit den zugänglichen Daten zufrieden geben. (Baasner, 189)

38. Die Annahme, Literatur sei, wie sie wirke, ist nicht frei von gefährlichen Simplifikationen: Literaturgeschichte = Wirkungsgeschichte; Wirkung = Aufnahme eines Werkes durch das Publikum. Das kann bedeuten: Zur Interpretation von Kleists *Zerbrochnem Krug* bedarf es nicht unbedingt der durch Lektüre erworbenen Kenntnis des Stücks, aber unbedingt der Kenntnis der fast 170jährigen Wirkungsgeschichte. Der Autor ist im Kreis derer, die sich seines Werkes bemächtigt haben, nicht mehr zu erkennen. Harald Weinrichs Plädoyer *Für eine Literaturgeschichte des Lesers*, in dem er empfiehlt, einen „Text nicht vom Sprecher, sondern vom Hörer her zu betrachten“ und dabei „die typischen Leserfahrungen einer Lesergruppe oder eines solchen Lesers, der repräsentativ für eine Gruppe ist“, zu beschreiben (Weinrich 1967, 1026/1031), kann als inzwischen klassisches Beispiel für jene Vereinfachungen gelten, die sich fast notwendig einstellen, wenn man einem als extrem gekennzeichneten Übelstand (Literaturgeschichte = Werkgeschichte = Autorengegeschichte) mit einem anderen Extrem (Literaturgeschichte = Wirkungsgeschichte = Lesergeschichte) begegnet wird. (Oellers, 234)

39. Hans Robert Jauss hat den Versuch unternommen, die Geschichtlichkeit der Literatur durch die „geschichtsbildende Energie“ der Rezipienten zu sehen: ihre „vorgängige“ Erfahrung des literarischen Werkes bestimme dessen Erscheinung und Wesen als geschichtlich. Den Zugang zum Rezipienten möchte Jauss über den *Erwartungshorizont* gewinnen, in den hinein jedes Werk gestellt wird. Diesen – sich ständig wandelnden – Horizont auszumessen, ihn unter Voraussetzungen eines gesellschaftlich determinierten Publikums ‘objektiv’ erscheinen zu lassen, sollte Aufgabe des geschichtlich, d.h. soziologisch vorgehenden Literaturwissenschaftlers sein. Im Erwartungshorizont tauchen die Fragen auf, die durch literarische Werke beantwortet werden können. (Oellers, 235)

40. In produktiver, differenzierterer, aber nicht unkritischer Weise ist Gadamer's Hermeneutik in Konstanz rezipiert worden. Hans Robert Jauß folgte in *Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft* (1967) Gadamer's Kritik des historischen Objektivismus.

Jauß übernimmt Gadamer's Prinzip der Wirkungsgeschichte und der Horizontverschmelzung. Er versucht, Produktions- und Darstellungsästhetik in einer Rezeptions- und Wirkungsästhetik zu fundieren, indem er die Literaturgeschichte als Prozess der Rezeption von Texten durch Leser und als Prozess der Wirkung von Texten auf Autoren betrachtet. Literaturgeschichte hat dann nicht eine identische Bedeutung von Texten zu rekonstruieren, sondern die historische Entfaltung des Sinnpotentials zu beschreiben, das sich in der Rezeption aktualisiert und in der Wirkungsgeschichte immer neu vergegenständlicht.

Collingwood und Gadamer folgend versucht auch Jauß, einen Text zu verstehen, indem er die Frage zu verstehen sucht, auf die dieser eine Antwort ist; und er begründet die Forderung der Rekonstruktion des Erwartungshorizonts, den die Lesergesellschaft eines bestimmten Zeitraums gegenüber dem literarischen Text ins Spiel bringt. Im Gegensatz zu Gadamer aber sieht er das Klassische nicht als Norm, sondern nur als historisches Moment. Deshalb betrachtet er literaturgeschichtliches Verstehen nicht als Einrücken in ein Überlieferungsgeschehen, sondern letztlich als Versuch, die Kluft zwischen Literatur und Geschichte zu überbrücken.

Jauß betont im Gegensatz zur traditionellen autorzentrierten Konzeption Hirschs die produktive Funktion des Lesers. Sein Kollege Wolfgang Iser hat sich in *Die Appellstruktur der Texte* (1971) die Aufgabe gestellt, das Verhältnis von Text und Leser beschreibbar zu machen. Bedeutungen werden danach nicht als rekonstruierbare Substanzen betrachtet, sondern erst im Lesevorgang als Produkt der Interaktion Text – Leser generiert. Der literarische Text ist nach Iser von allen Texten zu unterscheiden, die einen vom Text unabhängig existierenden Gegenstand vorstellen oder mitteilbar machen. Der Text ist aber auch nicht bloße Projektionsfläche des Lesers. Er bietet vielmehr Einstellungen und Perspektiven, die die empirisch bekannte Welt verändern und verfremden. Daraus resultiert eine gewisse Unbestimmtheit, die der Leser auf unterschiedliche Weise verarbeiten kann. Wer den Text auf seine Erfahrung reduziert, normalisiert ihn und vernachlässigt damit die spezifisch literarische Qualität. Wer die Differenz wahrnimmt und produktiv verarbeitet, macht die eigentliche Qualität des *literarischen* Textes sichtbar. Ein solcher Text sei nie allseitig bestimmt, und diese Unbestimmtheit wachse in literarischen Texten seit dem 18. Jahrhundert, wie Iser in *Der implizite Leser* (1972) zu zeigen versucht hat.

Wenn die Textbedeutung allerdings erst in der Interaktion Text – Leser generiert wird, stellt sich die Frage, in welchem Verhältnis Rezeption und objektivierende Analyse zu sehen seien? Wie weit gelingt es, Werkssystem und Interpretationssystem zu trennen? Welche Kriterien adäquaten Verstehens sind denkbar? In seinem Buch *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung* (1976) betrachtet Iser den Text gleichsam als Partitur, die der Leser, indem er dem im Text vorgezeichneten Aktcharakter des Lesens folgt, konkretisiert. Die Leserin agiert als gleichsam „wandernder Blickpunkt“, der sich durch den Text bewegt, durch immer wieder neue Vor- und Rückgriffe neue Relationen schafft und neue Bedeutungsspielräume und Leerstellen wahrnimmt. Der Autor schreibt sich durch die Rezeptionsdisposition, auf die der Text angelegt ist, und durch die Brüche und Leerstellen ermöglichende Segmentierung und Perspektivierung des Texts in den Text ein. Der Leser konkretisiert diese Aktstruktur des Lesens und konstituiert im Rahmen dieser Spielräume und Lücken Bedeutung und Sinn.

Iser und Jauß machen mit exemplarischen Fallstudien deutlich, wie sehr eine Hermeneutik, die Interpretation als Bedeutungszuweisung betrachtet, die differenzierte ästhetische Erfahrung reduziert. (> *Kritik*) Kritische Stimmen meinten allerdings, dass solch differenzierte

Analyse der Leseerfahrung unweigerlich im Subjektivismus individueller Reize und Reaktionen ende.

Dies führte Jauß dazu, Wirkung als das vom Text bedingte und Rezeption als das vom Leser bedingte Element der Konkretisation zu beschreiben. Natürlich bleibt dabei die von Vertretern der autorzentrierten Interpretation gestellte Frage offen, welche Norm denn über richtige und falsche Interpretationen entscheide.

Hans Ulrich Gumbrecht schlug deshalb vor, „im Rahmen einer deskriptiven Rezeptionsgeschichte die vom jeweiligen Autor intendierte Sinngebung als Hintergrund des Verständnisses und des Vergleichs von Sinngebungen über den von ihm produzierten Text zu benutzen“. (Gumbrecht 1975, 392) (> *Kritik*) Nicht einleuchtend ist hier die grundlegende Voraussetzung, die vom Autor intendierte Sinngebung sei leicht und unabhängig von den Voraussetzungen der Literaturwissenschaft rekonstruierbar. Praktisch dürfte sich die Rekonstruktion der vom Autor intendierten Sinngebung nur bei Verfassern rhetorischer Texte mit eindeutiger Wirkungsintention und Verwendungsfunktion ergeben.

Peter Rusterholz schlägt vor, die Zeichenrelationen, die auf Rezeptionsdispositionen verweisen, als Indizien eines vom Autor intendierten Potentials möglicher Sinngebung zu interpretieren. So kann zwar keine Norm, wohl aber ein Vergleichsgegenstand gegenüber anderen Sinnbildungen konstituiert werden, der zusammen mit den von Karlheinz Stierle postulierten historisch-systematischen Rezeptionsmodellen Stufen der Adäquatheit von Rezeptionen und Interpretationen zu qualifizieren erlaubt. Wir könnten Rezeptionsformen, die das Wahrgenommene unreflektiert nach privaten Erfahrungsnormen konkretisieren, historische Analysen, die im Text angelegte Rezeptionsdisposition rekonstruieren, und rezeptionsgeschichtliche Analysen und Interpretationen unterscheiden.

Die Konstanzer Rezeptionsästhetik hat die Literaturwissenschaft zu einer historischen Kommunikationssoziologie entwickelt, die mit Gadamer die Vorstellung eines unabhängig vom Prozess des Verstehens existierenden Objekts des Verstehens negiert, aber gegen Gadamers Negation der Methoden die durch Formalismus und Strukturalismus bereitgestellten analytischen Instrumente einsetzt, um die Steuerung der literarischen Kommunikation durch die Wirkungen des Textes zu analysieren und Aufnahme und Wirkung der Werke im objektivierbaren Bezugssystem zur Lesererwartung zu beschreiben, das sich aus dem Vorverständnis der Gattungen und dem Gegensatz von poetischer und praktischer Sprache ergibt. (Rusterholz, 131ff.)

Gadamers Prinzip der Wirkungsgeschichte, das die vermeintliche Unmittelbarkeit des Verstehens im Umgang mit überlieferten Werken destruierte, initiierte andererseits eine neue Aufmerksamkeit für Rezeption und Rezeptionsgeschichte literarischer Werke. So entstand das Programm einer Rezeptionsforschung, in der sich die Geschichte der ästhetischen Erfahrung mit der literarischen Hermeneutik so zu vermitteln suchte, dass der Sinnhorizont des literarischen Werkes erst im Zusammenspiel von Autor, Werk und Leser zu entwerfen war. (Jacob, 338)

Ausgangspunkt der Überlegungen von Jauß und Iser ist die Unmöglichkeit der *einen* richtigen Interpretation eines (historischen) Textes, der sich vielmehr in die Vielzahl seiner verschiedenen und alternativen Lesarten und Deutungsvarietäten auseinander faltet. An die Stelle des Werks und seiner Interpretation treten mithin die Beschäftigung mit und die Analyse von allen möglichen (und unmöglichen) Deutungen. Die Hermeneutik wird offener, pluraler – gesprächsoffener. (Jung, 176)

In der Rezeptionsästhetik wird Gadamers Begriff der Wirkungsgeschichte gewissermaßen umgedreht, die Perspektive des Publikums gewinnt die wichtigere Funktion. Leser werden in den Mittelpunkt des Textgestaltens und -verstehens gestellt. Als konstitutiv für Texte gilt nicht mehr die einsame Absicht des Autors, sondern die von ihm unterstellte – oder wirklich vorhandene – Interessenlage des Publikums. Dabei wird entweder *Der Akt des Lesens* (Iser 1976) oder der historisch zu rekonstruierende ‘Erwartungshorizont’ (Jauß 1970)

eines 'idealen Lesers' zur wichtigsten Bezugsgröße. Alle auf die Produktionsseite der Textentstehung und des Verstehens fokussierten ästhetischen und hermeneutischen Ansätze werden relativiert. (Baasner, 97)

41. Jauß skizzierte 1967 eine Theorie der literarischen Rezeption, die zum Auslöser einer langjährigen Debatte in der Literaturwissenschaft wurde und in Verbindung mit Wolfgang Iser's ergänzender Theorie des Lesers als Element des Textes das Selbstverständnis der philologischen Disziplinen langfristig verändert hat. (Schöttker, 537)

42. Zu Jauß' erstem Entwurf zur Rezeptionsästhetik. Jauß bezog sich auf Gadamer's *Wahrheit und Methode*. Gadamer knüpft hier an die Tradition der philosophischen Hermeneutik in Deutschland an, geht aber über die Entwürfe seiner Vorläufer Schleiermacher, Dilthey und Heidegger hinaus, indem er die „wirkungsgeschichtliche Verflechtung“ des „historischen Bewusstseins“ betont und den Vorgang des historischen Verstehens als spannungsvolle „Verschmelzung“ der „Horizonte“ von Gegenwart und Vergangenheit begreift. Doch hat Gadamer daraus keine methodischen Konsequenzen gezogen. Die methodische Lücke, die durch den Verzicht auf die theoretische Durchdringung des „Prinzips der Wirkungsgeschichte“ entstanden war, wollte Jauß ausfüllen. (Schöttker, 539f.)

43. Unter 'Erwartungshorizont' versteht Jauß ein „objektivierbares Bezugssystem der Erwartungen“, das sich „für jedes Werk im historischen Augenblick seines Erscheinens“ ergebe und sich aus drei Faktoren zusammensetze: „aus dem Vorverständnis der Gattung, aus der Form und Thematik zuvor bekannter Werke und aus dem Gegensatz von poetischer und praktischer Sprache (Jauß 1970, 174). Der reale Leser kommt in dieser Konzeption nicht vor. Er wird zu einem Konstrukt, das im Werk „vorausgesetzt“ ist und ihm entnommen werden muss (ebd., 177ff.). Nicht der Leser, sondern eine im Text enthaltene Vorstellung vom Publikum rückt damit ins Zentrum der Rezeptionsästhetik. (Schöttker, 540f.)

44. Jauß' hat diese Konsequenz allerdings in seinem ersten Aufsatz nicht gezogen, sondern erst zum Bestandteil seiner Theorie gemacht, als Wolfgang Iser die begrifflichen und methodischen Grundlagen für die werkimmanente Auffassung des Lesers geschaffen hatte. Daraufhin betonte auch Jauß den „hermeneutischen Vorrang“ eines „impliziten Lesers“ (Jauß 1975a), der von Iser als neue Kategorie eingeführt worden war. Auch dieser Begriff hat seine Vorgeschichte. Denn zunächst hatte Iser in seiner Konstanzer Antrittsvorlesung *Die Appellstruktur der Texte* von 1969 den Leserbezug des literarischen Werkes aus der Kategorie der „Unbestimmtheit“ abgeleitet, die er (mit einigen konzeptionellen Verschiebungen) aus Roman Ingarden's Buch *Das literarische Kunstwerk* von 1931 übernahm. Ingarden versuchte hier aus phänomenologischer Sicht zu zeigen, dass ein literarisches Werk aus „schematisierten Ansichten“ besteht und erst durch „Konkretisationen“ in ein sinnhaftes Phänomen verwandelt wird. (Schöttker, 541)

45. Während Ingarden den methodischen Schritt zum Leser als dem Träger literarischer „Konkretisationen“ nicht vollzog, hat Iser die Kategorie der „Unbestimmtheit“ zum „Umschaltelement zwischen Text und Leser“ gemacht. Die Unbestimmtheits- oder Leerstellen werden damit zur „Basis einer Textstruktur, in der der Leser immer schon mitgedacht ist“ (Iser 1970, 248). Da Iser aber ausschließlich die Funktion poetischer Unbestimmtheit für die „Konkretisation“ von Texten untersuchte, blieb seine Idee der Rezeptionsanalyse in erster Linie *Textanalyse*, während die *literatur-historische* Dimension des Rezeptionswandels, die Jauß zunächst anvisiert hatte, nicht in den Blick kam.

Die Beschränkung auf die werkimmanente Ebene bleibt auch für die Erweiterungen bestimmend, die Iser an seinem ersten Entwurf vorgenommen hat. (Schöttker, 541)

46. Im Jahr 1967 erschien auch ein Aufsatz von Harald Weinrich mit dem Titel *Für eine Literaturgeschichte des Lesers*, der wie Jauß von der Vernachlässigung des Publikums in der Literaturwissenschaft ausging und Perspektiven einer Überwindung des Mangels zeigte. Weinrich hat erstmals auf Arbeiten hingewiesen, die die historische und soziale Stellung des Publikums zum Gegenstand von Überlegungen gemacht haben. So wurde hier mit der Erinnerung an die Vorgeschichte der Rezeptionsgeschichte zugleich die Grundlage für ihre Weiterentwicklung gelegt. Es handelt sich dabei um Arbeiten zur Wirkungsästhetik, zur Publikumsforschung und zur Literatursoziologie.

Die Wirkungsästhetik, die vor allem für die Poetik des Dramas grundlegend ist, ist für eine rezeptionsgeschichtlich orientierte Literaturwissenschaft allerdings ein Grenzfall. Denn Aufbau, Stil und Aufführung eines Werkes werden in erster Linie von der beabsichtigten Wirkung auf ein Publikum aus betrachtet. Das Publikum existiert dabei in der Vorstellung des Autors oder Regisseurs, so dass die Wirkungsästhetik eher für die werkimmanente Rekonstruktion von Erwartungshorizonten von Bedeutung ist, wie sie Jauß' Programm vorsieht. Das gilt auch für Jean-Paul Sartres Essay *Was ist Literatur* von 1948, den Weinrich ebenfalls als Vorläufer für eine Vorgeschichte des Lesers zitiert. (Schöttker, 545f.)

47. Darüber hinaus hat Weinrich auf Erich Auerbach hingewiesen, in dessen Arbeiten das Publikum seit den dreißiger Jahren als Untersuchungsgegenstand eine zentrale Rolle einnahm. Während Auerbach seine Darstellung des Publikumswandels aus Hinweisen erarbeitet hat, die in den Texten selbst zu finden waren, und historische Dokumente eher ergänzend heranzog, legte Roger Escarpit 1958 den Entwurf zu einer soziologischen Analyse literarischer Werke vor, bei der das Phänomen des gedruckten Buches im Mittelpunkt stand. Escarpits Aufteilung der Literatursoziologie in die Bereiche der „Produktion, Verbreitung und Konsumtion“ ist auch für die Rezeptionsforschung grundlegend geworden. (Schöttker, 546f.)

48. Die Arbeiten von Auerbach und Escarpit repräsentieren zwei Pole der Literatursoziologie, zwischen denen sich auch die Rezeptionsforschung bewegt. Es handelt sich dabei einerseits um Ansätze, bei denen das Werk Bezugspunkt der Analyse ist, andererseits um Ansätze, bei denen das Werk den Ausgangspunkt für die Untersuchung seiner Aneignungsformen bildet. Während die *werkorientierte* Richtung eher der Literaturwissenschaft zuzuordnen ist, tendiert die *leserorientierte* Richtung eher zu den Kultur- und Sozialwissenschaften. Doch sind die Übergänge fließend.

Offenkundig geworden sind die Gegensätze erstmals 1967 mit Adornos *Thesen zur Kunstsoziologie*. Adorno hat hier nicht nur die Ausgrenzung der ästhetischen Dimension aus der kunstsoziologischen Analyse, sondern auch ihre Begrenzung auf die Wirkung von Kunstwerken kritisiert. „Kunstsoziologie“, so Adorno, dürfe nicht nur danach fragen, „wie die Kunst in der Gesellschaft“ steht und „wie sie in ihr“ wirke, sondern habe in erster Linie zu untersuchen, wie sich „Gesellschaft in den Kunstwerken“ objektiviere (Adorno 1967, 102). (Schöttker, 547)

49. Alphons Silbermann hat Grundpositionen einer empirischen Kunstsoziologie skizziert. „Soziologisch kann jedoch die Kunst nur in dem Augenblick erfasst werden, wo sich die Beziehungen zwischen Künstler und Hörer, Leser und Betrachter entfalten, wo also das Kunstwerk nach außen hin appelliert, wo es [...] einen bedeutsamen Augenblick, nämlich den des Kunsterlebnisses, hervorbringt“ (Silbermann 1967, 194).

Schon 1964 hatte Hans Norbert Fügen die Literatursoziologie in diesem Sinne als spezielle Soziologie zu bestimmen versucht, ohne die Untersuchung auf Rezeptionsphänomene zu beschränken.

(Schöttker, 547f.)

50. Die historische Leserforschung ist aus der Geschichts- und Kulturwissenschaft hervorgegangen und untersucht die Entwicklung des Lesepublikums und der gesellschaftlichen Bedingungen des Lesens, die wiederum eng mit der Geschichte des Bildungssystems, des Verlagswesens und des Buchhandels zusammenhängen. Wegweisend waren für den deutschen Sprachbereich hier die Arbeiten zur Geschichte des Lesers und der Lektüre von Rolf Engelsing, zur Produktion, Distribution und Rezeption populärer Lesestoffe von Rudolf Schenda und zur Geschichte des Buchhandels von Reinhart Wittmann. (Schöttker, 548)

51. Eine besondere Rolle für die Verbindung von Rezeptionsgeschichte und Hermeneutik spielen die Schriften Walter Benjamins. Zwar ist Benjamins Rezeptionstheorie fragmentarisch geblieben, doch wurde sie im Verlauf der siebziger Jahre nach und nach wiederentdeckt.

Grundlage dieser Theorie ist die Idee des „Fortlebens“ oder „Nachlebens“ der Werke, das als Veränderung ihrer literarischen Substanz aufgefasst wird. Im Artikel *Literaturgeschichte und Literaturwissenschaft* von 1931 hat Benjamin die Idee des „Fortlebens“ mit der gegenwärtigen Aneignung von Werken verknüpft. Benjamin betont den Gegenwartsbezug des Interpretieren bei der Aneignung von Werken der Vergangenheit.

Doch hat Benjamin die Überlieferung keineswegs aus den Augen verloren. Beide Pole, die Aneignung von Werken durch Leser der Gegenwart (Hermeneutik) und die Aneignung im Prozess der Überlieferung (Rezeptionsgeschichte) bilden auch in weiteren Arbeiten einen Spannungszustand, der auf methodische Vermittlung ausgerichtet war. (Schöttker, 548f.)

52. Benjamin hat auch auf zwei Arbeiten hingewiesen, die als Vorläufer der Rezeptionsforschung gelten können: Franz Mehrings *Lessing-Legende* von 1893 und Julian Hirschs *Genesis des Ruhms* von 1914. Hirsch entwickelte erstmals eine systematische Methode der Rezeptionsanalyse, in deren Mittelpunkt Persönlichkeiten stehen, die wegen ihrer Taten oder Werke auch über den Tod hinaus von einem größeren Publikum verehrt werden. Es ging Hirsch um das Phänomen des Ruhms und seine Erklärung. Methodisch wegweisend ist dabei vor allem seine Unterscheidung zwischen „ruhmerzeugenden und ruhmerweiternden Faktoren“ aufseiten des Individuums (etwa Erfolg, Todesumstände usw.) oder aufseiten der Masse (etwa Sensationsbedürfnis, Bedürfnisse der Presse usw.). (Schöttker, 550f.)

53. Mehrings Lessing-Buch war für Benjamin dagegen in politisch-konzeptioneller Hinsicht von Bedeutung. Mehring wollte zur „Rettung“ des Autors „aus den Philisternetzen der Bourgeoisie“ beitragen (Mehring 1975, 34) und hat damit das Konzept einer Rezeptionsgeschichte als Überlieferungskritik begründet, das Benjamin zu einem Grundgedanken seiner Rezeptionstheorie ausgebaut hat. (Schöttker, 551)

54. Nicht alle Rezipienten sind nach Benjamin für die Analyse der Rezeption von Bedeutung, sondern nur diejenigen, die am Überlieferungsprozess beteiligt sind und auf ein Werk Einfluss genommen haben (Verleger, Kritiker, Interpreten, Übersetzer, Editoren). Je nach Einflussnahme lassen sich dabei Hierarchisierungen vornehmen. Setzen sich im Verlauf der Rezeptionsgeschichte neue Auffassungen durch (in Editionen oder Deutungen), dann verändert sich nicht nur die Rezeption, sondern auch das Werk selbst. Der scheinbare Umweg über die Rezeptionsgeschichte führt zum Werk zurück, weil die in ihm wirkenden Kräfte und Interessen erkennbar werden. Die Analyse der Rezeption bleibt deshalb einem Werk

nicht äußerlich, sondern ist Bedingung seiner Erkenntnis. Die aktuelle Aneignung von Werken (die hermeneutische Ebene der Rezeption) und ihre Aneignung im Prozess der Überlieferung (die historische Ebene der Rezeption) werden damit zu einer Einheit verbunden. (Schöttker, 552)

55. Mit seiner Schrift *Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft* (1967) eröffnete Hans Robert Jauß ein neues Kapitel literaturwissenschaftlicher Theoriebildung und Forschung. Literaturgeschichte wird von Jauß nicht mehr als isolierte Geschichte von Werken und Autoren verstanden, sondern erfährt eine (hermeneutisch fundierte) Verankerung im Rahmen der allgemeinen Geschichte. Die Provokation seines Vorschlages einer *Rezeptionsästhetik* lag in der Schlussfolgerung, dass Literatur zum konkreten historischen Prozess erst durch die vermittelnde Erfahrung derer wird, die ihre Werke aufnehmen. (Müller, 181)

56. Jauß' Ansatz hat eine Fülle von Forschungsvorhaben initiiert, die das Ziel verfolgen, die – in spezifische sozial- und mentalitätsgeschichtliche Zusammenhänge eingebetteten – Prozesse der literarischen Produktion *und* Rezeption zu rekonstruieren. (Müller, 181)

57. *Hans Robert Jauß*. Der wissenschaftsgeschichtliche Ausgangspunkt der Rezeptionsästhetik lag in der Erkenntnis, dass die bisher vorherrschenden Darstellungs- und Produktionsästhetiken keine Lösung der Frage anzubieten hatten, „wie die geschichtliche Folge literarischer Werke als Zusammenhang der Literaturgeschichte zu begreifen sei“ (Jauß 1970, 169). Die Rezeptionsästhetik will den *ästhetischen und historischen* Aspekt der Geschichte von Literatur und deren wechselseitige Vermittlung aufzeigen, um somit den Zusammenhang zwischen *vergängerlicher Erscheinung* der Dichtung und der *gegenwärtigen Erfahrung* durch den heutigen Leser wiederherzustellen. Dabei wird vom Grundsatz ausgegangen, dass der Leser keine passive Instanz, sondern einen aktiven Faktor darstellt, der das geschichtliche Leben von Werken in entscheidendem Maße beeinflusst. (Müller, 182f.)

58. Die Untersuchungsmethoden der Rezeptionsästhetik gründen in der hermeneutischen Logik und im hermeneutischen Verfahren von Frage und Antwort; diese gestatten es, Prozesse der Vermittlung zwischen Werk und Rezipient, Wirkung und Rezeption aufzuhellen. Jauß sieht die genuine Leistung der Rezeptionsästhetik darin, über die *Bedeutung*, die dem Kunstwerk im historischen Kontext von Produktion und Rezeption zukommt, Auskunft zu geben. Dabei ist sie auf Zusammenarbeit mit anderen Disziplinen angewiesen, was die Chance zu fruchtbarer interdisziplinärer Forschung eröffnet. (Müller, 183)

59. Voraussetzung für die Analyse der Vermittlungs-Prozesse zwischen Werk und Rezipient stellt die 'Objektivierung' des *Erwartungshorizontes* der literarischen Erfahrung dar. Im ersten Entwurf der Rezeptionsästhetik fordert Jauß die Rekonstruktion des Erwartungshorizontes aus den Texten selbst. In seinen späteren Schriften unterscheidet er zwischen dem *literarischen* Erwartungshorizont und dem *lebensweltlichen Erwartungshorizont des Lesers*. Deren Rekonstruktion mittels hermeneutischer Verfahren schließt *empirische* Untersuchungen der Leserdisposition und der Rezeptionsprozesse von literarischen Texten nicht grundsätzlich aus. Empirische Analysen könnten als 'pädagogische Veranschaulichung' und als Absicherung der auf hermeneutischem Wege gewonnenen Ergebnisse dienen. (Müller, 183f.)

60. Über die Rekonstruktion des Erwartungshorizontes sind Rückschlüsse auf den *Kunstcharakter* des Textes möglich. Die Aufnahme eines Werkes durch seine Leser wird entscheidend von seiner *ästhetischen Distanz*, d.h. von seinem „Abstand zwischen dem vorgegebenen Erwartungshorizont und 'seiner' Erscheinung“ (Jauß 1970, 177) beeinflusst. Die Kategorie der *äs-*



*sthetischen Distanz* bietet sich zur Analyse des Rezeptionsverhaltens des Lesers an: eine geringe ästhetische Distanz impliziert eine eher genießende Haltung des Rezipienten, die den Text in die Nähe der 'kulinarischen Kunst' bzw. der Unterhaltungskunst rückt, eine große Distanz fordert stärkere Aktivität und Mit-Wirkung. Die Rezeption neuer literarischer Texte (insbesondere mit bislang unbekanntem strukturellen Mustern) bewirkt einen Horizontwandel beim Publikum. (Müller, 184)

61. Re-Konstruktionen des Erwartungshorizontes, der den (historischen) Rahmen für Produktion und (zeitgenössische?) Rezeption eines literarischen Textes bildet(e), erweitern die Erkenntnisinteressen der Rezeptionsästhetik: Der Forscher kann nun Fragen stellen, „auf die der Text eine Antwort gab“, und damit erschließen, „wie der einstige Leser das Werk gesehen und verstanden haben kann“ (Jauß 1970, 183). Auf diese Weise gerät die *hermeneutische Differenz* zwischen dem *ersten* Verständnis eines Werkes durch seine Leser und dem *heutigen* Verständnis in den Blick des Literaturwissenschaftlers. Dadurch wird die Rede vom zeitlosen, objektiven und ein für allemal geprägten Sinn, der dem Interpreten jederzeit zugänglich sei, als ein „platonisches Dogma der philologischen Metaphysik“ (Jauß 1970, 183) entlarvt. Da dem Text kein zeitloser und fixierter Sinn unterstellt wird, können rezeptionsästhetische Analysen auch keine Kriterien zur Beantwortung der Frage liefern, welche der historisch erfolgten *Konkretisationen* des Werkes 'richtig' oder 'falsch' sind. (Müller, 185)

62. Eine derartige Analyse der Rezeptionsgeschichte eines Werkes eröffnet Perspektiven auf die traditionsbildenden Kräfte der Literatur. Tradition setzt nach Jauß *Selektion* voraus. Er will der Geschichtlichkeit von Literatur in dreifacher Hinsicht gerecht werden: 1. diachronisch, d.h. im Rezeptionszusammenhang literarischer Werke, 2. synchronisch, d.h. im Bezugssystem der gleichzeitigen Literatur wie in der Abfolge solcher Systeme und 3. im Verhältnis der immanenten literarischen Entwicklung zum allgemeinen Prozess der Geschichte.

Die *diachrone Betrachtungsweise* erlaubt es, ein literarisches Werk innerhalb einer *literarischen Reihe* zu verorten. Damit gerät auch die aktive Rezeption des Texten durch andere Autoren in das Blickfeld des Forschers. Rezeption und Produktion werden miteinander verknüpft.

Die Durchführung verschiedener *synchroner Schnitte* soll die Rekonstruktion des literarischen Strukturwandels gewährleisten.

Jauß' These zur 3. Ebene: „Die gesellschaftliche Funktion der Literatur wird erst dort in ihrer genuinen Möglichkeit manifest, wo die literarische Erfahrung des Lesers in den Erwartungshorizont seiner Lebenspraxis eintritt, sein Weltverständnis präformiert und damit auch auf sein gesellschaftliches Verhalten zurückwirkt (Jauß 1970, 199). (Müller, 185f.)

63. Wenn Literatur auf das Handeln und Verhalten des Rezipienten einwirkt, dann muss das literarische Handeln (als *kommunikativer Akt*) im Kontext *alltäglichen* Handelns neu bestimmt werden. (Müller, 187)

64. *Wolfgang Iser*. Im Gegensatz zu Jauß, dessen *hermeneutisches* Paradigma sich auf die *Historizität* von Literatur in gesellschaftlichen Zusammenhängen richtet, verfolgt Iser das Ziel, auf *phänomenologischer* Basis (anthropologische) Grundmuster des *Leseaktes* zu rekonstruieren. *Historik der Literatur* und *Kulturanthropologie der Literatur* – dies sind die beiden Pole der 'Konstanzer Schule' und der Rezeptionstheorien. (Müller, 187)

65. Mit Ingarden geht Iser davon aus, dass die Bedeutung literarischer Texte erst im Lesevorgang generiert wird; er entwickelt jedoch eine Neubestimmung der Funktion literarischer Texte. In literarischen Texten entdecken wir zwar viele Elemente, die in unserer all-

täglichen Erfahrung eine Rolle spielen, die im Rezeptionsvorgang konkretisierte *Welt des Textes* besitzt allerdings in unserer Erfahrung *nichts* Identisches. Iser wendet sich somit explizit gegen Widerspiegelungsmodelle materialistischer Provenienz. (Müller, 188)

66. Den *Leerstellen* des Textes kommt eine Schlüsselrolle für den zwischen Text und Leser ablaufenden Kommunikationsprozess zu. Ingarden verortete seine Unbestimmtheitsstellen primär in der Schicht der dargestellten Gegenständlichkeiten, in der durch den Leser z.B. einzelne, vom Autor nicht entworfene (und damit unbestimmt gebliebene) physiognomische Merkmale des Protagonisten durch eigene Projektion zu besetzen waren. Iser hingegen setzt die Leerstellen des Textes an den Schnittflächen verschiedener schematisierter Ansichten an. Leerstellen – und damit die *Unbestimmtheit* von Texten – erweisen sich für Iser als grundlegende Faktoren des Rezeptionsprozesses. Sie bedeuten einen Steuerungsmechanismus, der dem Leser keineswegs völlig Freiheit in deren Besetzung durch eigene Projektionen lässt, sondern in der Struktur des Textes ist bis zu einem gewissen Grad auch deren Füllung vorgezeichnet.

Es ist nun als Ziel literaturwissenschaftlicher Forschung anzusetzen, Textstrukturen sichtbar zu machen, durch die im Text Unbestimmtheit entsteht, um dann die aufgedeckten *Appellstrukturen* des Textes mit der Beschreibung *elementarer Leseraktivitäten* zu koppeln. (Müller, 188f.)

67. Iser geht von der Annahme aus, gesellschaftlich-historische Wert- und Normvorstellungen, die das Repertoire von literarischen Texten bilden, im fiktionalen Kontext des Werkes in der Regel eine differenziert abgestufte Negation erfahren. Die Aktivität des Lesers besteht nun darin, ausgehend von seinem (ihm vertrauten) Horizont, die anders gerichtete Zielsetzung des literarischen Textes zu konstituieren. Diesen sinnkonstituierenden Akt sieht Iser als Grundstruktur der Literatur (insbesondere des Romans) an; er fasst ihn begrifflich als den impliziten Leser. Der implizite Leser bezeichnet die im Text vorgezeichnete *Leserrolle*, die als Steuerungsmechanismus des Lesevorganges fungiert. (Müller, 189)

68. Iser präsentiert außerdem eine Schematisierung des Rezeptionsvorganges, mit der der zeitliche Verlauf der Sinnkonstitution im Leseakt gefasst werden kann. Das einzelne Satzkorrelat verweist auf Kommendes; der von ihm erweckte Horizont enthält Erwartungen. Während der Lektüre werden ständig Erwartungen modifiziert. Das durch die Entscheidungen des Lesers Ausgeschlossene bildet seinerseits einen potentiellen Störfaktor. (Müller, 189f.)

69. Die Zielrichtung von Iser's Theorie liegt nicht in der Beschreibung von Textrealisation, sondern in der Entwicklung einer allgemeinen Texttheorie. Er konzipiert diese als *allgemeine Wirkungstheorie*. Er wendet sich *nicht* bestimmten „historisch ausmachbaren Lesern“ (Iser 1976, 8) und deren Urteilen zu. (Müller, 190)

70. Iser berücksichtigt auch Ergebnisse *gestaltpsychologischer Forschung*. Der Leser reagiert im Rezeptionsvorgang fortwährend auf das, was er selbst hervorgebracht hat, denn er nimmt bestimmte Ausgleichsoperationen vor, welche die Tendenzen, die der gebildeten Konsistenz abträglich sind, zu integrieren versuchen. (Müller, 190f.)

71. Iser sieht das Verhältnis zwischen Text und Leser in drei Aspekten begründet: a) dem Geschehenscharakter des Lesens, b) der Konsistenzbildung und den durch das jeweils Ausgeschlossene gebildeten Störfaktoren und c) dem daraus resultierenden Verstricktsein des Lesers in die von ihm hervorgebrachte Textgestalt. Die fundamentale Voraussetzung für die Anverwandlung des Fremden in den eigenen Erfahrungsbereich liegt darin, dass wir die

Gedanken eines anderen nur deshalb zu einem uns beherrschenden Thema machen können, „weil diese dabei immer auf den virtualisierten Horizont unserer Person und ihrer Orientierungen bezogen bleiben“ (Iser 1975a, 274). (Müller, 191)

72. In seinen jüngeren Schriften entwirft Iser ein funktionstheoretisches Modell literarischer Texte. Iser interessiert nicht mehr, was Funktion *ist*, sondern was sie *bewirkt*, d.h. die *pragmatische* Dimension des Textes. Vor dem Hintergrund der Austinschen und Searleschen Sprechakttheorie kommt er zu dem Schluss, dass sich fiktionale Rede von alltäglicher Rede vor allem durch die bei ihr *nicht gegebene Situationsbezogenheit* unterscheidet. Für das Gelingen des fiktionalen Sprechaktes können demzufolge auch keine *Konventionen* im üblichen Sinne ausschlaggebend sein. In literarischen Texten findet deshalb eine *Entpragmatisierung* statt. (Müller, 191)

73. *Text als Handlung*. In der Nachfolge und Weiterentwicklung von Jauß' Rezeptionsästhetik schlug Karlheinz Stierle vor, den *Handlungsbegriff* zur tragenden Kategorie literaturwissenschaftlicher Textmodelle zu machen. Literarische Produktion und Rezeption werden als *typische* Handlungsmuster innerhalb eines gegebenen kulturellen Handlungssystem bestimmt. (Müller, 192)

74. Das Konzept vom *Text als Handlung* führt dazu, dass sich etwa Gattungs-Kategorien und literarische Gattungen nicht mehr als ontologisch verfestigte Entitäten ('Lyrik', 'Prosa', 'Drama' ...) bestimmen, vielmehr erweisen sie sich als typische Sprach-Handlungs-Muster in spezifischen historischen Zusammenhängen. Literaturwissenschaft und Texttheorie sind so im Rahmen der *Handlungswissenschaften* zu verorten. (Müller, 192f.)

75. Auch Hans Ulrich Gumbrecht teilt mit seinem Entwurf einer *historischen Textpragmatik* diese Prämisse. Er unterscheidet zwischen einer *normativen Rezeptionsgeschichte* (mit didaktisch-pädagogischen Zielen) und einer *diskriptiven Rezeptionsgeschichte*, die in einer Kommunikations- und Handlungstheorie verankert wird. In dieser Theorie literarischen Handelns kommt der vom jeweiligen Autor intendierten Sinngebung als Vergleichs-Hintergrund und als Verständnis-Rahmen für die vom Leser mit dem Text vorgenommenen Sinngebungen eine entscheidende Bedeutung zu. Damit werden konkrete historische Erfahrungs- und Handlungsschemata von Autor *und* Rezipient zum dominanten Untersuchungsgegenstand literaturwissenschaftlicher Forschung. (Müller, 193)

76. Die historische Textpragmatik erlaubt eine kontrollierte Re-Konstruktion der historischen Funktion literarischer Texte; d.h. vor dem Hintergrund jeweils spezifischer gesellschaftlich historischer Wissensstrukturen werden Hypothesen über die durch den Lektüreprozess initiierten Veränderungen des Wissens(vorrats) des Lesers (oder einer Gruppe von Lesern) entwickelt und überprüft. (Müller, 194)

77. Jauß und Iser haben ihre Konzepte weiter differenziert. Jauß' Theorie der *ästhetischen Erfahrung und literarischen Hermeneutik* (1977/1991) füllt eine zentrale Leerstelle seines Entwurfes einer Rezeptionsästhetik. In seinen frühen Schriften streifte er die Frage der ästhetischen Erfahrung als vorausgesetzter Grundlage aller Rezeption nur am Rande.

Die Wirkungen von Kunst und das ästhetische Vergnügen lassen sich weder auf ideologische Instrumentalisierungen der herrschenden Klasse, noch – im Sinne Adornos – auf Negativität reduzieren. Jauß verweist auf die Unbotmäßigkeit des Schönen und gründet seine Theorie der ästhetischen Erfahrung auf den Begriffen der *Poiesis*, der *Aisthesis* und der *Katharsis*. (Müller, 200)

78. Gründeten Iser's Schriften der 60er- und 70er-Jahre vor allem in den Bewusstseinstheoretischen Entwürfen von Phänomenologie und Gestaltpsychologie, so entwickelt er diese Basis im Buch *Das Fiktive und das Imaginäre* (1991) konsequent zu einer *literarischen Anthropologie* fort.

Er entwirft eine anthropologische Theorie der Akte des Fingierens, die das traditionelle Oppositionsverhältnis von 'Fiktion' und 'Wirklichkeit' durch ein triadisches und dynamisches Beziehungsmodell des Realen, Fiktiven und Imaginären ablöst. (Müller, 200f.)

79. *Würdigung*. Rezeptionstheoretische Modelle haben eine kaum zu überschauende Zahl von Forschungen initiiert. Ihr Anstoß zu einer 'Verwissenschaftlichung' der Disziplin hat zu einer wissenschaftsgeschichtlich überfälligen Klärung theoretischer Positionen beigetragen. Die Analyse und Interpretation von Literatur wurde auf ein *wissenschaftstheoretisches Fundament* gestellt, und die Rezeptionstheorien haben literaturwissenschaftlich-interdisziplinärer Forschung neue und zuvor vernachlässigte Felder erschlossen. So trugen sie z.B. entscheidend zur Aufgabe der elitären Fixierung des wissenschaftlichen Interesses auf 'Höhenkammliteratur' bei und ebneten den Weg für Analysen populärer und trivialer Literatur. (Müller, 201f.)

80. Wende von der Werkästhetik zur Rezeptionsästhetik. Diese beruft sich auf das im Text selbst enthaltene Erfahrungspotential, das sich erst in der Geschichte entfaltet.

Jauß legt die Rezeptionsgeschichte eines Werkes als das Erreichen einer Bedeutungsfülle aus, die sich in der geschichtlichen Entwicklung vollendet.

(> *Kritik*) Dass auch Jauß noch an einem teleologischen Begriff von Geschichte festhält, der die Bedeutungsdimension des Kunstwerks in den Mittelpunkt rückt. (Geisenhanslücke, 60f.)

81. Iser versteht seine Theorie nicht als Rezeptions-, sondern als Wirkungsästhetik, da sie vom Text ausgeht und dessen Wirkung auf den Leser untersuchen will.

Wie bei Jauß ist es die kommunikative Form der Literatur als Interaktion zwischen Text und Leser, die in das Zentrum der Untersuchung rückt. (Geisenhanslücke, 62)

82. Grimm gelangt zu einer stärker philologisch ausgerichteten Begründung der Rezeptionsforschung. Er orientiert sich stärker an der Frage nach den historischen und empirischen Rahmenbedingungen der Rezeption literarischer Texte. Grimm kommt das Verdienst zu, die Grundlagen für eine historisch-philologisch ausgerichtete Rezeptionsanalyse geliefert zu haben. (Geisenhanslücke, 62f.)

### Wichtige Vertreter und Werke (Auswahl)

Ehrismann, Otfried (1975): *Das Nibelungenlied in Deutschland. Studien zur Rezeption des Nibelungenliedes von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg*. München.

Escarpit, Robert (1961): *Das Buch und der Leser. Entwurf einer Literatursoziologie*. Köln, Opladen.

Freund, E. (1987): *The Return of the Reader. Reader-Response Criticism*. London, New York.

Grimm, Gunther (Hg.) (1975): *Literatur und Leser. Theorien und Modelle zur Rezeption literarischer Werke*. Stuttgart.

– (1977): *Rezeptionsgeschichte. Grundlegung einer Theorie. Mit Analysen und Bibliographie*. München.

Groeben, Norbert (1982): *Leserpsychologie: Textverständnis – Textverständlichkeit*. Münster.

– /Vorderer, Peter (1988): *Leserpsychologie: Lesemotivation – Lektürewirkung*. Münster.

Gross, Sabine (1984): *Lese-Zeichen. Kognition, Medium und Materialität im Leseprozeß*. Darmstadt.

Gumbrecht, Hans Ulrich (1975): *Konsequenzen der Rezeptionsästhetik oder Literaturwissenschaft als Kommunikationssoziologie*. In: *Poetica* 7 (1975), 388- 413.

- Hohendahl, Peter Uwe (Hg.) (1974): *Sozialgeschichte und Wirkungsästhetik. Dokumente zur empirischen und marxistischen Rezeptionsforschung*. Frankfurt/Main.
- Holub, Robert C. (1984): *Reception Theory. A Critical Introduction*. London.
- (1992): *Crossing Borders. Reception Theory, Poststructuralism, Deconstruction*. University of Wisconsin Press, S. 3-36.
- Ibsch, Elrud/Schramm, Dick H. (Hg.) (1987): *Rezeptionsforschung zwischen Hermeneutik und Empirik*. Amsterdam.
- Iser, Wolfgang (1970): *Die Appellstruktur der Texte. Unbestimmtheit als Wirkungsbedingung literarischer Prosa*. Konstanz.
- Iser, Wolfgang (1972): *Der implizite Leser. Kommunikationsformen des Romans von Bunyan bis Beckett*. München.
- (1972): *Der implizite Leser. Kommunikationsformen des Romans von Bunyan bis Beckett*. München.
- Iser, Wolfgang (1976): *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*. München.
- (1987): *Laurence Sternes „Tristram Shandy“*. Inszenierte Subjektivität. München.
- (1988): *Shakespeares Historien. Genesis und Geltung*. Konstanz.
- (1991): *Das Fiktive und das Imaginäre. Perspektiven literarischer Anthropologie*. Frankfurt/Main.
- Jaeger, Georg (1987): *Historische Lese(r)forschung*. In: *Die Erforschung d Buch- und Bibliotheksgeschichte in Deutschland*. Hg. von Werner Arnold u.a. Wiesbaden., S. 458-507.
- Jauß, Hans Robert (1967/1970): *Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft*. Frankfurt/Main.
- (1969): *Paradigmawechsel in der Literaturwissenschaft*. In: *Linguistische Berichte 3* (1969), S. 44-56.
- (1974): *Literaturgeschichte als Provokation*. Frankfurt/Main.
- Jauß, Hans Robert (1982): *Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik*. Frankfurt/Main.
- (1987): *Die Theorie der Rezeption. Rückschau auf ihre unerkannte Vorgeschichte*. Konstanz.
- (1992): *Rezeption, Rezeptionsästhetik*. In: Ritter, Joachim (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 8, Sp. 996-1004.
- Jurt, Joseph (1998): *Les-artem. Rezeptions- und Lektüreforschung und ihre Folgen für das Literaturverständnis*. In: *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch 39*, S. 249-275.
- König, Josef (1978): *Die Natur der ästhetischen Wirkung*. In: König: *Vorträge und Aufsätze*. Freiburg, München, S. 256-337.
- Mandelkow, Karl Robert: *Probleme der Wirkungsgeschichte*. In: *Jahrbuch für internationale Germanistik 2* (1970), S. 71-84.
- (1974): *Rezeptionsästhetik und marxistische Literaturtheorie*. In: Müller-Seidel, Walter (Hg.): *Historizität in Sprach- und Literaturwissenschaft. Vorträge und Berichte der Stuttgarter Germanistentagung 1972*. München, S. 379-388.
- Mandelkow, Karl Robert (1980/1989): *Goethe in Deutschland. Rezeptionsgeschichte eines Klassikers*. 2 Bde. München.
- Platz, Norbert H. (1986): *Die Beeinflussung des Lesers. Untersuchungen zum pragmatischen Wirkungspotential viktorianischer Romane zwischen 1844 und 1872*. Tübingen.
- Rusterholz, Peter (1977): *Faktoren der Sinnkonstitution in semiotischer Sicht*. In: K.H. Schön, Erich (1987): *Der Verlust der Sinnlichkeit oder Die Verwandlung des Lesers. Mentalitätswechel um 1800*. Stuttgart.
- Stierle, Karlheinz (1975b): *Was heißt Rezeption bei literarischen Texten?* In: *Poetica 7* (1975), S. 345-386.
- Stückrath, Jörn (1979): *Historische Rezeptionsforschung: Ein kritischer Versuch zu ihrer Geschichte und Theorie*. Stuttgart.
- Warning, Rainer (Hg.) (1975): *Rezeptionsästhetik. Theorie und Praxis*. München.
- Weber, Hans-Dieter (Hg.) (1978): *Rezeptionsgeschichte oder Wirkungsästhetik*. Stuttgart.
- Weinrich, Harald (1967): *Für eine Literaturgeschichte des Lesers*. In: Weinrich: *Literatur für Leser. Essays und Aufsätze zur Literaturwissenschaft*. Stuttgart, S. 23-34.

Zimmermann, Bernhard (1977): *Literaturrezeption im historischen Prozeß. Zur Theorie einer Rezeptionsgeschichte der Literatur*. München.

### 3 Diskursanalyse

[Zum Teil etwas geordnete Sammlung von Informationen aus einführenden Fachtexten]

#### Ausgewertete Texte

- R. Baasner: *Methoden und Modelle der Literaturwissenschaft. Eine Einführung*. Berlin 1996, S. 129-138.  
 J. Bossinade: *Poststrukturalistische Literaturtheorie*. Stuttgart, Weimar 2000, S. 36-38, 140-143, 161-166.  
 Geisenhanslüke, Achim: *Einführung in die Literaturtheorie. Von der Hermeneutik zur Medienwissenschaft*. Darmstadt 2003, S. 121-131.  
 C. Kammler: *Historische Diskursanalyse (Michel Foucault)*. In: K.-M. Bogdal (Hg.): *Neue Literaturtheorien. Eine Einführung*. Opladen <sup>2</sup>1997, S. 32-56.  
 S. Rieger: *Exkurs: Diskursanalyse*. In: M. Pechlivanos u.a. (Hg.): *Einführung in die Literaturwissenschaft*. Stuttgart, Weimar 1995, S. 164-169.  
 S. Winko: *Diskursanalyse, Diskursgeschichte*. In: H.L. Arnold, H. Detering (Hg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft. München* <sup>2</sup>1997, S. 463-478.

#### Hauptvertreter und -werke

1. Ihren Ausgangspunkt hat die Diskursanalyse in den Arbeiten des französischen Philosophen Michel Foucault. Sie bieten zwei unterschiedliche Zugriffsweisen: eine eher an Fakten orientierte in den historischen Studien der 1950-/60er-Jahre sowie eine eher konzeptionelle in den generalisierenden Schriften aus den 1970-ern. (Baasner, 129)  
 Michel Foucault (1926-1984) war weniger ein systematischer als ein außerordentlich kreativer Denker, der seine theoretischen Positionen oft verändert hat. (Winko, 465)
2. Entwickelt wurde das Konzept des Diskurses in mehreren historischen Studien, unter denen *Die Ordnung der Dinge* (1966) und *Archäologie des Wissens* (1969) große Wirkung erlangt haben. Die vielleicht größte Beachtung findet die kurze konzeptionelle Inauguralvorlesung *Die Ordnung des Diskurses* (1970). (Baasner, 130)

#### Konjunktur

1. In der zweiten Hälfte der siebziger Jahre wurde die Diskursanalyse als „ein neues Konzept der Humanwissenschaften“ (Kittler/Turk) in die deutschsprachige Literaturwissenschaft eingeführt.  
 (Winko, 470)

#### Vorläufer, Vorbilder

1. Als wichtigster Ausgangspunkt Foucaults ist der Strukturalismus zu nennen – einige seiner Grundannahmen hat er übernommen, von vielen hat er sich explizit abgesetzt (daher auch die Rede vom ‘Poststrukturalismus’). Dennoch hat er auch die Disziplinen, die sein Denken am stärksten beeinflusst haben, Psychoanalyse, Linguistik und Ethnologie, vornehmlich in ihren strukturalistischen Spielarten zur Kenntnis genommen. (Winko, 466)

#### Fachzeitschriften

*Diskursanalysen* (1987ff.) (Rieger, 169)

## ‘Übergreifende’ Hintergründe

1. Es gibt keine einheitliche oder gar verbindliche Definition des Diskursbegriffs. Er wird in verschiedenen Disziplinen als eingeführter Terminus mit unterschiedlichen Bedeutungen gebraucht. Zugleich ist er seit den achtziger Jahren ein literaturwissenschaftlicher Modebegriff und insofern oft unspezifisch verwendet worden. Mindestens vier Typen des ‘Diskurs’-Begriffs sind aber zu unterscheiden. In literaturwissenschaftlichen Texten dominiert der vierte Typ.

(1) In der Linguistik bezeichnet der Begriff ‘Diskurs’ in der Regel zusammenhängende Rede, kohärente Texte.

(2) Philosophisch spielt der Begriff in der ‘Frankfurter Schule’, besonders bei Jürgen Habermas, eine Rolle. Hier bezeichnet er denjenigen Kommunikationstyp, mit dem sich Personen über den Geltungsanspruch von Normen verständigen.<sup>2</sup>

(3) In der Erzähltheorie bezieht sich der Begriff ‘Diskurs’ (‘discours’) auf den formalen Aspekt einer Erzählung. Er bezeichnet das Erzählen, die Narration, während das Erzählte, die Handlungsfolge, ‘histoire’ genannt wird.

(4) Im engeren Sinne ‘diskurstheoretisch’ wird der Begriff disziplinübergreifend verwendet, und zwar in zahlreichen Varianten. Vorläufig soll er hier als Bezeichnung für ein „System des Denkens und Argumentierens“ verstanden werden, das durch einen gemeinsamen „Redegegenstand“, durch „Regularitäten der Rede“ und durch „Relationen zu anderen Diskursen“ bestimmt ist (Titzmann). Diskurse sind also keine Einzeltexte oder Textgruppen, sondern Komplexe, die sich aus Aussagen und den Bedingungen und Regeln ihrer Produktion und Rezeption in einem bestimmten Zeitraum zusammensetzen. Ein Beispiel: Der „juristische Diskurs des 19. Jahrhunderts“ ist demnach zu bestimmen über seinen Gegenstand (das Recht, die Rechtsprechung), über die Weise, in der dieser Gegenstand thematisiert wird (zum Beispiel in einer bestimmten juristischen Terminologie und Argumentationsform), und über seine Beziehungen zu anderen Diskursen der Zeit, etwa zu psychologischen oder theologischen Diskursen. (Winko, 463ff.)

2. Nach ihren theoretischen Schwerpunkten lassen sich drei Tendenzen unterscheiden: eine *semiotisch-philosophische* Richtung der Diskursanalyse etwa bei Jacques Derrida, eine *linguistisch-psychoanalytische* etwa bei Jacques Lacan und Julia Kristeva und eine *historisch-genealogische* Richtung vor allem bei Michel Foucault, zu denen es jeweils auch feministisch argumentierende Varianten gibt. Sie alle werden ‘diskursanalytisch’ genannt, nur für die dritte ist auch der Terminus ‘diskursgeschichtlich’ gebräuchlich. Bezeichnet ‘Diskursanalyse’ die genaue Untersuchung von Diskursen, ihren *Funktionsweisen und Bedingungen*, so legt ‘Diskursgeschichte’ das Gewicht auf deren *historische Rekonstruktion*. Als Synonym findet man auch den Ausdruck ‘historische Diskursanalyse’. (Winko, 465)

3. Grob lässt sich bei Foucault zwischen einer weiten und einer engen Verwendung des Diskursbegriffs unterscheiden.

(1) Der weite Diskursbegriff ist schwer fassbar. Hier wird das Bild einer reichen, gefährlichen, weil ‘wuchernden’ oder ‘strömenden’ sprachlichen Größe entworfen, die im Wortsinne anarchisch ist. Weil dieser Diskurs ordnungslos und unberechenbar ist, erzeugt er Angst und wird mithilfe zahlreicher Verbote und Regeln gebändigt.

(2) ‘Diskurs’ im engeren Sinne ist ein *wissenssoziologischer* Begriff. Foucault bezeichnet damit „eine Menge von Aussagen, die einem gleichen Formationssystem zugehören“ (Foucault

<sup>2</sup> Auch andere Diskursbegriffe sind versuchsweise auf literaturwissenschaftliche Gegenstände angewendet worden, z.B. der von Jürgen Habermas, der auf einer Theorie sozialer Interaktion aufruht. Verwendung findet er überwiegend in der Tradition der Kritischen Theorie. (Baasner, 129)



1973, 156). ‘Aussage’ meint hier die vereinzelte und kontingente, keinem konkreten Sprecher zuzuordnende „Materialität des zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Ort wirklich Gesagten“ (Fink-Eitel). Aussagen transportieren demnach keine feste Bedeutung, und sie sind auch nicht nur deshalb einer Untersuchung wert, weil sie auf etwas außerhalb ihrer selbst verweisen, etwa auf eine Wahrheit, einen Sinn ‘hinter’ ihnen oder auf die Intention eines sprechenden Subjekts; vielmehr nimmt Foucault sie als schlichte sprachliche „Ereignisse“ ernst und analysiert sie „archäologisch“, indem er ‘positive’ Fakten über sie sammelt: etwa wie oft sie wann und in welcher Kombination vorkommen. (Winko, 467)

4. „Diskurse“ setzen sich aus Komplexen von so verstandenen „Aussagen“ zusammen, deren Verbindung oder „Formation“ bestimmten Regeln gehorcht. Diese Regeln sind historisch variabel. Das heißt: die Möglichkeiten und Beschränkungen, Aussagen zu formieren, unterscheiden sich in verschiedenen Epochen. Das „allgemeine System der Formation und der Transformation von Aussagen“ nennt Foucault „Archiv“. Um Diskurse zu analysieren, sind also sowohl Aussagen als auch ihre Formationen und ihre Bedingungen zu untersuchen – also die impliziten und expliziten Regeln, die zu einem gegebenen Zeitpunkt Diskurse strukturieren: Sie legen fest, welche Gegenstände in einem Diskurs zugelassen sind, mit welchen Begriffen und in welchem Modus (Erzählung, wissenschaftliche Abhandlung, mythologische Darstellung u.a.) über sie gesprochen wird, welche theoretischen Annahmen dabei vorausgesetzt werden, wer redet oder reden darf. Dasjenige „kognitive Ordnungsschema“, mit dem in einer Epoche Alltagswissen und wissenschaftliches Wissen organisiert werden, bezeichnet Foucault als deren „Episteme“. (Winko, 467f.)

5. Diskurse entstehen und regeln sich nicht aus sich selbst heraus. Vielmehr sind sie Bestandteil von sozialen Kräfteverhältnissen, von Praktiken der *Macht*. Als ordnungstiftende Kraft manifestiert sich die so verstandene „Macht“ in denjenigen Ausschlussverfahren, mit denen ein Diskurs ‘nach außen’ abgegrenzt wird, und in den Kontrollmechanismen, die ihn intern regulieren. Der „medizinische Diskurs“ etwa ist dementsprechend als ein Komplex von Aussagen und Regeln aufzufassen, die festlegen, wer wann in welcher Institution und mit welchen Begriffen über Gesundheit und Krankheit spricht und was er damit bezeichnet.

Komplexe, in denen Wissen und Macht zusammenwirken, nennt Foucault „Dispositive“. (Winko, 468)

6. ‘Diskurs’ fungiert als Leitbegriff einer Theorie der Diskursanalyse. Diskurs bezeichnet eine strukturierte Menge von (überwiegend sprachlichen) Äußerungen, deren Geltungsbereich durch eine Diskurs-Ordnung geregelt wird. Der innere Zusammenhang solcher Diskurse ist semantisch bestimmt: zu einem Diskurs gehören alle Äußerungen, die seine Regeln befolgen und zum spezifischen Thema des Diskurses Wissens-elemente beitragen. Diskurse unterwerfen die Individuen, haben aber selbst keine benennbaren Urheber. Die Diskurstheorie bietet so etwas wie einen Satz weitreichender Annahmen über eine Ordnung der Welt im allgemeinen. (Baasner, 129)

7. Das alte französische Wort ‘discours’ (etwa: Rede über etwas) erhält bei Foucault und in der deutschen Rezeption seiner Schriften einen zentralen terminologischen Status. Als ein Kerngedanke lässt sich aus Foucaults Oeuvre zunächst die Entdeckung herausheben, dass alle sprachlichen Aussagen einem heterogenen Regelwerk gehorchen, das aus geläufigen allgemeinen Grundsätzen zu bestehen scheint. Und zwar sind zu jeder Zeit die gängigen Weltdeutungs- und Erkenntnismuster jeweils einer *redebeherrschenden Macht* unterworfen, die sich selbst fortschreibt und dabei nach Grundsätzen verfährt, die nicht leicht zu durch-

schaufen sind. Sie wird keineswegs von den Redenden und Schreibenden allein ausgeübt, ja ihre Anwendung liegt überhaupt nicht in deren Ermessen. Es sind Ordnungsprinzipien jenseits der einzelnen Personen, die alle jene Aussagen bestimmen, in denen die menschliche Kenntnis der Welt aufbewahrt (*archiviert*) wird. Diese *Ordnung* erscheint im Diskurs, in der Menge aller zugelassenen Aussagen; nur dort kann sie von den Beobachtern, die sie analysieren wollen, wahrgenommen werden. Ordnung regiert den Diskurs, sie prägt ihm ihre Machtstruktur ein, ohne durch eine reale Person oder fassbare Instanz Herrschaft ausgeübt würde – und insofern geschieht dies auch ohne jedes auf ein Ziel gerichtete Interesse.

Die Ordnung wird durch die Zwänge eingeführter, normierter Redeweisen befestigt, denen sich niemand entziehen darf, wenn er beachtet werden will. Diese Bedingung schränkt die Verfügungsgewalt des Individuums über seine vermeintlich eigenen Aussagen gewaltig ein: Weltdeutung und Erkenntnis sind auf diesem Wege immer schon vorgeprägt, ohne dass sich andererseits verantwortliche Urheber für diese Prägungen ermitteln ließen. (Baasner, 130)

8. Die Diskurse decken zwar einen überwältigend großen, aber nicht den gesamten Bereich in jeder Kultur ab. Von ihnen sind die wissenschaftlich-philosophischen Aussagesysteme zu unterscheiden, welche die Ordnung des kulturellen Diskursbereichs durch ihre eigene, auf logische Systematik hin ausgerichtete Neuordnung durchbrechen. Auf der anderen Seite sind den Diskursen die primären Kodierungen vorgelagert, z.B. Sprache und Wahrnehmungsschemata. Der Diskurs tritt also erst nach der 'primären Codierung' in Funktion und kann deshalb als Codierung zweiter Ordnung aufgefasst werden. Er dehnt seinen Geltungsbereich aber auch auf die anderen Bereiche aus. Zumindest ihre allgemein interessierenden Bestandteile können nur vermittelt werden, indem sie sich dem Einfluss des Diskurses aussetzen. (Baasner, 130f.)

9. Gegenstand des diskursanalytischen Forschungsprogramms sind im wesentlichen zwei Problemkreise: Erstens muss das Vorhandensein und die Strukturierung von Diskurs überhaupt erst einmal durchschaut sein, um beschreib- und analysierbar zu werden. Zweitens gilt es dann herauszufinden, was die Diskurse prägt, „aus welchem Grund eher diese Ordnung als jene errichtet worden ist“ (Foucault 1974, 22). Ordnung äußert sich zwar notwendig durch alle Diskurse hindurch, lässt sich aber letztlich nur in den Beobachtungsdaten wahrnehmen, ohne aus ihnen restlos ableitbar zu sein. (Baasner, 131)

10. Zu verschiedenen historischen Zeitpunkten existieren unterschiedliche Ordnungen. Sie stiften für die Vielfalt der Diskurse in je einem Geschichtsabschnitt Gemeinsamkeiten, dadurch sind diese in einem Zeitalter als relativ homogen anzusehen. Die gemeinsamen grundlegenden Regelsysteme, die dominierende Verfasstheit historisch differierender Diskurstypen, nennt Foucault *episteme*. Das Wort bezeichnet hier den Zusammenhang aller zeitgenössischen Diskurse. Foucault nimmt drei großräumige episteme an: Mittelalter, Renaissance und Aufklärung (für Foucault das 'klassische Zeitalter'), Moderne.

Foucaults Ziel ist nicht eine zusammenhängende Geschichte der Diskurse, sondern eine *Archäologie* ihrer Schichtung. Die Diskurse selbst wandeln sich innerhalb einer episteme durchaus, ohne freilich ihre Grundprinzipien zu modifizieren. Letztlich gilt das Interesse der Diskursanalyse jedoch nicht dem historischen Wandel. (Baasner, 131f.)

11. Erfasst werden sollen jene *Konstitutionsregeln*, die die äußere Begrenzung von Diskursen sowie ihre innere Organisation betreffen. Die Konturierung gegenüber einem äußeren, diskursfremden Bereich geschieht durch Verbote, die das Nichtzulässige aus dem Diskurs fernhalten und nach außen verbannen. So verbietet z.B. der 'Wille zur Wahrheit' innerhalb

des Geltungsbereiches des Diskurses solche Aussagen, die als unwahr eingeschätzt und daraufhin abgewiesen werden.

Um durchgängig seine Macht zu behalten, muss sich der Diskurs vor dem Hereinbrechen des Unvorhergesehenen, vor dem Regelverstoß und der Gefahr anmaßender Inkompetenz schützen. Dies geschieht durch Mechanismen der Kontinuitätsstiftung und der *Verknappung* von Partizipation. Nur wer die Regeln akzeptiert, wird seine Äußerungen im Diskurs platzieren dürfen.<sup>3</sup> Der Diskurs bekräftigt als Abwehr gegen jedes unvorhergesehene plötzliche *Ereignis* eine Konstanz des Zulässigen, indem die beständige Wiederholung desselben, bereits Gesagten zum Prinzip gemacht wird.

Das meiste, was geäußert wird, darf nur ein *Kommentar* über bereits Bekanntes sein; im Bereich der kanonisierten Texte etwa ein Kommentar über ältere Primärtexte (wie z.B. die Bibel). Die Diskurs-Regeln treten vor allem als *Rituale* in Erscheinung, die kaum Abweichendes zu sagen erlauben. Sie berauben die Individuen ihrer (eingebildeten) Selbständigkeit und reduzieren sie auf Funktionsträger im Diskurs. (Baasner, 132f.)

12. Der Machtanspruch des Diskurses verwirklicht sich im Zeichensystem. Die Dinge der Erfahrungswelt und die Zeichen stehen sich als getrennte Bereiche gegenüber. Da alle Ordnung in der Kultur aber erst einmal nur durch Zeichen geäußert werden kann, bestimmt der Diskurs über seinen *Zeichencharakter* zugleich das Verhältnis der Zeichen zu den Dingen. Insofern ist Diskurs mächtig, aber von allen empirischen, konkreten Gegebenheiten abgetrennt, ein ausgedachtes Konstrukt. Diskurs bildet in dieser Hinsicht ein zeichentheoretisches Modell ohne Referenz auf die Erfahrungswelt.

Die gegenseitige Abgrenzung der Diskurse innerhalb einer episteme erfolgt über die Inhalte, die Themen, die Wissensvorräte, die sie jeweils exklusiv archivieren. Der juristische, religiöse, therapeutische und politische Diskurs werden von Foucault als die wichtigsten hervorgehoben. Ihre Eigenständigkeit behalten sie durch die semantische Spezialisierung. (Baasner, 133f.)

13. Die Analyse des Diskurses zielt vornehmlich auf alle Äußerungen, die den Menschen und seine Verhältnisse zum Gegenstand haben. Die Entdeckung der Ordnung in den Arbeiten über Irrenhäuser und Gefängnisse stützt sich dem Anspruch nach auf konkrete historische Ereignisse und keineswegs nur auf Zeichengebilde, von denen niemand sagen könnte, ob ihnen irgendetwas in der Erfahrungswelt entspricht. Aus diesem Grund bleibt immer etwas zurück, das auf soziale Strukturen verweist. Hier besteht ein Konflikt mit der zeichentheoretischen Fassung des Diskursbegriffs; die Vermittlung zwischen Zeichensystemen und sozialen Strukturen bedarf der Klärung. Tendenziell überwiegt in der Germanistik die Rezeption im Sinne der zeichentheoretischen Interpretation des Diskursbegriffs. (Baasner, 134)

14. Foucaults Kritik moderner Erkenntnistheorie wendet sich gegen die scheinbar „selbstverständliche“ Annahme eines „begründenden Subjekts“, das als Ursprung sprachlicher Äußerungen und Ursache für deren Bedeutung angesehen wird, und die Annahme einer „ursprünglichen Erfahrung“, für welche die Gegenstände Träger von Wahrheit oder Bedeutung darstellen, die Sprache dann „nur noch“ ausdrücken muss (Foucault 1974a, 31f.). Dagegen stellt er die These, dass es nichts ‘hinter’ den Diskursen gebe; anders ausgedrückt:

---

<sup>3</sup> In seiner Inauguralvorlesung widmet sich Foucault den Reglementierungspraktiken, die gewährleisten, daß nicht jedes beliebige Subjekt zu jedem Zeitpunkt und an jedem Ort seiner Wahl sagen kann, was es will; kurz: den Machtmechanismen, mit deren Hilfe sich eine diskursive Praxis nach außen hin abschottet.

(Kammler, 43)

Welt ist nur durch Sprache zu 'haben', wird durch sie nicht etwa repräsentiert, sondern (als diese bestimmte Welt) allererst konstituiert; und diese Sprache wird von vorgängigen symbolischen Ordnungen bestimmt. Entsprechend wird auch Wahrnehmung stets durch die diskursive Einbindung des Wahrnehmenden geprägt und ermöglicht; auch sie ist also keineswegs 'ursprünglich'. Dem Subjekt, der zentralen Instanz moderner Erkenntnistheorie, kann infolgedessen keine Autonomie mehr zugeschrieben werden: Es ist abhängig von den Diskursen, in denen es erkennt und spricht und die es selbst überhaupt erst hervorbringen und ausmachen. (Winko, 466f.)

15. Handelt es sich bei der Formulierung „1 künstliche Wand, schallschluckend“ um eine Aussage im Sinne Foucaults? Die Aussage ist nicht identisch mit dem semantischen Inhalt der Zeichenfolge. Damit ihr ein solcher Inhalt oder „Sinn“ überhaupt zugeordnet werden kann, müssen nach Foucault vier Bedingungen erfüllt sein:

(1) Zunächst muss ein „Referential“ existieren, d.h. eine Menge materieller oder fiktiver Gegenstände, auf die sich die Aussage beziehen kann. Es handelt sich dabei also nicht zwangsläufig um einen wirklichen Gegenstand (einen „Referenten“). Ein in der Alltagskommunikation als sinnlos erscheinender Satz kann beispielsweise in einem literarischen Text, in einem Traumprotokoll oder innerhalb eines geheimen Codes durchaus ein präzise bestimmtes Objektfeld besitzen. Die oben zitierte Formulierung kann sich umgekehrt, je nachdem, wo sie auftaucht, auf ganz unterschiedliche Gegenstände beziehen. Sie kann z.B. Bestandteil eines Polizeiprotokolls sein, das einen Tatort beschreibt.

(2) Ebenso wie die Aussage einer bestimmten Menge von Gegenständen Raum gibt, kann die *Position des Aussagenden* von verschiedenen Individuen eingenommen werden. Das Subjekt der Aussage ist aber nicht identisch mit ihrem Autor. Wenn sich eine Aussage wie die oben zitierte in einem Roman findet, wird man nicht einfach nach der ihr zugrundeliegenden Aussageabsicht des Autors fragen, sondern nach dem Status des Erzählers oder der Figur, der sie zugeordnet ist. Folglich können die Subjektpositionen der Aussagen eines Textes höchst unterschiedliche sein.

(3) Der Präzisierung des „Kontextes“ einer Formulierung dient auch das „*Aussagefeld*“. Hier kann uns der Autorname – Rolf Dieter Brinkmann – eine wichtige Hilfestellung geben: Wir können uns bemühen, mit seiner Hilfe herauszufinden, in welchem Aussagenzusammenhang die Formulierung steht (es handelt sich um die Zeile eines Gedichtes).

(4) Die letzte Bedingung für das Erscheinen einer Aussage ist ihre „*materielle Existenz*“. Anders als die sprachliche „Äußerung“, die ein einzigartiges Ereignis darstellt, da sie nur von einem Subjekt, an einem Ort, zu einem bestimmten Zeitpunkt formuliert wird und über eine einmalige Materialität verfügt, ist die Materialität der Aussage „wiederholbar“. So bleibt Brinkmanns Formulierung die gleiche Aussage, wenn das Gedicht in einer Neuauflage seines Buches oder einer Lyrikanthologie erscheint oder in einer Kultursendung des Fernsehens rezitiert wird. (Kammler, 34ff.)

16. Foucault definiert „*Diskurs*“ als „eine Menge von Aussagen, die einem gleichen Formationssystem angehören“ (Foucault 1973b, 156). Eine sprachliche Formulierung ist „Aussage“ unter der Bedingung, dass sie als Resultat einer spezifischen „*diskursiven Praxis*“ beschreibbar ist. Eine diskursive Praxis ist ein Ensemble von „*Regeln*“, die einen Diskurs als endliche Menge tatsächlich formulierter sprachlicher Sequenzen möglich machen. Diese Regeln bestimmen die „*Formation*“ (= Anordnung) der *Gegenstände*, die in einem Diskurs zur Sprache kommen, der *Subjektpositionen*, die in ihm eingenommen werden können, der *Begriffe*, die in ihm verwendet werden und der Theorien bzw. „*Strategien*“, die ihn prägen. Die Analyse diskursiver Formationen hat die Produktion von Wissen zum Gegenstand. *Literatur* kann nicht einfach als Gebiet des *Wissens* jenen Diskursen gleichgesetzt werden, auf die sich Foucaults Untersuchungen konzentriert haben. Wissen kann sich zwar in der Literatur widerspie-

geln, aber literarische Produktion ist nicht mit Wissensproduktion gleichzusetzen. (Kammler, 39f.)

17. Mit dem Begriff 'Dispositiv' liegt ein Differenzkriterium gegenüber der Mentalitätsgeschichte vor. Foucault veranschlagt – etwa hinsichtlich der Anreize, vom Sex zu sprechen – gerade „nicht eine kollektive Neugierde oder Sensibilität, keine neue Mentalität“ für das Auftauchen all der neuen Redeweisen, sondern rekonstruiert die zugrundeliegenden Machtmechanismen und Dispositive als deren *historisches Apriori*. Analog nimmt Foucault die Abgrenzung zur Ideengeschichte vor.<sup>4</sup> (Rieger, 166)

18. Der Anspruch Foucaults, ohne Rest und ohne Überschuss, jenseits von Signifikant und Signifikat, auf Redeweisen zuzugreifen, führt zu einer polemischen Absetzung gegenüber Interpretation. Immer wieder stellt Foucault Texte aus unterschiedlichen historischen Formationen gegenüber und rekonstruiert dann die jeweiligen Absetzbewegungen und Möglichkeitsbedingungen, also ihr *historisches Apriori*.

Textsorten, die für die jeweiligen Formationen konstitutiv sind, werden eingespielt. Dieser „glückliche Positivismus“ Foucaults ist gebunden an die wechselseitige Verschränkung von Kritik und Genealogie. (Rieger, 166f.)

19. Die Historie soll nicht als das Tatenfeld großer Männer verstanden werden. Sie bildet ein Sedimentierfeld, ein „Archiv“ von Bedeutungszuweisungen, die in ihrem Verhältnis zu den Systemen von Herrschaft, Macht und Wissen rekonstruiert werden müssen. (Bossinade, 36)

20. Wenn Foucault die Formationsarten eines Diskurses rekonstruiert, erinnert das zunächst an das Regeldenken der französischen Strukturalisten. Im Unterschied zu diesen fragt Foucault jedoch konsequent nach dem, was mit Hilfe der Regeln ausgeschlossen, marginalisiert, diszipliniert wird. Es ist, mit anderen Worten, das Verdrängte des Diskurses, das seine Aufmerksamkeit auf sich zieht und das im Rahmen der neuzeitlichen Moderne als das nichtintegrierbare Andere der Vernunft identifiziert wird. Insofern dieses Andere aber nur von einem System von Aussagen her gedacht werden kann, figuriert es als ein überwiegend semantisch, durch Serien von Merkmalszuschreibungen konstituiertes 'Objekt'. (Bossinade, 36f.)

21. Ein Diskurs ist etwas, das entsteht. Diskurs ist der Name für ein Objekt, das es vorher nicht gab. 'Wahnsinn', 'Krankheit', 'Sexualität', 'Delinquenz' sind zentrale Exempel. Das Diskursobjekt entsteht während einer bestimmten Periode, in der es zum Kernpunkt von Aussagen wird. Die eigentlichen Produzenten sind also die Aussagen, die, um diskursstiftend zu sein, einer Anzahl von Regeln unterworfen sind. Sie müssen Konstanz haben, einen erkennbaren Stil aufweisen und ein System der Verteilung besitzen. Sie müssen an Orten, z.B. sozialen Gruppen auffindbar sein, und sie müssen Abgrenzungen, Zuständigkeiten etwa im Bereich von Recht oder Medizin schaffen. Unter solchen Bedingungen hat sich des 'Diskurs der Psychopathologie seit dem 19. Jahrhundert' formiert. Überdies kann ein Diskurs nie der Ausdruck eines Subjekts, sondern immer nur ein Feld für Positionen der Subjektivität sein. Auch die Aussage ist nicht auf ein Subjekt rückführbar. (Bossinade, 163f.)

---

<sup>4</sup> Der Dispositivbegriff soll den Diskursbegriff nicht „aufheben“, er soll lediglich der möglichen politischen Ausrichtung von Diskurselementen Rechnung tragen. Ein Dispositiv ist eine zielgerichtete Konstellation aus diskursiven und nichtdiskursiven Kräften.

(Kammler, 44)

22. Insoweit dem Diskurs ein System von Aussagen zugrunde liegt, ist er eine Figur des Wissens. Hier schließt methodisch die Archäologie an. Das Bild der Ausgrabung hat Foucault wahrscheinlich deshalb fasziniert, weil sich in diesem Rahmen sowohl Kontinuitäten als auch Diskontinuitäten der Wissensproduktion beschreiben lassen. Die Kontinuität wird mit dem Verdacht belegt, mit der Idee einer teleologischen Entwicklung zu kooptieren. Die Diskontinuität mit ihren Zeichen Schwelle, Bruch, Einschnitt und Wechsel genießt den Vorzug. (Bossinade, 164)

23. Die Archäologie erzeugt keine Interpretationen, sie orientiert auf Systembildungen hin. Unter dem Blickwinkel der okzidentalischen Erkenntnisgeschichte wird die Interpretation in eine vergangene Epoche verwiesen. Es ist die Epoche der Repräsentation, während der der König die verborgene Wahrheit inkarniert, welche die Interpretationen fundiert. Die am Wahrheitsgedanken orientierte Repräsentation wandelt sich beim Übergang zum 19. Jahrhundert zur Selbstrepräsentation des endlichen Menschen und ist nun auf die konkrete Körperlichkeit bezogen. (Bossinade, 164f.)

24. Noch entschiedener verschiebt Foucault die Perspektive auf die Macht. In den 70er-Jahren entwirft er eine einflussreiche Theorie der Macht, für die er Nietzsches Begriff der Genealogie, der Herkunftsbeziehung heranzieht.<sup>5</sup> Die Macht wird als ein Bündel strategischer Positionen auf einer vielfach gekreuzten Achse dargestellt. Als „netzförmige Organisation“ gedacht, verliert die Macht ihren Charakter als eindimensionales Instrument der Unterdrückung. Sie wandelt sich zu einer produktiven Instanz, die, statt ein gegebenes Subjekt zu beherrschen, das Subjekt und die diversen Formen von Subjektivität überhaupt erst erzeugt.<sup>6</sup> Diese dezentralisierte Figur der Macht eignet sich gut dazu, literarische Themen aus alten Vorurteilen zu lösen. (Bossinade, 165)

25. Was Foucault an Nietzsches Genealogie hervorhebt, ist die Absage an die hermeneutische Kategorie der Ursprünglichkeit des Verstehens und der Bedeutung zugunsten der Anerkennung einer in der Geschichte der Metaphysik verborgenen Form der Gewalt, die die unterschiedlichen Interpretation der Wahrheit in der Geschichte bestimmt habe. Nietzsche vollzieht eine Subversion der Hermeneutik im Zeichen eines Denkens der Macht, das zwar noch Interpretation ist, aber eine solche, die sich ihres Gewaltpotentials bewusst ist. (Geisenhanslücke, 66)

26. Die Dekonstruktion und die Diskursanalyse teilen die Kritik an der Hermeneutik wie die Überschreitung des strukturalistischen Zeichenmodells am Leitfaden einer Philosophie der Differenz. Im Unterschied zur Dekonstruktion ist die Diskursanalyse jedoch keine Wissenschaft des Textes oder der Schrift mehr. Mit dem Leitbegriff des Diskurses rückt vielmehr die Frage nach den Regeln in den Mittelpunkt, die das historische Phänomen der „Literatur“ überhaupt erst hervorbringen. Der Diskursanalyse geht es daher weniger um die Frage nach der poetischen Funktion der Sprache als um das allgemeine Problem der Praxis von sprachlichen Aussagen als geregelten Ordnungssystemen. (Geisenhanslücke, 121)

---

<sup>5</sup> Denjenigen Theorietyp, der es nicht beim streng analytischen „Ausgraben“ diskursiver Formationen („Archäologie“) beläßt, sondern sich den Formen ihrer Bedingtheit durch Machtverhältnisse und -mechanismen zuwendet, nennt Foucault „Genealogie“. (Kammler, 45)

<sup>6</sup> Von der Vorstellung einer dem Wissen äußerlichen Macht, die sich dieses lediglich aneignet, unterordnet und es ihren Zwecken dienstbar macht, verabschiedet sich Foucault in den siebziger Jahren, wenn er „Macht“ zur Produzentin von „Wissen“ erklärt und umgekehrt. (Kammler, 43)

27. In dem Maße, in dem sich Foucaults Theorie des Diskurses von der hermeneutischen wie der dekonstruktiven Frage nach der Bedeutungsstruktur des Textes emanzipierte, entfernte sie sich auch von einer Theorie des literarischen Textes. (Geisenhanslücke, 121)

28. Foucault geht es darum, die für die Hermeneutik wie die Dekonstruktion zentrale Instanz des Textes als den bloßen Effekt einer diskursiven Praxis auszuweisen, die den Texten vorgängig ist und darüber bestimmt, was in der Sprache zum Vorschein kommt und was als Ungesagtes außerhalb der Sprache verbleibt.

Kritik der Hermeneutik: In Foucaults Augen bündelt sich die Anstrengung der Hermeneutik in der Praxis des Kommentars. Der Kommentar sei jedoch einer grundlegenden Aporie unterworfen, da er für sich beanspruche, in der Verdoppelung eines schriftlich niedergelegten Textes eine ursprüngliche Form der Wahrheit zu erreichen, die unter den Dingen verborgen liege. (Geisenhanslücke, 122f.)

29. Die Kritik richtet sich dabei nicht auf den Kommentar, da dieser einen ursprünglichen Text nicht zu erreichen vermöchte, dem er so weit wie möglich zu ähneln versuche. Sie gilt vielmehr der grundsätzlichen Trennung zwischen zwei im Sinne des Gegensatzes von Tiefe und Oberfläche voneinander unterschiedenen Sinnstufen des Textes. Nicht der vergebliche Versuch, einem Ursprung nahe zu kommen, der sich mit jedem Schritt weiter entfernt, ist das eigentliche Problem des hermeneutischen Kommentars, sondern die einfache Tatsache, das hermeneutische Wissen damit in die zwei getrennten Bereiche von einem ersten, angeblich ursprünglichen, und einem zweiten, daraus abgeleiteten Teil auseinander fällt. Die unendliche Aufgabe des Kommentars resultiert Foucault zufolge aus einer bloßen Verdopplungsarbeit, die ihre Herrschaft nur unter der Voraussetzung errichten kann, alles sei ein möglicher Gegenstand der Interpretation. Nach F. (und Nietzsche) ist alles immer schon Interpretation. Letztlich sei die Idee eines ursprünglichen Textes nur eine abgeleitete Folge der verdoppelnden Praxis des Kommentars, der einen Ursprung hypostasieren muss, um die eigene Tätigkeit sinnvoll entfalten zu können. F. hat die Aufhebung der binären Ordnung von Ursprung und Kommentar durch die einfach strukturierte Ordnung des Diskurses zum Ziel. Die Praxis des Kommentars weist F. als ein eitles Spiel unendlicher Verdopplungen zurück, das dem Text einen ursprünglichen Sinn zu restituieren versucht, nach dem dieser nicht verlange. (Geisenhanslücke, 123f.)

30. In Foucaults Perspektive entfaltet sich auch Derridas Begriff der Dekonstruktion letztlich auf dem Boden der Hermeneutik: die *différance* nie als solche in den Text eingehe, diesen vielmehr in einer Bewegung der zeitlichen und räumlichen Verschiebung erst ermöglichen, ist unerheblich, wenn davon ausgegangen wird, es keine zwei Ebenen des Textes gibt, sondern nur die reine Materialität des Diskurses. So erscheinen die Hermeneutik und die Dekonstruktion im Lichte der Diskursanalyse letztlich als zwei feindliche Brüder, die von einer gemeinsamen Grundlage aus in unterschiedliche Richtungen gegangen sind. (Geisenhanslücke, 124)

31. Erst mit der *Ordnung des Dinge* (1966) lässt sich bei F. eine aussagekräftige Verwendung des Begriffes „Diskurs“ feststellen. Die Ausweitung des Diskursbegriffes zum universalen Gegenstand seiner Theorie erfolgt erst in den Methodenschriften *Die Archäologie des Wissens* (1969) und *Die Ordnung des Diskurses* (1971). Der Diskursbegriff ist in seinem Werk Veränderungen unterworfen. (Geisenhanslücke, 124f.)

32. Autorschaft und Werkeinheit treten für F. hinter der gesichtslosen Leere des Diskurses zurück. Darin erfüllt sich F's Intention einer radikalen Subjektkritik.

Mit der Bestimmung des Diskurses als dem Verschwinden von Subjekt und Bedeutung stellt sich zugleich die Frage nach der Bedeutung der Literatur als Ausdruck einer fundamentalen „Ortlosigkeit der Sprache“ (Foucault 1974, 19) für F's Theorie des Diskurses. Gerade in der Form einer „Atopie der Sprache“ nimmt die Literatur in den frühen Schriften F's eine privilegierte Stellung ein, die auf eine poetologische Dimension von F's Denken hinweist, die mit seinem Begriff der Diskursanalyse nicht ohne Widersprüche in Einklang zu bringen ist. (Geisenhanslücke, 125f.)

33. Foucaults Interesse an der Literatur reicht bis zu den ersten Publikationen zurück.

*Die Ordnung der Dinge*: Historisch begreift F. die Literatur am Vorbild von Hölderlin, Mallarmé und Artaud als Wiedererscheinen des Seins der Sprache und damit zugleich als einen Gegendiskurs zur modernen hermeneutischen Theorie von Subjekt und Bedeutung.

Als reines Sein der Sprache verkörpere die Literatur eine autonome Funktion der Sprache, die sich frei von allen referentiellen Bezügen in ihrem reinen Selbstverhältnis erschöpfe. Als Schreibakt, der sich auf nichts anderes als sich selbst richte, zeichne die Literatur die Bahn eines (atopischen) Raumes nach, der in sich selbst verschwinde und damit für die Idee eines schreibenden Subjekts keinen Platz mehr lasse. (Geisenhanslücke, 127)

34. Aus F's Werk lassen sich zwei grundsätzlich verschiedene Ansätze zur Begründung der Funktion von Literatur ableiten. Der erste besteht in dem im strengen Sinne diskursanalytischen Verfahren, das sich auf die Literatur als einen seiner möglichen Gegenstandsbereiche bezieht. Der Vorteil dieses Ansatzes liegt in der Demystifikation der Literatur, die nicht länger als eine privilegierte Form der Sprache erscheint, sondern die nun als ein von außen gesteuertes Dispositiv in einem umfassenden Diskursnetz begriffen wird. Der zweite Ansatz, der sich von der Literatur selbst herleitet, nimmt seinen Ausgang von der Funktion des „Gegendiskurses“, die F. der Literatur in seinen frühen Schriften zuspricht.

das Feld des Literarischen mit dem Versuch einer systematischen Ausarbeitung einer allgemeinen Diskurstheorie aus F's Gesichtsfeld verschwindet, weist zugleich darauf hin, sich die Literatur in eine allgemeine Theorie des Diskurses nicht ohne Widersprüche einfügen lässt. (Geisenhanslücke, 128)

35. Eine Diskursanalyse der Literatur ist in F's Werk nirgends systematisch begründet. Eine spezifisch literaturtheoretische Ausarbeitung der Diskursanalyse sieht sich daher von vornherein dazu gezwungen, über F. hinauszugehen. (Geisenhanslücke, 129)

## Ziele/Perspektive

1. Die Beschäftigung mit Literatur stand für Foucault nicht im Zentrum seines Interesses, und er hat auch keine systematische Analyse des literarischen Diskurses vorgenommen.<sup>7</sup> Literatur und Bildende Kunst haben für ihn überwiegend illustrative Bedeutung; er behandelt sie als Beispiele, an denen er andere Überlegungen verdeutlichen kann. Dabei wandelt sich die Rolle, die Literatur für Foucault spielt, mit den drei Phasen seines Werks.

In seinem Frühwerk, also in den sechziger Jahren, schreibt Foucault der Literatur die Funktion eines „Gegendiskurses“ zu, der im Gegensatz beispielsweise zum wissenschaftlichen Diskurs dem dominierenden Machtmechanismus nicht unterworfen ist. Literarische

<sup>7</sup> Innerhalb seines umfangreichen Gesamtwerks kommt Foucaults *Schriften zur Literatur* eine eher marginale Rolle zu. So geht es in der *Archäologie des Wissens*, seinem methodologischen Hauptwerk, um Methoden der Analyse historischer Wissensformationen (wie der Medizin oder der Biologie). Die *Diskursanalyse* wurde also nicht als Verfahren zur Beschreibung oder gar Deutung einzelner literarischer Texte konzipiert.

(Kammler, 32)



Texte stellen Muster und Schemata der Wahrnehmung und Erkenntnis von Wirklichkeit in Frage, die in der Wissenschaft wie im Alltag als normal gelten, und gehen über sie hinaus.<sup>8</sup> Hinter dieser These steht die Annahme, dass gelungene Kommunikation und Verstehen die Ausnahme, Selbstreferentialität dagegen als Normalfall der Sprache anzusehen sei. Allein Literatur realisiert unter diesen Voraussetzungen die eigentlichen Qualitäten der Sprache: Sie thematisiert die Auflösung des Ich, ist also gewissermaßen subjektlos und verweist allein auf sich selbst. Als Charakteristika literarischer Texte treffen diese Merkmale allerdings nur auf moderne Literatur zu; dementsprechend bezieht sich Foucault auch überwiegend auf symbolistische und besonders auf surrealistische Texte.

In späteren Arbeiten sieht Foucault die Literatur kritischer. Da er sich hier generell auf gesellschaftliche Zusammenhänge und Machtmechanismen konzentriert, nimmt er auch Literatur unter dieser Perspektive wahr. Auch literarische Texte können Bestandteil von Herrschaftsdiskursen sein, können Macht ausüben. 'Literatur' ist hier als wertneutrale Bezeichnung für einen wechselnden Gegenstandsbereich aufzufassen, der durch verschiedene innerdiskursive Faktoren (zum Beispiel poetologische Doktrine) und einander überlagernde andere Diskurse (etwa politische, juristische, medizinische) strukturiert ist.<sup>9</sup> (Winko, 468f.)

2. Im Vortrag *Was ist ein Autor?* proklamiert Foucault das „Verschwinden des Autors“ (Barthes). Damit ist nicht die Existenz einer empirischen Person geleugnet, die den Text verfasst. Verworfen werden aber die Eigenschaften, die dieser Person zugleich mit der Bezeichnung 'Autor' zugeschrieben werden: die Position und Autorität eines „Zentralsubjekts“ (Link), das aus sich heraus erschafft, seine Intentionen im literarischen Text realisiert und das nicht selten als 'autonom' gedacht wird. Foucault analysiert den Konstruktcharakter dieses „Autor“-Begriffs und stellt ihn als interne Ordnungskategorie für Diskurse heraus, die verschiedene Funktionen erfüllt, zum Beispiel Texte zu Gruppen zusammenzufassen oder Identitäten herzustellen. (Winko, 470)

Der Autor gilt in der literaturwissenschaftlichen Diskursanalyse nicht mehr als autonomes Schöpfersubjekt. Was er schreibt, ist nicht als Ausdruck seiner Individualität und seiner Absichten zu verstehen, sondern wird bestimmt von der vorgängigen symbolischen Ordnung, an die jeder Mensch durch seine Sprache gebunden ist. Mit jeder Aussage gibt sich ein Sprecher – zumindest dem Diskursanalytiker – als von Diskursen geprägt zu erkennen und keineswegs als freies Subjekt. (Winko, 472)

---

<sup>8</sup> Die in den *Schriften zur Literatur* vertretenen Thesen über die besondere Rolle der Literatur innerhalb der Kultur der Moderne verorten sie auf einer *Gegenposition* zu den herrschenden wissenschaftlichen und philosophischen Diskursen der Moderne. Als gleichsam dionysisches Kräftepotential mißachtet und verletzt sie die Regeln herrschender diskursiver Ordnungen.

(Kammler, 40)

Es ist nicht zu übersehen, daß beim frühen Foucault eine bestimmte, surrealistische Richtung innerhalb der Kunst der Moderne als *Gegendiskurs*“ und Kronzeugin für jenes autonome „Sein der Sprache“ angeführt wird, das Foucault an „der“ Literatur der Moderne fasziniert. Dieses in bezug auf herrschende Sprachnormen subversive Potential kann jedoch nicht die Grundlage für eine allgemeine Definition der Literatur bilden.

(Kammler, 41)

<sup>9</sup> Differenziert man konsequent zwischen den verschiedenen Denkansätzen Foucaults, so bietet sein Werk dem Literaturwissenschaftler (mindestens) *drei Optionen*: einen tendenziell mystifizierenden Literaturbegriff (das Konzept des Gegendiskurses), einen „positivistischen“ Begriff des Diskurses als „rein empirische Figur“ und schließlich einen „politizistischen“ Ansatz, der die Diskurse wie die nichtdiskursiven Praktiken im Blick auf ihre politisch-strategische Zielgerichtetheit in „Dispositiven“ analysiert.

(Kammler, 45)

Unverzichtbar für die Literaturwissenschaft ist die Einsicht, dass die individuelle Leistung eines Autors für den eigenen Text gering sein kann. Wenn der Diskurs die Ordnung der Texte bestimmt, verschwinden ihre Urheber. Die *Autorrolle* muss unter diesen Umständen neu überdacht werden. Auf diesem Feld lag ein erster Schwerpunkt der Applikation. Eine Grundlage bietet Foucaults Vortrag *Was ist ein Autor?*. Die Autorfunktion geht – ohne dass das Vorhandensein tatsächlicher Personen als Urheber von Texten bestritten würde – in großen Teilen auf den Diskurs über. Die individuelle Verfasserschaft von Texten ist irrelevant; Autoren erscheinen als Namen, denen zu Ordnungszwecken Texte zugeschrieben werden. Der Diskurs ist wie ein Schwimmbecken (in dem der Beckenrand freilich nicht zu sehen ist), dessen Fluten ein Mensch sich nur anvertrauen kann, um getragen und mitgenommen zu werden.

In fiktionalen Konstruktionen sind Ausschnitte aus historisch jeweils geläufigen Diskursen dargestellt. Literarische Texte enthalten immer auch gedankliche Formationen, die zur Zeit ihrer Entstehung allgemein gängig sind. Wenn es auch keinen eigenen Diskurs gibt, der Literatur enthält, so enthält Literatur doch viele Diskurse. (Baasner, 136f., 138)

An die Stelle des bürgerlichen Individualitätsideals ist die Einsicht in die mediale Fremdbestimmung getreten. (Bossinade, 140)

Foucaults Frage in *Was ist ein Autor?* lautet präziser so: Was ist ein Autor, wenn die transzendente Tradition des 19. Jahrhunderts zu zerfallen beginnt? Wo die Autonomie der Sprachzeichen anerkannt wird, hat die Figur des genialischen Individuums ihre Fetischfunktion verloren. Foucault bewegt sich im Rahmen einer sprach- und kunstphilosophischen Debatte, die im deutschsprachigen Raum unter dem negativen Schlagwort ‘Sprachkrise um 1900’ bekannt ist. Die positive Seite hieß: Eigenmacht der Sprache. (Bossinade, 141)

Im Kern geht es Foucault darum, die Sehrichtung des Forschungsprozesses umzukehren. Das Urheber-Subjekt verschwindet aus dem Zentrum, was aber keineswegs heißt, es sich in Nichts auflöste. Das Subjekt verschwindet in den Funktionszusammenhang des Diskurses, der danach zur zentralen Adresse wird. Foucault fasst die erkenntnisleitende Rolle des Diskurses so zusammen: Die Frage lautet nicht, was der Autor vom Tiefsten seiner selbst ausgedrückt habe. Die Frage lautet, welche Existenzbedingungen dieser Diskurs habe, woher er komme und wie er sich verbreiten könne. (Bossinade, 142)

3. Zu den „Verknappungsprinzipien“, die den Diskurs beschränken, rechnet Foucault auch den „Kommentar“, die Wiedergabe eines Textes mit anderen Worten. Im *Umgang* mit literarischen Texten übernehmen Interpretationen diese Kommentarfunktion: Interpreten setzen voraus, dass ein literarischer Text etwas enthalte, das er nicht explizit ausspreche, das ihn aber wichtig mache; und die Aufgabe der Interpretation sei es, dieses Ungesagte auszusprechen. (Winko, 470)

4. In Foucaults Diskursanalyse wurde von Kittler, Turk und anderen eine Möglichkeit gesehen, ‘angemessener’ als bisher mit Literatur umzugehen. Leitend ist eine seit den siebziger Jahren zunehmende, generelle Kritik an traditionellen Wissenschaftskonzeptionen. Insbesondere deren Objektivitätsideal und Fixierung auf Rationalität und Wahrheit werden als Fiktionen abgelehnt. Die theoretischen Voraussetzungen und Ziele der Hermeneutik werden als nicht mehr haltbar kritisiert., und die hermeneutische Interpretationspraxis wird abgelehnt. Kritisiert wird eine Literaturwissenschaft, die Texte nur als Träger von etwas vermeintlich Wichtigem auffasse, der es nicht eigentlich um die literarischen Texte gehe, sondern um das, was sie bedeuten. Hinzu kam ein literaturgeschichtliches Argument: Moderne Literatur spätestens seit Beginn des 20. Jahrhunderts verweigere sich der Fixierung eines Sinns und produziere offene statt geschlossener Texte; daher werde Literatur von einem ‘sinnsuchenden’ Ansatz wie der Hermeneutik ebenso verfehlt wie von allen

Konzeptionen, die von einem geschlossenen Werkganzen ausgehen, auf das hin einzelne Elemente und Analyseergebnisse zu beziehen sind. (Winko, 470f.)

5. In der literaturwissenschaftlichen Anwendung weist der Diskursbegriff viele Facetten auf, ohne dass ein konsistentes Modell oder eine übersichtliche Methode bisher entwickelt worden wäre. Für die Literaturwissenschaft ist die Diskursanalyse eine mit Interesse aufgenommene, aber eher 'unausgearbeitete Alternative' zu traditionellen Verfahren. (Baasner, 129)

6. Häufig gewählte Fragestellungen der literaturwissenschaftlichen Applikation richten sich auf den diskurstheoretischen Status von Literatur, ferner auf den implizierten Text- und den Autorbegriff. Da Foucault selbst keinen literarischen Diskurs vorgesehen hat, besteht eine Diskussion darüber, inwieweit die Annahme eines solchen angemessen wäre. Die meisten expliziten Überlegungen zur Diskurstheorie bestreiten einen eigenen Diskurs Literatur, da letztere kein genuines Thema, keine spezielle Semantik aufweist. Es gibt kein spezifisches literarisches Wissen, das ein solcher Diskurs verwalten könnte. Dadurch gibt es keine geeigneten Merkmale, um einen solchen Diskurs überhaupt von anderen abzugrenzen, literarische Texte sind über ihren Inhalt ja nicht von nichtliterarischen zu unterscheiden. Und über Textformen können Diskurszugehörigkeiten gerade nicht ermittelt werden, ebenso wenig wie über den abweichenden Wahrheitsanspruch der Fiktionalität. Diskurse bleiben semantisch orientiert, literarische Texte haben im Diskurs nichts spezifisch Literarisches, sondern sind beliebige Texte unter anderen, die sich einem Thema widmen. Die ästhetische Besonderheit spielt keine Rolle.

Auch gattungstypische Formen und Stilelemente sind in Diskursbegriffen nicht zu erfassen. (Baasner, 135f., 138)

7. Literaturwissenschaftliche Diskursanalyse ordnet die Inhalte literarischer Texte in thematisch verbundene Kontexte ein und bestimmt so ihre Abhängigkeit oder ihre Abgrenzung von vorhandenen Diskursen. (Baasner, 138)

### **Vorgehensweise**

1. Da es keinen verbindlichen Sinn eines Textes gibt, den sich Leser aneignen könnten, keine Bedeutung, die Interpreten rekonstruieren könnten, können Rezipienten immer nur ihre eigene Lesart konstruieren. (Winko, 472)

2. Die Diskursanalyse ist überwiegend kein Verfahren zur Einzeltextanalyse. Wenn sie dennoch auch als solches angewendet wird, dann unter zwei Perspektiven: Zum einen wird untersucht, welche Diskurse in dem einzelnen Text thematisiert werden bzw. sich in ihm nachweisen lassen; zum anderen wird gefragt, wie die nachweisbaren Diskurse im Text zur Sprache kommen: ob der Text sie reproduziert oder ob er sie – explizit oder implizit – unterläuft. (Winko, 472)

### **Abgrenzung**

1. Was bedeutet dieser Text? Welche Intention hat der Autor mit dem Text verfolgt? Antworten auf Fragen wie diese erwarten viele Leser (noch immer) von literaturwissenschaftlichen Textinterpretationen. In traditionellen hermeneutischen Interpretationen wird dieser Erwartungshaltung meist entsprochen, indem zum Beispiel Aufschluss über die historische Bedeutung von Wörtern, Motiven und Problemen gegeben wird, die im Text nachzuweisen sind, und Informationen über Autor, Entstehungszeit sowie historische Sachverhalte

vermittelt werden. Liest man diskursanalytische Interpretationen mit derselben Erwartung, so entsteht zunächst Irritation: Antworten auf die genannten Fragen sind hier nicht zu finden. Stattdessen werden beispielsweise Texte auf andere Texte und auf Diskurse bezogen, wird nach dem Vorgang des Schreibens selbst und nach der 'Autorfunktion' gefragt, werden Texte zu so wenig 'literaturwissenschaftlichen' Themen wie Körperkultur, Tischsitten und Urheberrecht herangezogen. Diskursanalytiker folgen einer anderen 'Suchoptik', stellen andere Fragen ins Zentrum ihrer Untersuchungen und setzen theoretische Prämissen und Begriffe ein, die sich 'Hermeneutik-gewöhnte' Leser erst aneignen müssen. (Winko, 463)

2. Die Diskursanalyse teilt nicht mehr das hermeneutische Ziel, durch bestimmte interpretative Operationen zu einem adäquaten Sinnverstehen des Textes zu gelangen. Sie lehnen das verbreitete triadische Kommunikationsmodell ab. In der einfachsten Form dieses Modells wird ein 'Dreiecksverhältnis' mit eindeutig fixierbaren Instanzen angenommen: Es gibt den Autor als Urheber eines Textes, den als Einheit verstandenen und auf seinen Produzenten und seine Entstehungszeit verweisenden Text sowie den Leser, der im Verlauf des Verstehens in einen Dialog mit dem Text tritt und sich dessen Sinn 'aneignet'. Statt dieser Instanzen untersuchen Diskursanalytiker Prozesse, Relationen, intertextuelle Verweise. (Winko, 471f.)

3. Die Literaturwissenschaftler fasziniert an Foucault seine radikale Negation dessen, was sie seit jeher betreiben: der *Interpretation*. Bereits in der *Geburt der Klinik* grenzt sich Foucault gegen den „kommentierenden“ Umgang mit dem Wort ab. Der *Kommentar*, Synonym für alle Varianten der Interpretation, dessen historischen Ursprung Foucault in der biblischen Exegese ansiedelt, setze „per definitionem einen Überschuss des Signifikats im Verhältnis zum Signifikanten voraus“ (Foucault 1973a, 14). Indem der Kommentar die Bedeutung eines Textes nach dem Vorbild jenes göttlichen Wortes auffasst, das „am Anfang war“, das immer wieder zur Deutung herausfordert, sich aber nie restlos offenbart, begibt er sich nach Foucault in eine paradoxe Position gegenüber seinem Objekt. Ein Kommentar postuliert gleichzeitig die prinzipielle Unlösbarkeit des Rätsels, das die Sprache für ihn darstellt und seine eigene Geltung als Interpretation.

Foucaults Angriff richtet sich gegen die Mystifizierung des Subjekts, das der Kommentar als Ursprung, Wesen, Substanz hinter den „bloßen Erscheinungen“, die die sprachlichen Aussagen für ihn darstellen, aufspüren will. Die „*Diskursanalyse*“ greift demgegenüber den strukturalistischen Systemgedanken auf, d.h. die Einsicht, dass der Sinn eines sprachlichen Zeichens nichts anderes als das Produkt der Differenz oppositioneller „Werte“ ist, deren Gesamtheit die „Struktur“ einer Sprache oder eines der Sprache analog konstituierten Systems ausmachen. „*Diskurse*“ wären somit Systeme von Aussagen, deren Sinn sich aus den synchronen und diachronen Oppositionsbeziehungen ergäbe, die sie voneinander unterscheiden. (Kammler, 32f.)

4. Gegen den Logozentrismus totalisierender Allgemeinbegriffe setzt Foucault die Pluralität von aufeinander irreduziblen Aussagesystemen. (Kammler, 34)

### Literaturtheoretische Grundannahmen

1. Foucaults Analyse erfasst breit gefächerte Strukturzusammenhänge, denen jeweils wechselnde historisch-thematische Lagen entsprechen. Genau diese Korrespondenzrelation hat Foucaults Arbeit für die moderne Literaturwissenschaft interessant gemacht. Denn Literatur kann nun doppelt, nämlich teils als eine Diskursart, also systematisch, und teils geschichtlich, als Objekt einer historiographischen Epistemologie beschrieben werden. Dazu

noch ist es möglich, über den Historismus und die These eines positiv wissbaren Ereignisfeldes 'hinter dem Text' hinauszugelangen. (Bossinade, 37)

2. Foucault weist den Rekurs auf ein Ich-Subjekt zurück, kritisiert den spekulativen Zug von Interpretation und Sinnverstehen und rehabilitiert das reale Dokument. (Bossinade, 161)

3. Literatur stellt sich nach Foucaults Sicht als ein Diskurs dar, der seinerseits aus verschiedenen Diskursen oder Diskursschichten aufgebaut ist. Die Rekonstruktion dieser Diskursschichten gestattet es, den Ort eines literarischen Werks im Raum gesellschaftshistorischer Umbrüche annähernd zu bestimmen. Die Diskursanalyse hat eine gewisse Ähnlichkeit mit den Arbeiten der epochengeschichtlichen Motivforschung.

Der zeitgeschichtliche Kontext eines Werks kann und darf nicht als dessen einfaches 'Außen' isoliert werden; er ist dem Werk auf der Diskursebene mit eingeschrieben. Genau hier liegt die Chance zu einer diskursanalytisch unterbauten Textinterpretation. (Bossinade, 162f.)

4. Literatur ist keine beliebige Wissensform. Sie ist, wenn nicht „mehr“, so doch etwas anderes als „Wissen“ oder dessen Widerspiegelung. (Kammler, 38)

5. „Literatur“ ist aus einer Foucaultschen Perspektive keine Substanz, sondern nur ein Name, der in unterschiedlichen Diskursen unterschiedlichen Gegenstandsformationen zugeschrieben werden kann. Solche Zuschreibungen sind nicht nur innerdiskursive Effekte, sondern werden von nichtdiskursiven Elementen wie politischen und privaten Interessen mitbestimmt.

(Kammler, 44)

### Textauffassung

1. Literarische Texte werden als 'Knotenpunkte' im Netzwerk verschiedener Diskurse betrachtet. Sie sind kontingent, ohne feste Grenzen und verweisen nicht auf eine außertextuelle Wirklichkeit, sondern auf andere Texte. (Winko, 472)

2. Literatur wird von J. Link als ein Spezialdiskurs aufgefasst, der interdiskursive Elemente, vor allem „Kollektivsymbole“, aufnimmt und verarbeitet. Kollektivsymbole sind anschauliche „Sinn-Bilder“, die zeitgleich in verschiedenen diskursiven Zusammenhängen einer Kultur verwendet und jeweils mit unterschiedlichen Wertungen versehen werden. Winko, 475)

### Einzelne Ansätze

1. Drei Richtungen diskursanalytischer Literaturwissenschaft lassen sich unterscheiden.

(1) Für die *historisch-psychoanalytische* Richtung sind charakteristisch die Einleitung zum Band *Urszenen* und F.A. Kittlers *Aufschreibesysteme*. Foucaultsche Grundannahmen werden mit Konzepten der Psychoanalyse und der Linguistik verbunden. Angenommen wird, dass es unbewusste kulturelle Verbote gibt, „die das Sprechen steuern“ und sich einem reflexiven Erfassen entziehen, und zum anderen „Mythen“, die diese Verbote verschleiern. Beides aufzudecken ist Ziel der Diskursanalyse.

Zu den Diskursen, die diese Verbote und Mythen verwenden und reproduzieren, zählen auch Interpretationen im traditionellen Sinne, die als Kommentare verstanden werden, die literarische Texte lediglich 'verdoppeln'. Ferner werden solche Diskurse untersucht, denen

„paradoxe Sprechakte“ zugeschrieben werden: Rhetorik und Literatur. In einem literarischen Text wird der wahrheitsfunktional bestimmte Diskurs alltäglicher oder wissenschaftlicher Rede durch selbstbezügliches Sprechen 'übertreten', d.h. literarische Texte thematisieren immer ihr eigenes 'Geschriebensein'.

In den konkreten Analysen werden Beziehungen zwischen literarischen Texten und anderen – medizinischen, pädagogischen – Texten und Dokumenten hergestellt, die demselben Diskurs angehören sollen. Das Bindeglied wird meist in einem gemeinsamen Thema, einem Denkmuster oder einer Schreibtechnik gesucht. Auch die eigenen Bezugstheorien werden mit den historischen Texten gekoppelt. Ferner werden direkte Verbindungen zwischen fiktionalen und nicht-fiktionalen Informationen hergestellt.

(2) In der *historisch-philologischen Richtung* dominiert der historisierende Zugang. Auf der Grundlage Foucaultscher Prämissen bindet z.B. N. Wegmann die Diskursanalyse an die philologische Konzentration auf die Schrift zurück und nicht an einen 'dahinterliegenden' metaphysischen Sinn.

Ein Ziel dieser Richtung liegt in der Revision literaturhistorischer Klassifikationen, beispielsweise des Epochenbegriffs 'Empfindsamkeit'. Das Vorgehen traditioneller Literaturwissenschaftler, nur bestimmte Typen von Kontextwissen zu berücksichtigen, also stark auszuwählen und so ein einheitliches Bild der Epoche zu entwerfen, wird abgelehnt. Statt dessen soll nach den diversen Diskursen gefragt werden, die einander in einem bestimmten Zeitraum überschneiden, ergänzen und widersprechen, nach diskursiven Abgrenzungsstrategien und nach der „Leitdifferenz“, die „empfindsames“ Sprechen kennzeichnet.

Ein Problem beider Richtungen stellt der Literaturbegriff dar: Ist Literatur eigentlich als Gegendiskurs oder 'nur' als Schnittmenge von Diskursen aufzufassen?

(3) Die *semiotische Richtung* zieht Modelle und Verfahrensweisen der Semiotik heran, die sich mit der Struktur sprachlicher Zeichen und außersprachlicher Zeichensysteme befasst und ein Repertoire textanalytischer Kategorien zur Verfügung stellt. Der erste Schwerpunkt des Interesses ist die besondere Funktionsweise literarischer Texte, der zweite ist das Verhältnis von Literatur und Diskursen. J. Link differenziert „Diskurselemente“ in solche, die nur in einem Diskurs vorkommen, und solche, die in mehreren Diskursen vorkommen. Diese „interdiskursiven Elemente“ verbinden die zahlreichen spezialisierten Einzeldiskurse. Eine semiotische Diskursanalyse kann zum einen die Funktion untersuchen, die ein „Kollektivsymbol“ in einem literarischen Text hat; zum anderen kann sie das Netzwerk der Beziehungen analysieren, in dem der Text mit der Verwendung dieses Symbols steht. (Winko, 473ff.)

2. Es ist sinnvoll, vorrangig solche Positionen zu behandeln, bei denen die Bezugnahme auf Foucault präzise rekonstruierbar ist. Zu unterscheiden ist zwischen (1) denjenigen Adaptationen, die bewusst selektiv verfahren, und dabei mitunter auch einzelne Foucaultsche Theorieelemente in ein hermeneutisches Gesamtkonzept von Literaturwissenschaft integrieren; und (2) dezidiert „diskursanalytischen“ Ansätzen, die eine Anwendung und/oder Weiterentwicklung des Foucaultschen Analyseinstrumentariums in bezug auf den spezifischen Objektbereich der Literaturwissenschaften versuchen.

(1) Japp z.B. sieht Foucaults Analyse der Funktion des *Autors* nicht als grundsätzliche Infragestellung der produktiven Rolle des schreibenden Individuums im Prozess der Herstellung von Literatur, sondern als Bereicherung des traditionellen Bildes des Autors. Dieser ist nicht genialisches Schöpfer-Subjekt und alleiniger Urheber „seines“ Diskurses. Ebenso wie die diskursanalytische Liquidierung eines imaginären „Autor-Gotts“ (Japp) kann eine auf Erweiterung ihres Fragehorizonts bedachte Hermeneutik auch eine diskurstheoretisch-funktionale Analyse des *Werkbegriffs* als Bereicherung ihrer Fragestellung akzeptieren. Der Diskurstheorie käme in diesem Zusammenhang eine selbstreflexive Aufgabe innerhalb des literaturwissenschaftlichen Diskurses zu. Komplementär zu einer solchen „Beobachterper-

spektive“ bliebe demnach aber eine hermeneutische „Teilnehmerperspektive“ in ihrem Recht, die weder auf den Werkbegriff noch auf die Arbeit des *Kommentars* verzichten kann. Dies hätte für die Diskursanalyse eine grundlegende hermeneutische Infragestellung ihrer von Foucault postulierten gegenstandsexternen Beobachterposition zur Folge.

(2) F.A. Kittler hat die Diskursanalyse um die Dimension der Entnahme, Speicherung und Verarbeitung von Daten erweitert, die in einer Kultur relevant sind und gezeigt, dass die Literatur ab 1900 zunehmend in Konkurrenz zu den neuen Medien tritt, wobei sie ihre Rolle als dominantes Bildungs- und Unterhaltungsmedium einbüßt.

In den Arbeiten J. Links wird ein scharfer Trennstrich gegenüber allen Varianten hermeneutischen Sinnverstehens gezogen. Mit seinem Konzept von „*Literaturanalyse als Interdiskursanalyse*“ knüpft Link dabei explizit an Foucault an. Link nennt „*Interdiskurs*“ diejenigen diskursiven Elemente, die mehreren Diskursen gemeinsam sind. Wichtig sind hier die „*imaginären*“ Elemente (Metaphern, Symbole usw.). Als typisches Beispiel führt Link die „*Kollektivsymbole*“ an, Sinnbilder, die in den unterschiedlichsten Praxisbereichen und von verschiedenen sozialen Trägern verwendet werden. Dadurch wird es möglich, den spezifischen Ort der „*Literatur*“ innerhalb der Vielfalt der Diskurse zu bestimmen. Der *literarische Diskurs* wäre demnach ein „auf spezifische Weise elaborierter Interdiskurs“ (Link ), der eigenen, nämlich literarischen Regeln gehorchte.

Die Frage nach der *Dominanz* bestimmter Regeln innerhalb eines „Regelapparates“ beantwortet Link mit Hilfe des – von Foucault als Instrument gesellschaftlicher Globalanalyse abgelehnten – *Ideologiebegriffs*. (Kammler, 46ff.)

3. Festzuhalten bleibt, dass es eine genuin Foucaultsche Literaturwissenschaft nicht gibt und nicht geben kann, da es in jedem Falle spezifischer Verfahren zur Analyse *literarischer Diskurse* bedarf. Im Rahmen einer Arbeitsteilung könnte der *historischen Diskursanalyse* allenfalls die Aufgabe zukommen, das Feld der sozialen Konnotationen literarischer Bedeutungsstrukturen zu untersuchen.

Will Literaturwissenschaft sich nicht auf das bloße „Ausgraben“ toter Gegenstände und historisch ausgedienter Regeln beschränken, will sie die Literatur als kritisches und widerständiges Potential innerhalb einer auf zunehmende „Normalisierung“ ausgehenden Gesellschaftsordnung nutzbar machen, so muss die „*Archäologie*“ zur „*Genealogie*“ werden. Erst dadurch, dass man diskursive Regeln zu durchschauen lernt, lernt man sie auch zu benutzen und zu überschreiten. (Kammler, 51)

4. Gegen den Ausschließlichkeitsanspruch diskursanalytischer Verfahren scheint sich zunehmend die Einsicht durchzusetzen, dass Diskursanalyse und Hermeneutik sich ergänzende methodologische Programme sind, „die sich nicht hierarchisieren lassen“ (Karpenstein-Eßbach). (Kammler, 52)

5. Wieso gibt es keinen eigentlichen literarischen Diskurs, während Literatur doch weit verbreitet und auch wichtig ist? Jürgen Links Ansatz erklärt gerade das Zusammengesetzte, Mosaikartige literarischer Texte in Bezug auf die ‘großen’ Foucaultschen Diskurse zum Spezifikum: Literatur konstituiert einen Diskurs, in dem Teile aller anderen Diskurse ohne wechselseitige Ausgrenzungstricks artikuliert werden können. Der Diskurs Literatur bietet somit eine Art allgemeinverständlicher Schnittmenge, die weicheren Formationsregeln unterliegt als die Spezialdiskurse und die einen weiter reichenden Verständigungsrahmen aufspannt als die letzteren. Dieser Diskurs zwischen den Spezialdiskursen heißt *Interdiskurs*. Sozialhistorisch bindet Link die Spezialdiskurse an die Verständigungsformen hochdifferenzierter gesellschaftlicher Funktionsbereiche, den Interdiskurs aber an übergreifende Verständigungsbedürfnisse mit allgemein verbreiteter kultureller Prägung.

Aus dem Interdiskurs stammen alle Angebote kollektiver Sinnstiftung, wie sie die Literatur bereithält. Exemplarischer Gegenstand der Analyse ist für Link das Symbol, dessen Genese und Funktion zwischen seiner ästhetisch-literarischen und seiner allgemeingültigen kulturellen Ausprägung untersucht wird. Nicht die ursprüngliche Intention einzelner Verfasser kann weitreichende Symbole erzeugen, sondern nur die feste Integration bestimmter Zeichenkombinationen in den Interdiskurs. (Baasner, 137f.)

6. *Jürgen Links Untersuchungen zur Kollektivsymbolik*. Links Konzept des Interdiskurses geht aus einer Kritik an Foucaults ambivalenter Verwendung des Diskursbegriffs hervor, der einerseits um ein internes diskursives Regelsystem kreist, andererseits aber soziale Praktiken, Rituale und Institutionen als konstituierend hervorhebt. Eine Koppelung dieser Aspekte lässt sich Link zufolge in Anlehnung an Niklas Luhmann nur struktural-funktional erklären. (Wechsel, 460)

7. Ausgangspunkt der Argumentation ist die wachsende Ausdifferenzierung der modernen Gesellschaft. Besonders seit der Industrialisierung geht die gesellschaftliche Arbeitsteilung mit einer Funktionstrennung der kulturellen Diskurse einher. Das wachsende Wissen der modernen Gesellschaft wird in zunächst voneinander isolierten medizinischen, juristischen, ökonomietheoretischen, naturwissenschaftlichen, religiösen und anderen Spezialdiskursen gewonnen und verwaltet. Zugleich besteht jedoch stets die Notwendigkeit einer Funktionsintegration; um einen Austausch über das Wissen der einzelnen Spezialdiskurse zu gewährleisten, ist ein Interdiskurs notwendig, der dieses Wissen über die Einzeldiskurse hinaus auch Laien zugänglich macht. Die Alltagssprache, politische, journalistische und populärwissenschaftliche Diskurse, aber auch die Literatur fungieren solchermaßen als Interdiskurse.

Bestimmte „elementar-literarische Anschauungsformen“, wie etwa Analogien, Metaphern und Symbole, überführen das Spezialwissen in eine anschauliche und allgemeinverständliche Form und ermöglichen damit erst das Gespräch über die Diskursgrenzen hinweg. Dabei spielen vor allem die von einer Gesellschaft kollektiv verwendeten Symbole, denen gesamtgesellschaftliche Erfahrungen zugrunde liegen, eine wichtige Rolle. (Wechsel, 460f.)

8. Link geht es darum, wie solche Kollektivsymbole literarisch verwendet und verarbeitet werden. Als Beispiel dient ihm das seit der Erfindung des Ballons im 18. Jahrhundert in literarischen und journalistischen Texten häufig verwendete Symbol des (Fessel-)Ballons. Den Erfolg dieses Symbols erklärt Link aus der Tatsache, dass sich in ihm zahlreiche Diskurse berühren: Das Ballonsymbol repräsentiert als Vehikel oder Maschine einerseits den Diskurs der Naturwissenschaften; als Jahrmarktsspektakel wird der Ballon andererseits zum technisch realisierten Wunder. Das Wissen der Aufklärungsgesellschaft tritt demnach neben den Glauben des religiösen Diskurses. Die unmittelbare Erfahrbarkeit durch die Massen macht den Ballon schließlich zu einem geeigneten Symbol des Fortschritts im politischen Diskurs der Befürworter der Französischen Revolution. (Wechsel, 461)

9. Kollektivsymbole sind in ein festes semantisches Raster eingebettet, das jedoch kollektiv erweitert werden kann. Positive und negative Konnotationen bestimmen die Grundstruktur von Kollektivsymbolen. Diese Ambivalenz ist die Bedingung für ihren Gebrauchswert, weil erst sie es ermöglicht, unterschiedliche Positionen und Konflikte diskursiv auszutragen. Indem Kollektivsymbole durch neue Konnotationen erweitert und indem ihre Bewertungen verändert werden, passen sie sich zudem dem historischen sozialen Wandel an. Das System der Kollektivsymbole lässt sich als eine Art Netz mit Kreuz- und Querverweisen vorstellen. (Wechsel, 461f.)



10. Links Textanalyse bieten eine Fülle von Beispielen für die diskursive Verwendung von Kollektivsymbolen. Für die Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts untersucht er in erster Linie den Wandel diskursiver Positionen – von der Begeisterung für die Französische Revolution bis zur Restauration – sowie die Nutzbarmachung von Kollektivsymbolen für die Bildung nationaler Mythen und Symbole und für die zeitgenössische politische Diskussion. Link zeigt aber auch, wie gerade die Literatur es versteht, den Konnotationsreichtum stereotyper Bilder für sich zu nutzen.  
(Wechsel, 462)

11. Eine andersartige generative Theorie der literarischen Produktion entwickeln die Literaturwissenschaftler Jürgen Link und Ursula Link-Heer. Es geht darum zu erfassen, „wie und nach welchen Regeln (vor allem nach unbewussten Regeln) literarische Texte produziert werden“ (Link 1983, 9). Der Autor erscheint als ein „Strukturbündel“, eine komplexe Variable, die auf unterschiedliche ästhetische, ideologische und soziale Achsen bezogen werden kann. Der Autor ist kein autonomes, frei wählendes oder gar erfindendes Individuum, sondern er wird von einer durch die Diskurse zur Verfügung gestellten Strukturposition ‘in Dienst genommen’. Er verwirklicht mit seinen Texten etwas, das als Möglichkeit von der Entwicklung der gesellschaftlichen Diskurse erst eröffnet wird. (Dörner / Vogt, 82f.)

12. Die Diskurse können selbstverständlich konkrete Texte nicht völlig determinieren, so dass ein gewisser Spielraum für den Zufall verbleibt, der dann mit zu dem beiträgt, was tatsächlich als Produkt eines Autors zu Papier gebracht wird. Als Beispiel verweist Jürgen Link auf Kleists Novelle *Michael Kohlhaas*, deren markanter Stil ihm als Mischung aus dem Ton der zeitgenössischen Zeitungsberichterstattung, juristischem Diskurs, Chronik-, Märchen- und Bibelton erscheint.

*Kritik.* Sind diese Bezüge jedoch das Entscheidende des Textes oder aber die nirgends vorgeprägte stilistische Synthese in den Kleistschen Novellen? Sollte man den Schwerpunkt auf das Diskursmaterial legen, das in die Werke eingeht, oder auf die kreative Leistung, diese Materialien zu einer völlig neuen Struktur zu integrieren? –

Links Sichtweise ist eng angelehnt an die Diskurstheorie Foucaults. Er bestimmt „Diskurse“ als sprachliche Praktiken, die strikt aufgrund von institutionellen Regeln produziert werden. In komplexen arbeitsteiligen Gesellschaften ist eine Reihe von Wissensbereichen und Spezialdiskursen ausdifferenziert, so dass Bewusstsein und Kommunikation hoffnungslos parzelliert wären, gäbe es nicht vermittelnde „Interdiskurse“.

Wichtiges Bindeglied ist die „elementare Literatur“: ‘halbfertige’ Versatzstücke des Diskurses wie die (von Link analysierten) Kollektivsymbole.

Der institutionalisierte literarische Diskurs ruht auf der Basis der elementaren Literatur.  
(Dörner /Vogt, 83f.)

13. In Anlehnung an Althusser binden Link und Link-Heer schließlich die Literaturproduktion an Institutionen, die dazu dienen, eine gesamtgesellschaftliche Integration der verschiedensten Kräfte zu leisten, ohne die grundlegenden Herrschaftsverhältnisse anzutasten. Es formieren sich jeweils „Publiken“, d.h. soziale Gruppen von Rezipienten, und auf der anderen Seite Schriftsteller, die gegenüber bestimmten Gruppen einen „sozialen Auftrag“ erfüllen. (Dörner/Vogt, 84)

14. Eines der grundlegenden Probleme der F’schen Diskursanalyse ist die Frage, wie sich die einzelnen Diskurse zu der allgemeinen Ordnung des Diskurses verhalten. Es stellt sich die Frage, ob an der Theorie eines allgemeinen Diskursbegriffes überhaupt noch zwingend

festgehalten werden muss oder ob nicht vielmehr das Zusammenspiel der einzelnen Diskurse in den Mittelpunkt der Analyse rücken sollte.

Jürgen Link und Ursula Link-Heer haben den Diskursbegriff zu dem des Interdiskurses erweitert. Der Begriff des Interdiskurses meint Link/Link-Heer zufolge die Reintegration der in den einzelnen Spezialdiskursen der Wissenschaft gebildeten Wissensformen in andere Diskurse. Literarische Texte erweisen sich als ein ausgezeichnetes Beispiel für Interdiskursivität, da sie in besonderem Maße diskursübergreifend arbeiten. (Geisenhanslücke, 129)

15. Der Interdiskurs nennt zunächst die Schnittmenge zwischen den einzelnen Spezialdiskursen.

Die Funktion der Literatur besteht nicht allein in der Verknüpfung historischer Spezialdiskurse, sondern darüber hinaus in der Verknüpfung von diskursivem Wissen und individueller Subjektivität.

Literatur ist nicht einfach Ausdruck und Vermittlung von freier Individualität, sie vollzieht zugleich die Umwandlung diskursiv vorgegebenen Wissens in subjektive Erfahrung. Eine besondere Rolle spielen dabei die Kollektivsymbole als Summe der bildlichen Redeelemente eines Diskurses. Sind die Kollektivsymbole einerseits außerhalb der Literatur in wissenschaftlichen Diskursen entstanden, so werden sie andererseits von literarischen Texten weiterverarbeitet und verändert. Die Begriffe des Interdiskurses und der Kollektivsymbolik tragen damit gegen die Autonomisierung des Diskurses ein politisch-soziales Moment in die literarische Diskursanalyse ein, das auch bei F. von Anfang an eine Rolle gespielt hat. (Geisenhanslücke, 130)

16. *Bogdal*. B. geht es um die Frage nach der Vermittlung zwischen der Diskursanalyse und traditionellen Verfahren der Literaturwissenschaft. Der Ertrag der Diskursanalyse liege nicht in der Begründung einer autonomen Theorie des Diskurses, sondern der Möglichkeit, der Literaturwissenschaft im Rahmen einer historisch ausgerichteten Analyse neue Kontexte zu erschließen.

Bogdal teilt Foucaults kritische Prämisse, die Hermeneutik eine dem Diskurs vorhängige Kategorie der Bedeutung konstruiere, um damit eine bestimmte Form der Subjektivität zu etablieren. Im Unterschied zu F. geht es ihm jedoch nicht um das Verschwinden der Bedeutung hinter dem leeren Gesicht des Diskurses, sondern um die historischen und strukturellen Bedingungen, denen eine epistemologische Ordnung in ihrer Geschichte unterworfen ist. Damit wird der radikale Anspruch von F's Begründung einer allgemeinen Theorie des Diskurses ein Stück weit zurückgenommen. (Geisenhanslücke, 130f.)

## Verdienste

1. Diskursanalytische Konzepte sind in der Literaturwissenschaft seit ihrem Aufkommen umstritten gewesen: Sie wurden emphatisch begrüßt und heftig kritisiert. Eine der Standardfragen lautet, ob die Bezeichnung 'Diskurs' nicht nur ein modischer Name für Phänomene sei, die in anderer Terminologie schon lange erörtert worden seien. Diese Frage ist zu verneinen. Zwar weisen diskursanalytische Arbeiten Berührungspunkte mit sozialgeschichtlichen, ideen- und begriffsgeschichtlichen Untersuchungen auf, wenn es ihnen um historisch fixierbare Denk- und Sprechzusammenhänge und die Bedingungen geht, unter denen sie entstehen und erhalten werden. Diskursanalytiker haben jedoch das Spektrum derjenigen Kontexte und Fragestellungen erheblich erweitert, die als literaturwissenschaftlich relevant gelten. Zum einen haben sie die Medialität von Literatur stärker in den Blick gerückt: Sie fassen Texte nicht mehr als 'Transportmittel' für Wissen und Bedeutung auf, sondern berücksichtigen ihre Beschaffenheit, ihre Materialität, indem sie beispielsweise fragen, wie geschrieben wird oder wie Texte präsentiert werden. In diesen Zusammenhang

gehört auch die zunehmende Aufmerksamkeit auf die Beziehung zwischen literarischen Texten und neuen Wahrnehmungs- und Darstellungstechniken einer Zeit, zum Beispiel Fotografie und Film. Ferner: Wurde Literatur in 'traditionellen' geistesgeschichtlichen Interpretationen überwiegend auf philosophische Kontexte oder institutionalisierte Wissensbestände wie naturwissenschaftliche Erkenntnisse hin untersucht, so kommen jetzt auch Alltagswissen, kulturelle Wahrnehmungsmuster und Kulturbereiche wie Mode, Essgewohnheiten und dergleichen in den Blick; die Wahrnehmung der literarischen Texte wird dadurch um einiges komplexer und differenzierter. (Winko, 476f.)

2. Texte sind heute unabhängig von einer absoluten Schöpferinstanz und im Konfliktraum gesellschaftlicher Prozesse wahrnehmbar. (Bossinade, 142)

## Kritik

1. Die Diskursanalyse hat tradierte und konventionelle theoretische Voraussetzungen explizit gemacht und in Frage gestellt, etwa die Kriterien, nach denen Texte als 'literarisch' eingestuft werden, die Implikationen der Behauptung, der Autor sei authentischer Urheber eines Textes, oder die Annahme, Texte ließen sich säuberlich von Kontexten unterscheiden. Strittig sind aber gleichwohl die Alternativen, die die Diskursanalyse vorschlägt.

(1) Probleme mit dem Status der Textanalyse: Wenn der literarische Text nicht mehr als intersubjektiver Zielpunkt literaturwissenschaftlicher Forschung angenommen wird, verliert auch die Einzelinterpretation ihren Erkenntnisanspruch. Bedeutungszuordnungen werden beliebig, wenn es keinen Näherungswert gibt, auf den sich Interpretationen zubewegen, oder wenn es kein Kriterium mehr gibt, das ihre Intersubjektivität zumindest hypothetisch garantiert. Wenn in diskursanalytischen Arbeiten Beziehungen zwischen literarischen Texten und Diskursen der Entstehungszeit nachgewiesen werden, so kann ein solches Vorgehen aus der Sicht hermeneutischer Literaturwissenschaft zwar interessant sein, aber keine 'erheblichen' Einsichten in den Text als ein Ganzes eröffnen.

(2) Probleme mit den Präsentationsformen: Diskursanalytiker haben einen neuen Stil des Sprechens über Literatur etabliert, der besondere Rezeptionshaltungen fordert (und fördert). Auffällig sind zunächst die deutliche Vorliebe für wohlgelungene (und wohlklingende) Formulierungen, nicht selten auf Kosten der argumentativen Prägnanz und Klarheit, sowie eine Tendenz zum emphatischen Sprechen. Das Verständnis wird auch dadurch erschwert, dass die theoretischen Prämissen und Begriffe meist nicht expliziert werden. Eine dritte Schwierigkeit liegt darin, dass in vielen diskursanalytischen Arbeiten eine erhebliche Menge an Informationen präsentiert wird, ohne dass der Bezug zum behandelten literarischen Text immer ganz klar wäre. Wenn keine Auswahlkriterien genannt werden (was in diskursanalytischen Arbeiten 'per definitionem' ein Problem ist), wirkt die Bezugnahme beliebig. Dem entspricht auf der Mikroebene der Argumentation eine eher assoziative Verbindung von Argument und Konklusion, die nur nachvollziehbar ist, wenn Leser 'gleichdenken'. Gründe hierfür liegen auch hier unter anderem im Verzicht auf die kategoriale Unterscheidung zwischen Objekt- und Metasprache, zwischen literarischer Rede und Rede über Literatur, der Folgen für den Sprachgestus und die Maßstäbe der Argumentation hat. (Winko, 477f.)

2. Die relative Unbestimmtheit des Begriffs 'Diskurs' erleichtert seine Applikation; zum Diskurs kann dieses und jenes erklärt werden, ohne dass daraus gleich eine Bindung an feste methodische Vorgaben entstünde. Wenn die Merkmale des verwendeten Diskursbegriffs nicht offen liegen, entsteht dem Namen und dem Anspruch nach zwar eine Diskursforschung, die jedoch nicht notwendig eine theoretische Kontinuität aufweist. (Baasner, 129)

So anregend Foucaults Diskursbegriff gewirkt hat, so schwankend ist er seiner theoretischen Grundlegung nach. Mit anderen Definitionen von 'Diskurs' hat sich Foucault nicht zwingend auseinandergesetzt. Unklar ist in seinem Entwurf, welche Vermittlung es zwischen dem geben soll, was einen Diskurs konstituiert, und dem, was ihn mit anderen Diskursen zu größeren Bedeutungseinheiten zusammenzufügen erlaubt. (Bossinade, 36)

Das Foucaultsche Denken stellt auch für die Literaturwissenschaftler eher einen „Markt der Möglichkeiten“ als ein konsistentes Theoriegebäude dar. (Kammler, 51)

3. Ordnung bleibt in diesem Konzept etwas Geheimnisvolles, das sich der wissenschaftlichen Erkenntnis entzieht. (Baasner, 131)

4. Die Herleitung der Dreiteilung der episteme aus der französischen Kulturgeschichte eignet sich nicht ohne weiteres für eine Übertragung auf die anders gelagerten deutschen Zustände. Als Differenzierungsinstrument sind diese Riesenepochen im übrigen wenig trennscharf, wie der historische Wandel von der einen zur darauffolgenden vor sich geht oder gar motiviert wäre, bleibt im Dunkeln. (Baasner, 132)

5. Ist Diskurs im Zeichensystem verankert oder in einem System historischer Institutionen/Handlungen, oder in beiden? Die Widersprüche, welche die unsystematische Ausarbeitung von Foucault selbst zeitigt, zwingen seine Exegeten zu verschiedenen Klärungsansätzen. (Baasner, 135)

6. Es stellt sich die Frage, warum literaturwissenschaftliche Analyse sich auf ein Diskursmodell einlassen muss, das im Grunde Literatur ausgrenzt, um sie am Ende als etwas zu beschreiben, was eigentlich kein richtiger Diskurs ist. Sollte die Annahme gelten, dass Literatur nur eine Wissensmenge ist, die aus Bruchstücken anderer Wissensmengen besteht (wie zum Beispiel auch die Alltagsrede), dann scheint die Literaturwissenschaft hier ihren Gegenstand Literatur nicht so wichtig zu nehmen, dass sie ihm spezifische Literarizität zubilligt. Unter dieser Perspektive führt Diskursanalyse nicht zu einer stringenten Literaturwissenschaft, sondern lenkt von deren Perspektive ab. (Baasner, 138)

7. Die Grenzen von Foucaults Machtbegriff sind nicht zu verkennen. Foucault klammere, so Fink-Eitel, das Subjekt so weit aus, es schwierig werde, eine Position des Widerstands zu finden und die Zerstörung oder Selbstzerstörung der quasi omnipotenten Macht zu denken. (Bossinade, 166)

8. Literatur als „*Gegendiskurs*“ zum Wissen der Moderne ist bei Foucault Gegenstand einer Mystifikation. Als Ausdruck des Regellosen schlechthin bildet sie den (im Sinne der ursprünglichen Wortbedeutung) anarchistischen Fluchtpunkt eines von seinem Selbstverständnis her streng analytischen, ja „positivistischen“ Theorieansatzes, der nichts als die Realitätsbedingungen der wirklich gesagten Dinge untersuchen will, dabei jeden transzendentalen Erklärungsansatz verwirft und dessen politisches Erkenntnisinteresse weitgehend unklar bleibt. (Kammler, 42)

9. Scharf kritisiert worden ist das *szientistische* Selbstverständnis des Linkischen Ansatzes, das in der These von der restlosen Beschreibung diskursiver Sinngehalte seinen Ausdruck findet. (Kammler, 50)

### Wichtige Vertreter und Werke (Auswahl)

M. Foucault: *Die Geburt der Klinik*. München 1973 (frz. 1964) (= 1973a).

- M. Foucault: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humannwissenschaften*. Frankfurt/Main 1971 (frz. 1966).
- M. Foucault: *Archäologie des Wissens*. Frankfurt/Main 1973 (frz. 1969) (= 1973b).
- M. Foucault: *Die Ordnung des Diskurses. Inauguralvorlesung am Collège de France*. München 1974 (frz. 1970) (= 1974a).
- M. Foucault: *Was ist ein Autor?* In: ders.: *Schriften zur Literatur*. Frankfurt/Main 1974 (frz. 1969), S. 7-31 (= 1974b).
- M. Foucault: *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt/Main 1976 (frz. 1975) (Literaturhinweise zu Foucault und zur Foucault-Forschung sind zu finden in: Bossinade, S. 193f., Kammler, S. 53ff., Rieger, S. 168f.)
- K.-M. Bogdal: *Zwischen Alltag und Utopie. Arbeiterliteratur als Diskurs des 19. Jahrhunderts*. Opladen 1991.
- U. Japp: *Der Ort des Autors in der Ordnung des Diskurses*. In: J. Fohrmann/H. Müller (Hg.): *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*. Frankfurt/Main 1988, S. 223-234.
- C. Karpenstein-Eßbach: *Medien, Wörterwelten, Lebenszusammenhänge. Prosa der Bundesrepublik Deutschland 1975-1990 in literatursoziologischer, diskursanalytischer und hermeneutischer Sicht*. München 1995.
- F.A. Kittler/H. Turk: *Einleitung*. In: dies. (Hg.): *Urszenen. Literaturwissenschaft als Diskursanalyse und Diskurskritik*. Frankfurt/Main 1977, S. 9-43.
- F.A. Kittler: *Ein Erdbeben in Chili und Preußen*. In: D.E. Wellbery (Hg.): *Positionen der Literaturwissenschaft. Acht Modellanalysen am Beispiel von Kleists 'Das Erdbeben in Chili'*. München 1985, S. 24-38.
- F.A. Kittler: *Aufschreibesysteme 1800/1900*. München 1985 (³1995).
- J. Link: *Literaturanalyse als Interdiskursanalyse. Am Beispiel des Ursprungs literarischer Symbolik in der Kollektivsymbolik*. In: Fohrmann/Müller (Hg.): *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*. A.a.O., S. 284-307.
- J. Link: *Elementare Literatur und generative Diskursanalyse*. München 1983.
- H. Müller: *Einige Notizen zu Diskurstheorie und Werkbegriff*. In: Fohrmann/Müller (Hg.): *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*. A.a.O., S. 235-243.
- H. Turk: *Die Schrift als Ordnungsform des Erlebens. Diskursanalytische Überlegungen zu Adalbert Stifter*. In: Fohrmann/Müller (Hg.): *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*. A.a.O., S. 400-417.
- N. Wegmann: *Zurück zur Philologie? Diskurstheorie am Beispiel einer Geschichte der Empfindsamkeit*. In: Fohrmann/Müller (Hg.): *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*. A.a.O., S. 349-364.
- N. Wegmann: *Diskurse der Empfindsamkeit. Zur Geschichte eines Gefühls in der Literatur des 18. Jahrhunderts*. Stuttgart 1988.

#### 4 Literatursoziologie und Sozialgeschichte: Neuere und neueste Ansätze

[Ungeordnete Sammlung von Informationen aus einführenden Fachtexten]

##### Ausgewertete Texte

Baasner, Rainer (2001): *New Historicism*. In: Baasner, Rainer/Zens, Maria: *Methoden und Modelle der Literaturwissenschaft. Eine Einführung*. Berlin, S. 239-242.

Baasner, Rainer (2001): *Literatursoziologie*. In: Baasner, Rainer/Zens, Maria: *Methoden und Modelle der Literaturwissenschaft. Eine Einführung*. Berlin, S. 225-238.

Dörner, Andreas/Vogt, Ludgera (1997): *Literatur – Literaturbetrieb – Literatur als ‘System’*. In: Arnold/Detering (Hg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München, S. 79-99.

Geisenhanslüke, Achim: *Einführung in die Literaturtheorie. Von der Hermeneutik zur Medienwissenschaft*. Darmstadt 2003, S. 131-134.

Wechsel, Kirsten (1997): *Sozialgeschichtliche Zugänge*. In: Arnold, H.L./Detering, H. (Hg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München, S. 446-462.

## Literaturtheoretische und ‘übergreifende’ Voraussetzungen. Die wichtigsten Ansätze

### 1. Diskurstheoretische Ansätze.

Den Vermittlungsmodellen ist ein Geschichtsverständnis gemeinsam, demzufolge Geschichte eine von den historischen Texten unabhängige, kohärente Wirklichkeit darstelle, die es auf dem Umweg über die Texte zu rekonstruieren gelte. Wirklichkeit wird verstanden als einheitliches Sinngefüge, als durch die erkennenden Leistungen des Subjekts zu erschließende Totalität.

Dieser Auffassung lässt sich entgegen, dass Wirklichkeit und damit auch Geschichte immer nur über kulturelle Äußerungen, über literarische und nicht-literarische Texte, über Artefakte und andere Dokumente zugänglich ist. Solche kulturellen Äußerungen transportieren und formen die Diskurse, über die sich eine Gesellschaft erst formiert. Das Selbstverständnis einer Gesellschaft existiert folglich nicht außerhalb der Texte, es bildet keine Folie, vor deren Hintergrund sie interpretiert werden könnten, sondern wird vielmehr erst durch die Texte selbst hervorgebracht. (Wechsel, 453)

2. Hinter einer derartigen Textualisierung des Wirklichkeitsbegriffs steht die Abkehr des Poststrukturalismus von den „großen Schlüsselerzählungen“, den letztlich metaphysischen Sinnkonzepten der abendländischen Philosophie. Für eine Literaturkritik auf der Grundlage poststrukturalistischer Annahmen hat das zur Folge, dass die Frage nach dem Verhältnis von Literatur und Geschichte nicht mehr über den Begriff der „Vermittlung“ bestimmt werden kann, dem die Vorstellung einer unabhängig existierenden (und erkennbaren) Wirklichkeit zugrunde liegt. (Wechsel, 453f.)

3. Einige neuere Ansätze knüpfen methodisch an die historische Diskursanalyse Foucaults an. Foucault verwendet den Diskursbegriff zunächst für das Gesamtfeld kulturellen Wissens als einer unüberschaubaren Ansammlung von Aussagen und Ereignissen. Weil Kontroll- und Regulierungsmechanismen diesen Diskurs strukturieren und die diskursive Praxis einer Gesellschaft bestimmen, ist das, was wir über die Wirklichkeit wissen und was wir über sie sagen, der Ordnung des Diskurses unterworfen. Gegenstand der Diskursanalysen Foucaults sind die Machtverhältnisse und Machtmechanismen, die die Wissensdiskurse einer Gesellschaft, das medizinische, naturwissenschaftliche und philosophische Spezialwissen, kontrollieren.

Da Literatur kein Wissensdiskurs ist, muss eine diskursanalytisch ausgerichtete Literaturwissenschaft nach dem Verhältnis von Literatur zu den herrschenden Diskursformationen einer Gesellschaft fragen. (Wechsel, 454)

4. *New Historicism*. Der amerikanische Literaturwissenschaftler Stephen Greenblatt widerspricht dem Anspruch auf Objektivität, mit dem der „New Criticism“ die Literaturkritik als ernstzunehmende wissenschaftliche Disziplin an britischen und amerikanischen Universitäten einst etabliert hatte.

In den Arbeiten zum „New Historicism“ – inzwischen bevorzugt Greenblatt die Bezeichnung „Cultural Poetics“ – geht es weniger um ein theoretisches Konzept als vielmehr um konkrete Beispiele für eine neue Methode der Textanalyse. Sie wendet sich gegen die an amerikanischen Universitäten herrschende Praxis der textimmanenten Interpretation in der Tradition des „New Criticism“, der den literarischen Text als geschlossenes und in sich schlüssiges Kunstwerk betrachtet, losgelöst vom sozialen Umfeld seiner Entstehung. Auch die in den siebziger Jahren an den Universitäten etablierte Dekonstruktion hatte in der spezifisch amerikanischen Ausprägung der „Yale Critics“ nicht mit dieser textzentrierten Leseweise brechen können.

Gegen ein solch ahistorisches Textverständnis richtet sich die Forderung des „New Historicism“, literarische Werke wieder zu den historischen sozialen Bedingungen ihrer Entstehungszeit in Beziehung zu setzen. Aber im Unterschied zu früheren ideologiekritischen und sozialgeschichtlichen Ansätzen verabschiedet sich der „New Historicism“ von einem ontologischen Geschichtsverständnis zugunsten der Kontingenz von Geschichte. Damit sind auch Texte kontingent, Teil der sozialen Praxis, durch die sich eine Gesellschaft selbst auslegt und damit zugleich immer wieder neu konstituiert. (Wechsel, 454f.)

5. Betrachtet man die historische Situation als ein Kräftefeld, in dem literarische Texte mit anderen kulturellen Äußerungen und Ereignissen nebeneinander wirken und miteinander verwoben sind, hat das zur Konsequenz, dass die Funktion der Interpretation nicht mehr darin liegt, die einzelnen Elemente eines Textes in einen kausalen oder funktionalen Gesamtzusammenhang zu bringen. Die Analysepraxis des „New Historicism“ konzentriert sich vielmehr auf das Verhältnis von Literatur zu anderen Texten. Gefragt wird nach den Austauschbeziehungen, den „Transaktionen“ zwischen kulturellen Äußerungen; Verhaltens- und Sprachformen, Gesten und Rituale, kollektive Anschauungen und Erfahrungen werden vom literarischen Text nicht einfach übernommen, sie fließen vielmehr als soziale Energie ein und werden unter bestimmten Bedingungen angeeignet und modifiziert. (Wechsel, 455f.)

6. Bei der Suche nach Spuren solcher Transaktionen werden elisabethanische Dramen, politische Traktate, Anekdoten, religiöse und ethnographische Schriften, die zunächst keinerlei Zusammenhang vermuten lassen, miteinander verknüpft. Erst durch das Nebeneinander unterschiedlicher Textsorten können Stück für Stück soziale Praktiken und Machtstrukturen der englischen Renaissance aufgedeckt werden. Das elisabethanische Zeitalter steht dabei paradigmatisch für die Entstehung der modernen westlichen Kultur, so dass die Untersuchungen der Machtstrukturen letztlich die kulturkritische Haltung des „New Historicism“ zu erkennen geben.

Literatur verweist nicht nur als Zeichen auf die gesellschaftliche Realität, sondern ist selbst an der diskursiven Konstituierung von Machtstrukturen beteiligt. (Wechsel, 456)

7. Die Auffassung vom literarischen Text als Stimmenvielfalt oder Polyphonie im Sinne Bachtins bestimmt auch Greenblatts kulturelle Sichtweise. Das Ziel der „Cultural Poetics“ ist die Aufhebung von Grenzen, Hierarchien und der Polarisierung von Eigenem und Fremden.

Als problematisch erweist sich in Greenblatts Ansatz die Betonung der allumfassenden Machtstrukturen, die ein Durchbrechen des herrschenden Diskurses und damit die Möglichkeit des Engagements letztlich auszuschließen scheinen. (Wechsel, 456f.)

8. Als New Historicism wird ein Ansatz der Literaturwissenschaft bezeichnet, der in den späten 1970er-Jahren in der US-amerikanischen Anglistik entstanden ist. Im Laufe der Zeit wurde er auf andere Philologien übertragen und ist international auf breites Interesse gestoßen.

Den Status einer geschlossenen Theorie beansprucht der New Historicism nicht, statt dessen handelt es sich – erklärtermaßen – um eine integrative Mischung, deren Elemente unterschiedlichen Theoriefeldern entstammen. Entsprechend divergieren die Schwerpunkte in der Rezeption. Ob generell eine postmoderne Orientierung, eine Verarbeitung der Foucaultschen Diskurstheorie oder aber der Anschluss an Clifford Geertz' Kulturhermeneutik vorliegt, bleibt vorerst Gegenstand der Kontroverse. (Baasner, 239)

9. Die Begründer des New Historicism, Stephen Greenblatt und Louis Montrose, griffen alle drei genannten Einflüsse auf. Der Ansatz konturiert sich durch Abgrenzungen, zunächst gegen einen 'Old Historicism' anglo-amerikanischer Prägung, dem vorgeworfen wird, Urteile und Meinungen zu kulturellen Epochen dogmatisch, generalisierend und ohne jede Differenzierungsperspektive festzuschreiben. Weiterhin opponiert der New Historicism gegen das literaturwissenschaftliche Programm des New Criticism, dem seine ahistorische Konzentration auf formalistische Aspekte der Literatur zur Last gelegt wird.

Da diese Abgrenzungen für die europäische Situation der 1990er Jahre keine Relevanz mehr haben, laufen viele der ursprünglichen Argumente in der europäischen Diskussion ins Leere. (Baasner, 239)

10. *Poetik der Kultur*. Im New Historicism soll eine *Poetik der Kultur* entwickelt werden, eine Anleitung zur Decodierung kultureller Phänomene. Dabei wird nicht eine normierende Betrachtungsweise angestrebt, sondern eine offene Wahrnehmung vielseitiger und facettenreicher Ausprägungen von Kultur. Ziel der leitenden Fragestellungen ist es, *Abweichungen* kultureller Phänomene von festgefühten Epochenstrukturen und Gattungshierarchien zu rekonstruieren.

Eine Anarchie willkürlich gesetzter kulturhistorischer Entwürfe – wie sie von Kritikern befürchtet wurde – tritt deshalb nicht ein, weil dem Konzept trotz aller gegenteiligen Bezeugung ein sehr starker Kanon, ein Gattungs- sowie ein unumstößlicher Epochenbegriff zugrunde liegen. New Historicism bietet also eine kritische Rekonstruktion auf der Basis eines überkommenen Geschichtsbildes. (Baasner, 240)

11. Die *Gegenstandserschließung* beschränkt sich nicht auf sprachliche Zeugnisse, sie inkorporiert Formate der Präsentation, wie Bilder, Denkmale u.a., die ebenfalls als 'Texte' aufgefasst werden. Die Verbindung zu sprachlichen Texten wird hergestellt, indem die Deutbarkeit dieser Artefakte, ihr Eingewobensein in sinnstiftende Umgangsweisen, als Analogon zur Textur angesehen wird. Historische Zeugnisse erscheinen, unabhängig von ihren medialen Formen, als *Material*. (Baasner, 240)

12. Zwischen den Dokumenten des Materials werden Beziehungen angenommen, die auf soziale Interaktion zurückführbar sind. Als *Verhandlungen* wird ein allseitiges 'Geben und Nehmen' zwischen den Positionen der Texte beschrieben, in dessen Verlauf *soziale Energie* kursiert. Dies bleibt ein unspezifischer Terminus, der den Prozess des Austauschs nicht näher bestimmt, zugleich aber auf die soziale Eingebundenheit jeden Transfers hinweist. So werden durch die Texte hindurch soziale Größen sichtbar, die Subjekte, Gruppen, Institutionen u.a. umfassen. An Foucault geschult werden Macht oder Machtanspruch thematisiert, das Ensemble der Kultur wird als machtdurchwaltete Entität beschrieben, in der epochenspezifische Ideologien herrschen. (Baasner, 241)

13. Als positive Forderung lässt sich die nach einem Modell von Kulturgeschichte ausmachen, das einer Alltagsgeschichte Platz gibt und sich keiner Geschichtsphilosophie verpflichten will.



Unausgelotet bleibt dabei das Verhältnis zwischen Gegenwart und Vergangenheit. Die Stellung zur Vergangenheit wird bestimmt vom Wunsch, in die alten Zeiten wieder einzutreten (re-entering).

Theoretisch besonders problematisch ist die Vorstellung vom kulturellen Wandel. So kann sich in Greenblatts ideologisch verfestigten Epochen nichts bewegen, dabei wäre gerade für eine Kulturgeschichte, die kein Telos kennt und doch im Fluss sein soll, ein Modell kontinuierlichen Wandels erforderlich. (Baasner, 241)

a) F. versuchte, in der Ausarbeitung einer allgemeinen Theorie des Diskurses ein theoretisches Interesse mit einem geschichtlichen Gegenstand, z.B. der Untersuchung der Geschichte des Wahnsinns oder der Sexualität, zu verbinden. Die Schwierigkeiten der Begründung eines allgemeinen Diskursbegriffes haben dazu geführt, die historische Dimension von F's Denken von der Forschung stärker berücksichtigt wurde, ohne F. selbst schon als Vertreter einer Kulturwissenschaft verstanden wurde. Den Schritt von der Diskursanalyse zur Kulturwissenschaft vollzieht Stephen Greenblatt. Die Gemeinsamkeit mit F. liegt in der Leugnung einer teleologischen Geschichtsausrichtung und der Kritik des hermeneutisch-textimmanenten Verfahrens des *New Criticism*. Greenblatt geht jedoch im Rahmen einer allgemeinen Kulturanthropologie auf ein dynamisches Bild der Geschichte als Zirkulation sozialer Energien zurück.

(Geisenhanslücke, 131f.)

b) Leitfaden seiner Untersuchung ist die Intensität von Shakespeares Stimme in der Geschichte der Kultur.

Soziale Energie manifestiert sich als eine Ordnung von sprachlichen, auditiven und visuellen Spuren in einem sozialen Kontext, der über ein System von Tauschprozessen gesteuert werde.

G. versteht die Literatur daher wesentlich als eine soziale und kulturelle Praxis. Damit leistet der *New Historicism* einen Beitrag zu einer Historisierung der Diskurstheorie.

(> *Kritik*) Kann eine vollständige Überführung der Literaturwissenschaft in die Kulturwissenschaft überhaupt sinnvoll sein? Die Hinwendung zur Geschichtlichkeit der Texte birgt eine doppelte Gefahr in sich, die zum einen in der Auflösung der Spezifität der Literatur im vagen Begriff der Kultur und zum anderen in der Wiedereinführung der traditionellen hermeneutischen Begriffe von Geschichte und Subjekt besteht. (Geisenhanslücke, 132f.)

14. *Die Kulturanthropologie von Clifford Geertz*. Nach Geertz sind auch kulturelle Handlungen wie Texte zu deuten. Er konstruiert einen semiotischen Kulturbegriff, der sich an den Gegenstandsbereich der Literatur anlehnt. Vorausgesetzt wird Max Webers Diktum vom „selbstgesponnenen Bedeutungsgewebe“, in dem Menschen als Subjekte und Kollektive handeln. Die angestrebte Erkenntnis zielt auf Verstehen; diese hermeneutische Zugriffsweise soll einem klaren Konzept von Hypothesenbildung, Begründung und Plausibilisierung unterworfen sein.

Es geht nicht allein um den kulturellen „Code“, sondern darum, wie Akteure ihn tatsächlich nutzen. Nichts muss in einer bestimmten Weise ablaufen, bloß weil etwa der Code gegeben ist, es sind vielmehr konkrete Entscheidungen von Akteuren, die einen rekonstruierbaren Sinn erzeugen. (Baasner, 241f.)

15. Als Verfahren der Erkenntnisgewinnung wie auch zugleich der Darstellung dient eine „dichte Beschreibung“ des Beobachtbaren und möglichst auch wirklich Beobachteten liefert, aus der die Rekonstruktion erfolgen kann. Damit wird eine 'weiche' Erklärung als Schlusspunkt der kulturanthropologischen Arbeit postuliert. (Baasner, 242)

16. *Mentalitätsgeschichte und Habitusstheorie*. Eine Möglichkeit, den Zusammenhang zwischen unterschiedlichen Bereichen menschlichen Denkens und Handelns in einer Epoche genauer

zu erfassen, bietet die Habitus­theorie Pierre Bourdieus, die gemeinsame Strukturen des Denkens und Handelns und damit Vermittlungsinstanzen zwischen Kollektivem und Individuellem sowie zwischen sozialen, ökonomischen und künstlerischen Gegebenheiten erarbeitet.

Ebenso wie die Sprache als System von Regeln gelernt und beherrscht wird, die den Sprecher dazu instand setzt, immer neue und kompliziertere Zusammenhänge sprachlich auszudrücken, werden auch die verschiedenen kulturellen Praktiken aus einem Ensemble von Grundmustern generiert und weiterentwickelt. Bourdieu nennt dieses System von Grundmustern „Habitus“. (Röcke, 646f.)

17. Für die Konzeption einer Sozialgeschichte der Literatur ist dieser theoretische Ansatz nützlich, weil er es erlaubt, den wechselseitigen Bezug der unterschiedlichen Kunstformen, Deutungsmuster und Wertungssysteme in einer Epoche genauer zu fassen, als dies früher möglich war. (Röcke, 647)

18. *Soziologie der symbolischen Formen: Pierre Bourdieu*. Bourdieus erste Studien, die sich mit der traditionellen kabyli­schen Gesellschaft im nordafrikanischen Algerien beschäftigen, sind vom ethnographischen Strukturalismus Claude Lévi-Strauss' geprägt. Das strukturalistische Moment in Bourdieus Arbeiten nimmt im Laufe der Zeit jedoch immer mehr ab und sein Augenmerk richtet sich zunehmend auf eine Ethnographie der (französi­schen) Gegenwartsgesellschaft, die wissens- und bildungssoziologische Studien und eine Theorie der sozialen Ungleichheit umfaßt. (Baasner, 230)

19. Mit der Kategorie des *sozialen Sinns* (eigentlich: *sens pratique*) rückt die Kultursoziologie ins Zentrum seiner Gesellschaftstheorie, die die Konstitution und Reproduktion sozialer Ordnungsstrukturen und Hierarchien in den Blick nimmt. Besonderes Interesse gilt dabei den Praxen der *Distinktion*, der Gruppenabgrenzung durch 'die feinen Unterschiede' kultureller und ästhetischer Wertzuweisung. Die Bourdieusche Kunst- und Kulturbegriff bezieht sich dabei immer auf die sozialstrukturelle Wirksamkeit ästhetischer Produktion, Konsumtion und Beurteilung. In seiner Theorie wird Kultur bedeutsam als Gegenstand und Medium von Auseinandersetzungen in der 'Sozialwelt', der Sphäre gesellschaftlicher Positionierungskämpfe. (Baasner, 230)

20. *Die Logik der Felder und Kapitalien*. In Auseinandersetzung mit Karl Marx formuliert Bourdieu eine allgemeine 'Ökonomie der Praxis', in der gesellschaftliches Handeln nach dem Vorbild wirtschaftlicher Prozesse beschrieben werden kann. Sie besteht aus verschiedenen *sozialen Feldern*, 'Wertsphären' – von denen die 'eigentliche' Ökonomie, der Bereich des wirtschaftlichen Handelns, nur eine darstellt –, in denen mit je eigenen Mitteln um soziale Macht gerungen wird. Der Machtkampf ist immer – auch in 'nicht-ökonomischen' Bereichen wie der Kunst – auf Profitmaximierung und Kapitalakkumulation gerichtet, wobei der Gewinn eben nicht nur ein materieller, sondern auch ein symbolischer sein kann. Das Feld ist ein sowohl in der sozialen Praxis als auch in der Vorstellung der Handelnden abgegrenzter relativ autonomer Raum. Innerhalb eines solchen Feldes entstehen Beziehungsmuster, vermittelt über die spezifische Verteilung der Kapitalsorten. Das Feld ist aber nicht so starr, wie der Begriff der Feldstruktur vermuten ließe: mitgedacht sind neben der objektivierten Struktur auch immer die individuelle und kollektiv Handelnden und ihre Strategien, mitgedacht sind auch die spezifischen Konflikte des jeweiligen sozialen Teilraums. Die relativ autonomen Felder sind zwar durch die Gültigkeit spezifischer Regeln abgegrenzt, trotzdem gegeneinander durchlässig.

Die Raummetapher des Feldes wird ergänzt mit den Begriffen der *Position* und der *Positionsnahme* (*prise de position*), ersterer beschreibt den durch Klassenstellung, Habitus, Dispositi-

onen bestimmten Ort innerhalb der institutionalisierten Strukturen des Feldes, zweiter das Element der strukturierenden Struktur, der *Sinn-generation* und -reproduktion in der Praxis. (Baasner, 231)

21. Neben dem *ökonomischen* (materiellen) Kapital nimmt Bourdieu zwei weitere Kapitalsorten an: *soziales* und *kulturelles Kapital*. Den Terminus des *symbolischen Kapitals* verwendet Bourdieu uneinheitlich: einmal als Oberbegriff zur Bezeichnung für die Wertigkeit aller Kapitalsorten im Positionskampf, zum anderen als vierte Kategorie neben den drei genannten. Bei allen Kapitalien fragt Bourdieu nach deren Substrat, d.h. nach dem empirisch einigermaßen Fassbaren, wie Geld (ökonomisches Kapital), Einfluss (soziales Kapital), Bildungstitel oder Wissen (kulturelles Kapital), und nach der Konvertierbarkeit, d.h. dem Tauschwert und der Tauschfähigkeit. (Baasner, 231f.)

22. *Klasse und soziale Positionierung*. Die soziale Auseinandersetzung sieht Bourdieu als Klassenauseinandersetzung, als Klassenkampf. Die marxistische Terminologie erfährt dabei allerdings wichtige Veränderungen. So wird die Klassenzugehörigkeit zwar u.a. durch den Besitz von Kapitalien bestimmt, aber nicht durch die dichotomische Verteilung von (i.e.S. ökonomischen) Produktionsmitteln. Die Teilhabe an den verschiedenen Kapitalformen entspricht sozialen Positionsmarkierungen, die in habituellen Lebensstilausprägungen ihren Ausdruck finden.

Diese *soziokulturelle Klassentheorie* geht davon aus, dass eine soziale, ökonomische und kulturelle Verteilungsungleichheit in sozialer Beziehungsungleichheit mündet. Das Haben bestimmt das soziale Sein und dieses wiederum das Bewusstsein, insofern jeder Klassenzugehörigkeit spezifische Formen der *Klassifikation* – der Wirklichkeitswahrnehmung und -orientierung – korrespondieren.

Der Klassenkampf manifestiert sich so als Auseinandersetzung von *Klassifikationssystemen*. (Baasner, 232)

23. Wie bestimmt sich nun die Zugehörigkeit zu einer Klasse? Klassenmerkmale sind die dem Individuum oder der Gruppe typischerweise zur Verfügung stehende Quantität des Kapitals sowie dessen Zusammensetzung aus den verschiedenen Kapitalsorten. Diese veränderlichen, aber letztlich dem einzelnen äußerlich bleibenden Faktoren prägen – im Zusammenspiel mit anderen Merkmalen, die quer zum Klassenstatus liegen (Geschlecht, Alter, Nationalität etc.) – den *Klassenhabitus*. Neben diesen gruppentypischen Habitus tritt der individuelle Habitus, der das Individuum, das ‘emirische Ich’ mit seinem konkreten ‘sozialen Lebenslauf’ berücksichtigt. (Baasner, 233)

24. *Struktur, Habitus, Praxis*. Die segmentäre Einteilung der Gesellschaft in Felder wird ergänzt durch die allgemeine Begriffstrias Struktur – Habitus – Praxis, die von Bourdieu auf alle Gesellschaften und alle Gesellschaftsbereiche angewandt wird. Mit ihrer Hilfe werden die generativen und reproduktiven Prozesse der Gesellschaftsformation gefasst.

Mit den genannten Begriffen sind unterschiedliche Grade von Dynamik verbunden. Innerhalb der Grenzen setzenden Struktur sieht die Bourdieusche Theorie durchaus Spielraum vor, sowohl für kollektive wie für individuelle Akteure.

Sowohl Habitus als auch Praxis werden durch die gegenläufigen Kräfte von Beharrungsvermögen und Veränderungsdrang einer ständigen Verschiebung unterworfen.

Der Habitus selbst fungiert als in Dispositionen gegossenes kollektives Gedächtnis, das keinen expliziten Geschichtsbezug braucht und damit wirksamer ist als jede offizielle Verpflichtung auf Kontinuität. (Baasner, 233f.)

25. *Das literarische Feld.* Seit den 1970er-Jahren beschäftigt sich Bourdieu mit dem literarischen Feld und dessen gesamtgesellschaftlicher Funktion. Zwei Interessen sind dabei ausschlaggebend: die soziale Distinktion, die über literarische Produktion und Rezeption und über die Legitimationsstrategien der hegemonialen Kultur geleistet wird, und die Organisation und Struktur des literarischen Feldes selbst.

Wie andere soziologisch und sozialhistorisch vorgehende Autoren wendet Bourdieu sich gegen die traditionelle ideographische Literaturgeschichtsschreibung, in deren Mittelpunkt Werk und genialischer, sich selbst schaffender Künstler stehen. Der Literaturbegriff ist ein pragmatischer, das Werk wird zum Werk durch Wertzuschreibung, wobei diese auf die gesellschaftliche, klassifizierende Institutionalisierung ästhetischer Produkte verweist.

Darüber hinaus lehnt Bourdieu die traditionelle Literatursoziologie als reduktionistisch ab, da sie die Vermittlungsebenen zwischen Literatur und Gesellschaft ignoriert. Ihm ist der *soziale Sinn ästhetischer Positionen* wichtig, nicht der soziale Gehalt literarischer oder programmatischer Texte. (Baasner, 234f.)

26. Die Konzeption der *relativen Autonomie* des literarischen Feldes ist verknüpft mit der Analyse literarischer Autonomisierungsprozesse im 19. Jahrhundert. Das literarische Feld ist ein Kraftfeld, das seine spezifischen Handlungsregeln bereithält.

Das literarische Feld ist Teilsystem des kulturell-intellektuellen Felds. Dieses unterscheidet sich nicht prinzipiell, sondern in der Art der produzierten Güter und der funktionalen Gewichtung von anderen Teilen der Gesellschaft und ist mit diesen über Homologien verbunden. Exogene Einflüsse und Anforderungen werden nach der Logik des Feldes reinterpretiert. (Baasner, 235)

27. Bourdieu beschäftigt sich zwar in einer umfassenden Konzeption mit der Strukturierung des literarischen Feldes und den in einer Gesellschaft ablaufenden ästhetisch-kulturellen Positionskämpfen, seine eigene Forschungspraxis beschränkt sich zunächst jedoch auf Schriftsteller als individuelle oder Schriftstellergruppen als kollektive Akteure. (Baasner, 235)

28. Wie alle anderen gesellschaftlichen Bereiche ist das literarische Feld ein Raum des Kampfes mit spezifischen Mitteln. Die Anbindung der Literatur an die Sozialwelt ist sowohl ökonomisch als auch symbolisch vermittelt: kulturelle Güter sind gleichzeitig Ware und Bedeutung, sie haben einen symbolischen und einen ökonomischen Tauschwert. Literarisch-ästhetische Normen sind Akkumulationsort kulturellen und sozialen Kapitals, wobei die maximale Entfernung des Literaturprogramms von heteronomen ästhetischen Standards mit der maximalen symbolischen Wertschätzung einhergeht. Mit anderen Worten: je stärker und expliziter ein ästhetisches Programm um Vorstellungen von Autonomie zentriert ist, desto 'künstlerischer' erscheint es und wird auch so rezipiert. Autonomie ist dabei ein Postulat des Programms, Merkmal der Positionsnahme, keine tatsächliche Verweigerung der ökonomischen und symbolischen Verwertung. (Baasner, 236)

29. Als Kanonisierungsinstanzen rücken vor allem Akademie und Universität ins Blickfeld, die Autorität dieser Legitimationsinstanzen bestimmt Kräftestrukturen des Felds, die Beziehung der einzelnen Autoren oder Gruppen von Autoren zu diesen Instanzen deren Position. Der Kanon interessiert also vor allem als Deutungskanon. Die genannten Instanzen treten auf als Hüterinnen der orthodoxen Kultur, der hegemonialen Ästhetik, ihre Ausrichtung ist (auf-)bewahrend, konservativ.

In der Kunst der Moderne ist das Innovationspostulat selbst Element der orthodoxen Ästhetik: jeder Traditionsbruch bedient somit ebenfalls wieder die Tradition. (Baasner, 236)

30. Bourdieu unterscheidet zwischen einem stark marktorientierten Raum der Produktion kultureller Massenware und einem Sektor der 'begrenzten Produktion', der diesem eigene (ästhetische) Normen entgegensetzt. Dabei scheint eine Reziprozität zwischen symbolischer und ökonomischer Wertzuweisung zu bestehen; das ästhetisch hochgewertete Kunstprodukt ist elitär, mit seiner Verbreitung, mit seiner Akzeptanz schwindet der symbolische Wert. Als Distinktionskriterium wird eine bestimmte Literatur dann unbrauchbar, wenn alle an ihr partizipieren. (Baasner, 236f.)

31. *Ästhetische und soziale Distinktion.* Bourdieu formuliert mit seinem Konzept der Distinktion eine Gesellschaftstheorie des Ästhetischen und der Ästhetik. Er kennt vier grundsätzliche Positionen, die gegenüber der *kulturellen Doxa* bezogen werden können: Orthodoxie, Heterodoxie, Paradoxie, Allodoxie. Die erfolgreiche Akkumulation kulturellen Kapitals besteht nicht notwendig im Anschluss an Tradition, dem sozialen Status entsprechend kann die ostentative Verweigerung kultureller Anpassung ebenso gruppenbildend wirken. (Baasner, 237)

32. Erfolgreich ist kulturelle Kommunikation nicht durch erfolgten Kunstgenuss, sondern durch die souveräne soziale Positionierung, die durch sie erreicht wird. Das adäquate Verständnis für Kunst beruht auf der Kenntnis ihrer sozialen Gebrauchswesen und nicht auf einem inhärenten Geschmacksvermögen. Die Unterwerfung unter die kulturelle Doxa ist aber auch auf der Rezipientenseite keineswegs der Königsweg. Im Gegenteil ist die überzogene Anpassungsleistung des Kleinbürgertums sowohl Zeichen von Entfremdung und Selbstunterwerfung als auch von Misserfolg gekennzeichnet: die zum Mainstream gewordene Hochkultur bedeutet eben nicht die selbstbewusste Teilhabe an der bestimmenden kulturellen Praxis, sondern deren Imitation. (Baasner, 237)

33. Die Kultursoziologie von Pierre Bourdieu stellt die funktionale Einbindung aller kulturellen Gebilde in das Geflecht gesellschaftlicher Hierarchien in den Mittelpunkt des Interesses. Deren besonderer Erkenntniswert besteht darin, dass eine ausgefeilte soziologische Gesellschaftstheorie in aller Radikalität auf „Textwelten“ angewandt wird. Das fiktionale Szenario wird als eines der sozialen Welt analysiert, und es kann nachfolgend gesehen werden, in welcher Relation Textwelt, Vorstellungswelt des Autors und sein reales Umfeld zueinander stehen. (Dörner/Vogt, 88)

34. Moderne Gesellschaften strukturieren sich für Bourdieu nicht nur nach Klassen, sondern auch nach den Dimensionen „Kapital“, „Feld“ und „Habitus“. Bourdieu sieht im Medium des Kapitals das wichtigste soziale Einflussmittel. Mit „Kapital“ meint er nicht nur im herkömmlichen Sinn ökonomisches Kapital, sondern auch soziales (Verwandtschaft, Beziehungen), kulturelles (Bildung, Titel, Sprachkompetenz) und schließlich symbolisches Kapital (Umgangsformen, Kleidung, aber auch Ehre, Reputation, Prestige).

Wie die Systemtheoretiker geht auch Bourdieu davon aus, dass sich in der Moderne eine Differenzierung von eigenständigen Handlungsbereichen mit jeweils eigenen Regeln und Legitimationsnormen vollzieht. Diese verschiedenen gesellschaftlichen 'Felder' strukturieren sich nach jenen Macht- und Einflussbeziehungen, die sich aufgrund der unterschiedlichen Verteilung von verschiedenen Kapitalsorten konstituieren und den Positionen bzw. den sie ausfüllenden Personen so ihren jeweiligen Ort im Gesellschaftsgefüge zuweisen. Untereinander stehen die verschiedenen Felder ebenfalls in einer strukturhomologen Beziehung; große Macht auf einem Feld erhöht die Wahrscheinlichkeit, dass man auch auf einem anderen Feld ein gewichtiges Wort mitreden kann. (Dörner / Vogt, 88f.)

35. Um den geheimen Abstimmungsmechanismus zwischen Gesellschaft und Individuum auch terminologisch herauszustreichen, verwendet Bourdieu den Begriff des „Habitus“. Damit ist eine komplexe, im Prozess der klassenspezifischen Sozialisation erworbene Matrix von Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmustern gemeint. Der Habitus steuert unser individuelles Handeln, ohne dass wir uns überhaupt einer solchen Steuerungsgröße bewusst wären. Auf diese Weise vollzieht sich eine Inkorporierung gesellschaftlicher Strukturen in den Menschen hinein. Sinnlich faßbar wird das überall dort, wo sich tatsächlich eine klassenspezifische Körperlichkeit in Haltung, Mimik und Gestik ausdrückt. (Dörner / Vogt, 89)

36. Literarische Textwelten lassen sich mit dieser ‘Brille’ des Soziologen wie Sozialwelten analysieren: Welche Figuren erreichen mit welcher Kapitalausstattung welche Position im Feld?

Welche Kapitalformen sind überhaupt wirksam, Geld, Prestige, Ehrenzeichen usw.? Textwelten sind als Zeichenräume interpretierbar, in denen unterschiedliche Lebensstile und Habitusformen aufeinander stoßen.

Der Künstler selbst löst sich im Text durch seine Literaturproduktion und seine fiktiven Welten aus allen sozialen Determinationen heraus. Flaubert, so Bourdieu, versucht auf diese Weise seine eigene Position als Autor in der Fiktion ‘aufzuheben’. Interessant wird die Analyse dort, wo man das Verhältnis zwischen Textwelt und sozialer Welt untersucht: sind sie homolog oder unterschiedlich strukturiert? Ist im Text eine illusorische oder kritische Gegenwelt, eine Utopie oder ein Mythos gestaltet? (Dörner/Vogt, 89)

37. *Rezeption.* Eine Soziologie der literarischen Rezeption hat zu klären, inwieweit Rezeptionsprozesse gesellschaftlich ‘produziert’ sind.

Im Mittelpunkt des Interesses stehen Rezeptionsprozesse und Fragen nach der gesellschaftlichen Funktion von ästhetischen Objekten in der Soziologie Pierre Bourdieus. Wenn man den Bereich der literarischen Rezeption in soziologischer Sicht thematisiert, so ist als erstes zu betonen, dass jeder Rezeptionsakt einen bestimmten Wahrnehmungs- und Entschlüsselungscode enthält. Was der Leser aus einem Text macht und was nicht, das ist abhängig von seiner kulturellen Sozialisation und literarischen Bildung. Literaturkompetenz ist insofern klassenmäßig verteilt, als sie erstens in primärer Sozialisation in der Familie erworben und zweitens über klassenspezifisch strukturierte Bildungsinstitutionen vermittelt und eingeübt wird. (Dörner/Vogt, 90)

38. Während der gebildete Leser sofort den ‘frühen Hölderlin’ oder den ‘späten Goethe’ erkennt, steht der ‘Ungebildete’ verständnislos vor einem eigentümlich formulierten Gebilde, das sein Gefühl der Fremdheit auch gegenüber den ‘gebildeten Kreisen’ noch verstärkt. So wie die Chancen auf die Aneignung entsprechender Kompetenzen klassenspezifisch verteilt sind, so wirken sie andererseits als eine Form kulturellen Kapitals an der zeichenhaften Zementierung der Klassengrenzen mit. Der souveräne Umgang mit ‘literarischem Kulturgut’ ermöglicht es den höheren Klassen, sich von den unteren sichtbar zu unterscheiden und die so zum Ausdruck kommenden hierarchischen Positionen zu legitimieren.

Die Pointe des Ansatzes besteht darin, kulturelle Praktiken nicht isoliert, sondern als Element spezifischer Geschmacksformen oder Lebensstile zu betrachten. Vorlieben für Musik, Kleidung, Design, Essen und Literatur stehen in einem systematischen Zusammenhang. Für die Literaturwissenschaft ist daraus die Folgerung abzuleiten, literarische Rezeption nicht mehr losgelöst von anderen Kulturpraktiken zu untersuchen. (Dörner/Vogt, 90f.)

39. Die im Anschluss an Bourdieu formulierte „Feldtheorie“ befasst sich mit dem Kampf um die legitime Benennungsmacht und die daraus resultierende Strukturierung des literarischen Feldes. Die relevanten Positionen werden markiert durch Autoren, Lektoren und Verleger, Kritiker, Publikum, partiell auch Schule und universitäre Literaturwissenschaft sowie schließlich eine Reihe von Akademien, Stiftungen und Institutionen, die Stipendien und Preise verleihen und so über die Verteilung symbolischen und ökonomischen Kapitals in das Feldgeschehen eingreifen.

Die Macht- und Einflusstrukturen des Feldes gehen schon in die Werkstruktur ein.: Jeder Autor hat, bewusst oder unbewusst, konkrete Vorstellungen und Bilder von seinen Mitstreitern im Feld, von möglichen Lektoren, Verlegern, Kritikern und Lesern, die sich in seiner Schreibweise auswirken. Der Autor entwickelt, je länger er sich im Feld aufhält, einen Sinn dafür, welche Position das Feld für ihn vorsieht. (Dörner/Vogt, 96f.)

40. Daneben gibt es auch die Variante, ein Autor sich in eine bestehende Marktlücke hineinschreibt und so die vom Feld definierte Rolle als eine ‘zweite Haut’ anzieht.

Lektoren und Verleger sind die nächsten Stationen auf dem Weg des Manuskripts durch das „Feld“. Durch Ablehnung oder Annahme sowie durch die verlagspolitische Kategorisierung des Werkes bestimmen sie wie eine marktwirtschaftliche Zensurbehörde über die Wirkungsmöglichkeiten und versehen es mit einem Qualitätsstempel. Diese Stempel wirken nach der Veröffentlichung wiederum als symbolisches Kapital, das die Wahrscheinlichkeiten steuert, welcher Kritiker in welchem Medium auf welches Werk eingeht und mit seiner beglaubigten Benennungsmacht dieses symbolische Kapital durch seinen Segen vermehrt oder durch seine Verdammung schmälert. (Dörner/Vogt, 97f.)

41. Selbstverständlich bedenken Lektor und Verleger ihrerseits die möglichen Reaktionen von Kritikern und Publikum mit. Der Antizipationsmechanismus durchzieht das ganze Feld.

Verlage und Autoren haben ja über Lob und Tadel für Kritiker wiederum Einflussmöglichkeiten, so sich schließlich ein komplexes Beziehungsgeflecht und Machtgefüge zwischen den verschiedenen Feldpositionen aufbaut. (Dörner/Vogt, 98)

42. Das gesamte Interaktionsgeflecht des literarischen Feldes kann angesehen werden als ein ständiger Kampf um die Benennungsmacht, um die Macht bzw. Autorität dazu, den Bereich der legitimen Literatur festzulegen und Zugehörigkeit zum Feld zu definieren. Dadurch wird zugleich diejenige Literatur bestimmt, welche zu Zwecken der Distinktion und Lebensstilbildung gebraucht werden kann. Die Klassifikationsfunktion, die das literarische Feld für die Gesellschaft erfüllt, versorgt die verschiedenen Gruppen und Klassen mit hinreichend deutlich unterscheidbarem Zeichenmaterial für deren kulturell-semiotische Positionierung. Die aktuellen Machtpositionen der einzelnen Autoren, Verleger und Kritiker sind dabei immer das Produkt vorangegangener Interaktionsprozesse.

Als Ergebnis einer Reihe von Interaktionsprozessen strukturiert sich das literarische Feld schließlich in eine Dichotomie von ‘hoher’ versus ‘niederer’ Literatur. Im Bereich der hohen Literatur ist das Hauptinteresse der Beteiligten eher auf ein nicht direkt konvertierbares symbolisches Kapital gerichtet: Kommerzieller Massenerfolg gilt geradezu als unfein. Im Bereich der niederen Literatur ist es umgekehrt, kommerzieller Erfolg wird angestrebt, symbolisches Kapital ist Nebensache. (Dörner / Vogt, 98f.)

43. Im Unterschied zu Foucault versteht Bourdieu unter dem Feld nicht ein diskursives Regelsystem, das die Bedingungen der Möglichkeit sprachlicher Aussagen nennt, sondern den agonalen sozialen Raum, innerhalb dessen sich die einzelnen Akteure des jeweiligen Feldes bewegen und in ihrer strategischen Position zu behaupten suchen.

Ersetzt der Begriff des Habitus bei B. in gewisser Weise den des Subjekts, so tritt der von Cassirer hergeleitete Begriff der Relation an die Stelle der Struktur.

Gegen den Vorwurf der Reduktion ästhetischer Fragen auf soziologische Probleme macht B. das Konzept des literarischen Feldes als die Analyse des Raumes geltend, der dem Schriftsteller Flaubert in seiner Zeit zur Verfügung stand, um sich als Subjekt seiner Werke zu etablieren.

B. hat gezeigt, erst eine soziologische Theorie der Kunst die Autonomie der modernen Literatur zu begründen vermag. (Geisenhanslüke, 133f.)

### Wichtige Vertreter und Werke (Auswahl)

Baßler, Moritz (Hg.) (1995): *New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur*. Frankfurt/Main.

Bourdieu, Pierre (1982): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt/Main.

– (1987): *Flaubert. Einführung in die Sozialanalyse*. Teil I. In: *Sprache im technischen Zeitalter* 25, S. 173-189. Teil II, S. 240-255.

– (1989): *Satz und Gegensatz. Über die Verantwortung des Intellektuellen*. Berlin.

– (1987): *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt/Main.

– (1994): *Soziologische Fragen*. Frankfurt/Main.

– (1970): *Zur Soziologie der symbolischen Formen*. Frankfurt/Main.

Geertz, Clifford (197): *Dichte Beschreibung*. Frankfurt/Main.

Greenblatt, Stephen (1980): *Renaissance Self-Fashioning. From More to Shakespeare*. Chicago.

– (1990): *Verhandlungen mit Shakespeare. Innenansichten der englischen Renaissance*. Berlin.

– (1991): *Schmutzige Riten. Betrachtungen zwischen den Weltbildern*. Berlin.

– (1994): *Wunderbare Besitztümer. Die Erfindung des Fremden. Reisende und Entdecker*. Darmstadt.

Hawthorne, Jeremy (1996): *Cunning Passages: New Historicism, Cultural Materialism and Marxism in the Contemporary Literary Debate*. London u.a.

Jauß, Hans Robert (1994): *Alter Wein in neuen Schläuchen? Bemerkungen zum New Historicism*. In: Ders.: *Wege des Verstehens*. München, S. 304-323.

Jurt, Joseph (1995): *Das literarische Feld. Das Konzept Pierre Bourdieus in Theorie und Praxis*. Darmstadt.

Monrose, Louzis Adrian (1992): *New Historicism*. In: Greenblatt, Stephen u.a. (Hg.): *Redrawing the Boundaries*. New York, S. 393-418.

Peters, Ursula (1997): *Zwischen New Historicism und Gender-Forschung. Neue Wege der älteren Germanistik*. In: DVjS 71, S. 363-396.

Schmidt-Haberkamp, Barbara (1995): *New Historicism – Literaturwissenschaft im Spiegelkabinett der Texte*. In: Hitz, Torsten/Stock, Angela (Hgg.): *Am Ende der Literaturtheorie?* Münster, S. 115-130.



## 5 Dekonstruktion 1 und 2

[Zum Teil etwas geordnete Sammlung von Informationen aus einführenden Fachtexten]

### Ausgewertete Texte

- R. Baasner: *Methoden und Modelle der Literaturwissenschaft. Eine Einführung*. Berlin 1996, S. 119-128.
- J. Bossinade: *Poststrukturalistische Literaturtheorie*. Stuttgart, Weimar 2000, S. 36-38, 140-143, 161-166.
- Geisenhanslüke, Achim: *Einführung in die Literaturtheorie. Von der Hermeneutik zur Medienwissenschaft*. Darmstadt 2003, S. 90-120.
- D. Martyn: *Dekonstruktion*. In: H. Brackert, J. Stückrath (Hg.): *Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs*. Reinbek <sup>5</sup>1997 (<sup>1</sup>1992), S. 664-677.
- B. Menke: *Dekonstruktion – Lektüre: Derrida literaturtheoretisch*. In: K.-M. Bogdal (Hg.): *Neue Literaturtheorien. Eine Einführung*. Opladen <sup>2</sup>1997, S. 242-273.
- B. Menke: *Dekonstruktion. Lesen, Schrift, Figur, Performanz*. In: M. Pechlivanos u.a. (Hg.): *Einführung in die Literaturwissenschaft*. Stuttgart, Weimar 1995, S.116-137. (=Menke 2)
- C. Pross, G. Wildgruber: *Dekonstruktion*. In: H.L. Arnold, H. Detering (Hg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München <sup>2</sup>1997, S. 409-429.
- J. Schneider: *Einführung in die moderne Literaturwissenschaft*. Bielefeld 1998, S. 221-224.
- H. Zapf: Artikel *Dekonstruktion und Dekonstruktivismus*. In: A. Nünning (Hg.): *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Stuttgart, Weimar 1998, S. 82f, 83f.

### Hauptvertreter und -werke

1. a) Die Dekonstruktion geht auf zwei verschiedene Herkunfts- und Begründungszusammenhänge zurück: ein französischer (Jacques Derrida) und ein amerikanischer (Paul de Man) Zweig unterscheiden sich sowohl nach ihren theoretischen Implikationen als auch nach ihrer Praxis der Lektüre. Zwischen beiden besteht eine Abhängigkeit insofern, als de Man sich an die frühen grundlegenden Arbeiten Derridas anschließt, um dessen Ideen in einer eigenen Denkrichtung weiterzuentwickeln. (Baasner, 120)
- b) Der Begriff der Dekonstruktion wird – zunächst, aber natürlich nicht nur – mit zwei Namen verbunden: Jacques Derrida (1930) und Paul de Man (1919-1983); damit ist zugleich an zwei Orte zu denken: Frankreich und Amerika, und damit ist Dekonstruktion auf zwei verschiedene Kontexte bezogen und bekam zwei institutionelle Orte: Philosophie und Literaturwissenschaften. (Menke 2, 116)
2. Zu den meistzitierten Texten Derridas gehören *Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften vom Menschen* (in: *Die Schrift und die Differenz* (1967)), *Grammatologie* (1967) und *Positionen* (1972). (Baasner, 122)
3. Die amerikanische Variante der Dekonstruktion hat ihren Ursprung an der Yale-Universität und setzt sich ihrerseits ab vom zuvor in den USA dominierenden Ansatz des New Criticism, den sie schließlich als Paradigma verdrängt. Der in Deutschland am stärksten beachtete Vertreter der Yale critics ist Paul de Man, von dessen Sammelbänden vor allem *Allegorien des Lesens* (1979) und *Widerstand gegen die Theorie* (1986) aufgegriffen wurden. Als prominente Vertreter an der institutionellen Durchsetzung der Dekonstruktion beteiligt waren u.a. auch J. Hillis Miller und Harold Bloom. (Baasner, 125)
4. Die späteren Textanalysen von Roland Barthes werden der Dekonstruktion zugeordnet. (Pross, 408)

## Konjunktur

1. Aus der Kritik des französischen Strukturalismus heraus entwickelten sich ab Mitte der 1960er Jahre neuere Ansätze, die einerseits argumentativ bis zu Saussures Nachlass zurückgehen, andererseits aber die Theorie des klassischen Strukturalismus in Frage stellen. Sie werden deshalb entweder als neo- oder als poststrukturalistische Ansätze bezeichnet – ‘neo’, weil sie sich immer noch auf strukturalistische Modelle beziehen, ‘post’, weil sie die Ära des klassischen Strukturalismus durch ihre fundamentale Kritik beenden. Entscheidend ist, dass die kritischen Einwände nicht zur Abschaffung strukturalistischer Theorie führen, sondern sie nachgerade als Voraussetzung für die eigene Argumentation weiterhin benötigen. (Baasner, 119)

2. Bis zur Aufnahme der Ideen des Neostrukturalismus in Deutschland vergingen Jahre, denn vor einer Rezeption und Diskussion des älteren Strukturalismus fehlte jede Grundlage, um die neostrukturalistische Kritik verstehen und anwenden zu können. Vor allem die ideologiekritische und sozialhistorische Ausrichtung der Literaturwissenschaft bot keine Anchlüsse zum Neostrukturalismus. (Baasner, 121f.)

3. Die amerikanische Variante der Dekonstruktion entstand in den 1970er Jahren und fand in Deutschland erst zehn Jahre später größere Beachtung. (Baasner, 125)

4. Nach einer Phase großer Verbreitung in den 80er Jahren hat sich die D[ekonstruktion] als für sich bestehende Zugangsweise zu Texten eher erschöpft und ist Verbindungen mit verschiedenen ‘inhaltlich’ geprägten Positionen wie Feministische Lit.theorie, Psychoanalytische Lit.wissenschaft, Marxistische Lit.theorie und Postkolonialismus eingegangen, wobei sie als kritisches Korrektiv essentialistischer Konzepte von Geschlechterdifferenz, Subjektivität, gesellschaftlicher Wirklichkeit oder nationaler Kultureigenschaften fungiert und erstarrte Denkmuster auf die Vielfalt kultureller Differenzen und Interferenzen öffnet. (Zapf, 83)

## ‘Übergreifende’ Hintergründe

1. Die Positionen des Neostrukturalismus stehen in Verbindung mit einigen Denk- und Stilrichtungen anderer kultureller Gebiete (Architektur, bildende Kunst, Medientheorie) der jüngeren Vergangenheit, die sich selbst als postmodern bezeichnen. Mit dem neuen Epochenbegriff der *Postmoderne* erheben sie den Anspruch, die klassische Moderne zu beenden und abzulösen.

Kontrovers diskutiert wird, ob es sich um eine tiefgreifende Epochenzäsur handelt oder bloß um eine zugespitzte Fortsetzung der klassischen Moderne. Die erstere Position besagt: Durch die Zurückweisung allgemeiner, feststehender Grundsätze von Weltdeutung würde die Geschlossenheit des modernen Denkens aufgehoben und mit ihr die Sinnvorgaben der durchgängigen Vernunft und der zentralen Einheit des selbstbewussten Subjektes. An ihre Stelle träte eine unkontrollierbare Vielfalt und allgemeine perspektive Brechung. (Baasner, 119f.)

2. Dekonstruktion richtet sich gegen die vereinheitlichenden Leistungen des gesamten traditionellen abendländischen Denkens und seine Ausrichtung auf die Vernunft, die polemisch und abwertend als ‘Logozentrismus’ bezeichnet wird. Dekonstruktion deckt auf, dass die vermeintlich feststehenden Begriffe, Denkoperationen und Sinnvorgaben nur intellektuelle Konstruktionen sind, die mit dem Ziel der Herrschaftsausübung und der einseitigen Festlegung philosophischer Grundsätze erfolgen (Normierung, Systematisierung). Eine der wichtigsten Instanzen dieser Herrschaftsausübung ist der Begriff des selbstbewussten

Subjekts. Die kritisierten Konstruktionen seien entweder in ihrer Herkunft auf ein außerweltliches Prinzip bezogen – und damit ‘theologisch’ –, oder aber zielgerichtet auf einen nur unterstellten, unbeweisbaren Fluchtpunkt der Geschichte – und somit teleologisch. Diese Fluchtpunkte sind metaphysisch begründet, das heißt, sie sind der Erfahrung oder Beobachtung entzogen und nur in Annahmen der Vernunft vorhanden; sie lassen sich deshalb nur aufrechterhalten, indem der Logos die einseitige Durchsetzung seiner Prinzipien betreibt. Jedes festgefügte wissenschaftliche System habe einen solchen letzten metaphysischen Bezugspunkt, freilich ohne sich dies selbst auch nur einzugestehen. Dagegen richtet sich die Metaphysikkritik der Dekonstruktion. (Baasner, 120)

3. Das Kunstwort Dekonstruktion deutet die kritische Absicht schon an, die überall beobachteten Konstruktionen auseinander zu nehmen, um auf ihre Konstruiertheit aufmerksam zu machen und sich durch diese Offenlegung ihrem Machtanspruch zu entziehen. Der Terminus weist bereits darauf hin: er setzt sich aus den Komponenten Destruktion und Konstruktion gleichberechtigt zusammen, will also nicht das Denken zerstören, sondern es zerlegen und wieder zusammenfügen. Dies dient dazu, die lang eingeführte Selbstverständlichkeit impliziter Konstruiertheit sichtbar zu machen und aus einzelnen herausgetrennten Versatzstücken probeweise andere Gedankengefüge zu errichten. Dekonstruktion erhebt den Anspruch, aus den Horizonten der auf Logik ausgerichteten Wissenschaften auszubrechen und außerhalb von deren System sowohl anders zu denken als auch dementsprechend sprachliche Äußerungen anders zu interpretieren. Die Perspektive richtet sich auf jene Bereiche, die die herkömmlichen Ansätze durch methodische Klärungen und Festlegungen ausgrenzen wollen, weil sie als begrifflich nicht fassbare Elemente die Geltung, Reichweite und zum Teil sogar die Möglichkeit wissenschaftlicher Begriffsbildung überhaupt in Frage stellen. Zu diesen aufsässigen Aspekten gehören unter anderem Züge des *Spiels*, der *Vieldeutigkeit*, der *Übertretung* von Grenzen, der *Verschiebung* von Bedeutungen im Umgang mit Zeichen.

Es habe keinen Sinn, Klarheit und Deutlichkeit zu erwarten; begründet wird die Angemessenheit solcher Opposition zur logozentrischen Wissenschaftlichkeit durch die Beobachtung, dass solche widerständigen Denkmöglichkeiten immer schon bestehen, bevor die Herrschaft des Logos sie durch Ausgrenzung beseitigt: Vielfalt und Uneindeutigkeit seien früher dagewesen als Ordnung und Logik – und damit nicht allein der Sprache ursprünglich gemäß, sondern darüber hinaus Opfer der Geschichte des Denkens. Das zielt auf eine Generalabrechnung mit philosophischen Positionen. (Baasner, 120f.)

4. Derrida nimmt als Ausgangspunkt seiner Überlegungen eine Aufwertung der Schrift gegenüber dem gesprochenen Wort vor. Begründet werden soll die Wissenschaft von der Schrift, die *Grammatologie*. Die Vorstellung von Schrift wird hier abgesetzt gegenüber Saussures Auffassung, es handle sich um ein der Sprache fremdes, ihr nur willkürlich zugeordnetes Aufzeichnungssystem. Saussures Trennung zwischen gesprochener Sprache (*phoné*) und Schrift (*gramma*) bevorzugt die erstere, die allein die Präsenz der Zeichen jeweils unverändert gewährleiste. Im Gegensatz dazu erklärt Derrida die Schrift zur ursprünglichen Äußerungsform.

Schrift ist das material Überlieferte, das selbst nicht reden kann; sie bedarf deshalb immer der Auslegung. Und durch diese Eigenheit droht die Schrift das Geschäft der Bedeutungszuweisung kompliziert zu machen – wenn nicht gar zu stören. Für Derrida sind diese störenden Eigenschaften so stark, dass die Schrift im Grunde aus dem Geltungsbereich strukturalistischer Zeichentheorie ausgeschlossen werden müsse. Aus der widerspenstigen Schrift wird gewöhnlich erst durch Regeln, durch Konventionen etwas Eindeutiges gemacht. So stellt nach Saussure Schrift Signifikanten bereit, die ihrerseits auf die phonetischen Signifikanten verweisen: die Schriftzeichen sind nur Stellvertreter für die phoneti-

sche Seite der Zeichen der gesprochenen Sprache, sie sind 'Signifikanten der Signifikanten'. Dieses Platzhalterwesen ist jedoch für Derrida problematisch. Der notwendige Zusammenhang von Signifikat und Signifikant wird durch die sekundäre Verweisung in Frage gestellt. Das sprachliche Zeichen vermittelt somit immer nur eine Bedeutung, die ihm nicht präzise und unveränderlich zugeordnet ist, sondern in der *Kette der Verweisungen* verwischt, undeutlich wird. (Baasner, 122f.)

5. Als sekundäres Zeichensystem kann die Schrift nur von bereits konstituierten Bedeutungseinheiten ausgehen. Die Folgerung lautet, dass alle Zeichen letztlich eine solche fortlaufende Verweisung enthalten, dass also Saussures Behauptung, Zeichen seien durch Differenz präzisierte Einheiten von Signifikant und Signifikat, nicht aufrecht erhalten werden kann. Die Verweisung der Signifikanten auf andere Signifikanten, ihre 'Verdoppelung' im 'Spiel' der Verweise verhindere die Rückführung auf präzise Bedeutungen, die Vervielfältigung sei nicht reduzierbar auf Einheitlichkeit.

Um den Prozess der Bedeutungsstreuung zu bezeichnen, verwendet Derrida den Begriff *dissemination*. Auch dieser Terminus stützt sich auf ein Wortspiel, denn das Wort bezeichnet die Abweichung vom 'sem' (dem Element der Semantik) und spielt zugleich auf 'semer', das französische Wort für 'säen' an. In der Zerstreuung der Signifikate findet die Aussaat der anderen Bedeutungen, der Abweichung, statt. Diese Eigenschaft der Zeichen wird schließlich generalisiert; sie gilt nicht allein für die Schrift, sondern für alle Zeichen schlechthin. „Es gibt kein Signifikat, das dem Spiel aufeinander verweisender Signifikanten entkäme, welches die Sprache konstituiert“. (Derrida 1974, 17) (Baasner, 123)

6. All das geht verloren, was in der strukturalistischen Zeichentheorie, und über sie hinaus in allen Bemühungen der abendländischen Philosophiegeschichte, einst Sicherheit stiften sollte: „Präsenz des Gegenstandes, Präsenz des Sinns im Bewusstsein, Präsenz des Selbst in dem, was man das lebendige Sprechen nennt, und im Selbstbewusstsein“. (Derrida 1986, 36) Auf der Strecke bleibt auch die Instanz, die in anderen Theorieentwürfen die Einheit durch Selbstbewusstsein und Identität mit sich selbst gewährleistet: das Subjekt. Die Zeichen sind im *gramma* sie selbst, ohne auf die (hermeneutische) Realisierung durch ein ihnen äußerliches einheitliches Denkzentrum angewiesen zu sein. Das Spiel erfolgt ohne Halt oder auch nur Einmischung durch ein Subjekt, der Theorieentwurf ist subjektdezentriert. (Baasner, 123f.)

7. Die terminologische Neubildung *différance* verändert an der Schreibweise des französischen Wortes 'différence' nur einen Buchstaben. Es tritt eine Verbindung ein zwischen 'Differenz' und 'aufschieben', die eine Kritik am strukturalistischen Zeichenbegriff enthält. Die Differenz reicht nach Saussure als Unterscheidungskriterium aus, um die Zeichen nicht nur wiedererkennbar, sondern vor allem bedeutungsgleich wiederholbar und damit konstant zu machen. Die Differenz schafft Identität des Zeichens mit sich selbst über Zeit und Raum hinweg, solange die Semantik historisch einigermaßen stabil bleibt. Derrida betont demgegenüber, dass die bedeutungsgleiche Wiederholung ein und desselben Zeichens praktisch unvorstellbar sei. „Kein Element kann je die Funktion eines Zeichens haben, ohne auf ein anderes Element, das selbst nicht präsent ist, zu verweisen“. (Derrida 1986, 66f.) Das Verschieben und Aufschieben von Relationen bewirkt eine stetig neue Bedeutungsproduktion, die „Produktivität“ der *différance*. Was entsteht, sind überraschende, divergente Bedeutungs- und Sinneffekte. (Baasner, 124f.)

8. *Dekonstruktion* bezieht sich in einer doppelten Geste (der Umwertung und der Verschiebung) auf die Ordnung polarer und hierarchischer Oppositionen, in der sich die Metaphy-

sik der Präsenz formuliert. Sie schließt an die Metaphysik-Kritik Nietzsches, Heideggers und Freuds an. *Metaphysik der Präsenz* ist der ‘Glaube’ an die zeitliche und ontologische Priorität der reinen mit-sich-identischen Präsenz. Sie manifestiert sich in der Ordnung von intern hierarchisierten Dichotomien. Diese Anordnungen in Oppositionen wie: das Sein – das Nichts, Präsenz – Absenz, Wahrheit – Irrtum, Identität – Differenz usw. bestimmen den zweiten Term jeweils als die bloß negative, korrupte und unliebsame Version des ersten: So ist Absenz das Fehlen von Präsenz, das Böse der Abfall vom Guten, Irrtum die Störung der Wahrheit. Diese hierarchischen Oppositionen sprechen dem ersten der beiden Terme *Priorität* zu, privilegieren Einheit, Identität, Unmittelbarkeit und temporale wie räumliche Präsenz vor Abstand, Differenz, Verstellung und Aufschub. Um die Priorität der reinen Differenz und der Identität (-mit-sich-selbst) zu sichern, bedarf es des komplementären, rein zu unterscheidenden und polar entgegengesetzten Anderen, das als ein ontologisch nach- und untergeordnetes *Außen*, als Komplikation, als Negation oder Zerstörung der ‘Präsenz’ gedacht wird. Was sie derart aus sich ausscheidet und sich entgegensetzt, unterstellt sie sich im Modell der hierarchisierten Opposition und in den Schemata von: *Dialektik, Teleologie oder Eschatologie*.

Diesem Modell entspricht das für die Philosophie und das abendländische Denken charakteristische Ideal des sich selbst vollständig präsenten Sinns, das mit Derrida Logozentrismus genannt werden kann. (Menke 2, 116f.)

9. Gegen das ‘Ideal’ des sich selbst vollständig präsenten Sinns intervenieren dekonstruktive Lektüren. Die Sprache und die Texte werden nicht nur von der Philosophie, sondern auch in Modellen der Literatur dem Primat der Wahrheit, eines Sinns, den sie zu sagen haben, unterstellt. Die Verpflichtung der Sprache auf den Sinn soll das ‘Heilsein’, die Reinheit, die Identität der Wahrheit sichern. Eine Garantie von Bedeutung und Wahrheit der Sätze ist aber so *gewaltsam* wie *unmöglich*: Denn insofern die Wahrheit in der Sprache ihre Repräsentation suchen muss, überlässt sie sich einem Aufschub der Präsenz.

Die Ordnung reiner Oppositionen von Präsenz/Absenz und Identität/Differenz selbst ist unhaltbar. Wenn die hierarchisierenden Oppositionen, die die Priorität der Präsenz und der Identität begründen wollen, dekonstruktiv gelesen werden, dann wird nicht nur die traditionelle Wertung der beiden Pole umgekehrt. Als „doppelte Geste“ nimmt Dekonstruktion (1.) „eine Umkehrung der klassischen Opposition und (2.) eine allgemeine Verschiebung des Systems“ vor. (Derrida 1988, 313) (Menke 2, 117)

10. Wenn Begriffe wie der der Identität, wenn Werte wie Wahrheit und Subjekt dekonstruiert werden, so geschieht dies nicht aus Feindseligkeit gegenüber Werten überhaupt oder moralischen Werten der westlichen Zivilisation im Besonderen, sondern um zu ‘verstehen’, *wie* diese Werte schon immer von sich selbst differieren. (Menke 2, 118)

11. *Schrift* ist das Stichwort, das mit Derrida am ehesten in Verbindung gebracht wird. In frühen Texten finden sich (1) systematische Demonstrationen dessen, was dekonstruktives Lesen genannt werden kann, und (2) Exemplifizierungen, die insbesondere dessen sprachtheoretische Relevanz ausspielen. (Menke, 243)

12. a) Die Opposition von ‘Stimme’ und ‘Schrift’ setzt nicht nur beide einander entgegen, sondern enthält eine Wertung: die unmittelbare Aussprache eines Innern, eines Subjekts und seiner Intentionen wird der ‘Schrift’ entgegengesetzt, die sich im Veräußerlichen vom Innern und dem Leben der Intention ablöse und insofern tot, festgeschrieben und *unkontrollierbar* sei. Die darin enthaltene Abwehr der verderbenden Schrift ist symptomatisch und exemplarisch für metaphysische Modelle. Derrida spricht von einem fundamentalen Phozentrismus der Philosophie: Die „Privilegierung der Stimme“ ist eine Formulierung des

für die westliche Kultur grundlegenden Ideals einer sich selbst vollständig präsenten Bedeutung, das Derrida Logozentrismus nennt. Sie „verschmilzt“, so formuliert Derrida, mit der Metaphysik der Präsenz. Im *Phonozentrismus* manifestiert sich der ‘Glaube’ an den zeitlichen und ontologischen Vorrang der reinen mit-sich-identischen Präsenz. Diese muss sich in der Ordnung hierarchisierender Oppositionen ausdrücken; diese ordnen die Absenz (der Priorität) der Präsenz, den Irrtum (als deren Abweichung) der Wahrheit, die Differenz (der Kontrolle) der Identität unter, integrieren sie und wehren sie ab. Das Postulat des Vorrangs der authentischen Stimme vor der angeblich nur sekundären, die Sprachlaute abbildenden, aber *falsch* wiedergebenden und insofern verderbenden Schrift fügt sich diesem Modell ein: Um das Konzept der Unmittelbarkeit der Selbst-Aussprache (das ‘Stimme’ heißt), der Selbstpräsentation des Sinns (Logozentrismus) und um mit der Transparenz des Ausdrucksmediums die Bedeutung und Wahrheit der Sätze zu garantieren, werden unter dem Namen der ‘Schrift’ Differenz und Abwesenheit abgewehrt: 1. durch die *Unterordnung* der Schrift unter die Stimme als deren bloße Wiedergabe, 2. durch die *Verwerfung* der Schrift als *inadäquater* Wiedergabe. Die Illusion der Durchsichtigkeit der Sprache, die sich als bloßes Transportmittel möglichst restlos in der ‘Botschaft’ auflösen sollte, ist darum seit Platon mit dem Vorrang der Stimme und einer Abwehr der Schrift verbunden. Ihr steht die *Schrift* entgegen, die aus der Kontrolle durch den Autor und die Intention stets schon entlassen ist und darum Distanz, Differenz und Tod einschließt. In der Abwehr der Schrift soll eine Unkontrollierbarkeit der Sprache abgewehrt werden, die mit dem repräsentationistischen Regime der Präsenz über eine angeblich bloß nachgeordnete Abwesenheit und Repräsentation bricht. (Menke 2, 121f.)

b) Saussure nimmt einen massiven Ausschluss vor: Schrift, in ihrem Charakter der Sekundarität und Abgeleitetheit, sei nicht nur ohne Relevanz für das Gebiet der Sprachwissenschaft, sondern darüber hinaus Ursache einer Reihe schwerwiegender Irrtümer in den bisherigen Arbeiten zur Linguistik. (Pross, 412)

13. In jedem Rückgang auf eine vorausgesetzte Einheit wird eine Ergänzung notwendig, in jeder *Supplementierung* aber wird nicht Ganzheit erreicht, sondern eine Doppelung und eine Spaltung vollzogen. Die vorausgesetzte Einheit ist nicht, ist nie aufzufinden.

Was als ein nicht erreichtes Erstes, Ursprüngliches gedacht wurde, erweist sich als das Produkt und als ein Parasit seiner *Wiederholung*, seiner Ersetzung und Ergänzung. Diese ‘befremdliche Struktur der Supplementarität’ subvertiert die „Logik der Identität“, die die Differenz und die Abwesenheit nur als das bedrohliche Draußen eines reinen, erfüllten, mit sich identischen Innern denken kann.

Die begründende unbegründbare, die undenkbbare ‘ursprüngliche’ *Differenz* benennt Derrida den Begriff *différance*. Sie mutet zu, eine „radikale Andersheit im Verhältnis zu jeder möglichen Gegenwart“, zum Subjekt und zur Wahrheit zu denken, durch den „irreduziblen Effekt des Nachher, der Nachträglichkeit“, der damit für jede Gegenwart eintritt. (Menke 2, 122ff.)

14. Derridas ‘Schrift’(-Begriff) ist einerseits eine Umkehrung der *metaphysischen Hierarchie*, eine Vertauschung von ‘oben’ und ‘unten’, insofern sie dem „von der Tradition am meisten in Misskredit gebrachten Gegenpol Allgmeinheit“ verleiht. Die „zweite Geste“ der Dekonstruktion ist die „allgemeine Verschiebung des Systems“ selbst der Oppositionen und der Rangordnung. (Derrida 1988, 313f.) *Schrift* bezeichnet mit der Abwesenheit, für die sie steht, also gerade *als* die ‘Gefahr’, dass die Sprache nicht auf die Wiedergabe des Gemeinten zu verpflichten ist, ein Funktionieren *aller* Zeichen. Der dekonstruktive Einsatz der Schrift unterläuft das Projekt, an dem die Literatur wie die Philosophie teilhat, das Projekt nämlich, dass die Texte sich ‘im Angesicht’ des ‘Inhalts’, den sie meinen, transportieren und lehren, selbst auslöschen. Die Distanz, die für die Metaphysik der Präsenz ‘Tod der Unmit-

telbarkeit in der Schrift' heißt, kann umgewertet und bejaht werden als produktive *Unkontrollierbarkeit* der Supplementierungen. Die Schrift setzt das Bedeuten einem Spiel der Ersetzungen aus, das der Kontrolle durch Intention und Sinn nicht untersteht.

Die Produktivität der Schrift heißt auch *dissémination*. Die *Dissémination* ist eine *irreduzible* Polysemie, die dem Horizont der Einheit des Sinns und insofern dem hermeneutischen Zugriff entgeht.

(Menke 2, 122, 124)

15. Die das Eigene mit dem Anderen infizierende Differenz kontaminiert die metaphysischen Oppositionen und die in diesen gegründete Logik der Identität. Andersheit zu denken heißt nicht, dem Identischen dessen komplementäres Gegenteil entgegenzusetzen, sondern das angeblich Mit-Sich-Identische zu lesen in seiner Angewiesenheit auf und seine Infiziertheit durch sein angeblich polares Gegenteil. Dekonstruktion liest in den polaren und hierarchischen Oppositionen die diesen zugrundeliegende Differentialität, die von diesen ausgeschlossene und subordinierte unentscheidbare Ambiguität.

Dekonstruktion artikuliert die in allen Oppositionen verdrängte Differentialität. Denn die „Differenzen *zwischen* Entitäten (Prosa und Poesie, Mann und Frau, Literatur und Theorie, Schuld und Unschuld)“ beruhen „auf Verdrängung von Differenzen *innerhalb* der Entitäten“. Die differentielle Lektüre von binären Anordnungen erweist diese als 'illusionäres' Produkt von in ihnen verdrängten Differenzen. Und sie artikuliert, was der „Logik der Identität“, was den polaren Oppositionen entgeht (obwohl es diese begründet), was in den Texten (entgegen dem, was sie vielleicht behaupten wollen) als Ausgeschlossenes und in den binären Ordnungen Verdrängtes gelesen werden kann. Differentielle Lektüren lesen den Text als Gewebe aus Differenzen, innen durchzogen von dem Anderen *im* Selben. Dieses kann nicht erneut in der Form einer Opposition gedacht werden und ebenso wenig als ein Resultat, als eine *dritte* Position *jenseits* der Oppositionen. Es lässt sich keine 'Position' der Dekonstruktion in der Fiktion eines „absoluten Einschnitts oder Bruchs“ stiften. 'Es gibt nicht' einen absolut außerhalb liegenden Ort zu erreichen.

Darum gibt es für die Texte (Derridas) keine Trennung von Objekt- und Metasprache. Was die Texte Derridas 'sagen wollen', kann nicht (bloß) als Aussage, sondern muss in der Exposition jener Elemente, die das Aussagen hintertreiben, gelesen werden. Verwiesen wird dabei auf einen a-topischen Ort des „Un-Denkbar“, der der Ordnung der Oppositionen, die andererseits stets wiederaufgerufen ist, entzogen ist. (Menke 2, 124ff.)

16. Im Begriff des *Zeichens* ist (auch traditionell) die abwesende Präsenz mitgedacht: Bezeichnet wird, was nicht da ist. Das Zeichen bleibt aber in seiner 'klassischen' Fassung noch an die Fiktion einer möglichen Ankunft bei (oder Herkunft aus) einer Präsenz gebunden. Den Aufschub, der im Bezug auf eine vorausliegende oder endlich eintretende Präsenz als ein bloß vorübergehender gedacht wird, radikalisiert Derridas Lektüre dieses Modells zu dem eines Unterwegs ohne Ankunft und ohne Rückkehr. In dieser Radikalisierung des Konzepts des Zeichens löst sich das Zeichen aus dem zweiwertigen Modell und tritt, als das diesem Modell zufolge Sekundäre und Vermittelnde, an die Stelle von etwas, das nie von ungebrochener Präsenz war, bevor es sich re-präsentierte. (Menke, 245)

17. Die „Metaphysik der Präsenz“ (d.i. *die* Metaphysik) unterliegt der Vorstellung einer ungeteilten, restlos bei sich seienden, mit sich identischen Anwesenheit, deren Möglichkeit und deren Vorrang allein innerhalb der hierarchisierenden Opposition von Präsenz und symmetrisch dieser zugeordneter und insofern depotenzierter Absenz gedacht werden kann.

In der Formulierung Saussures sind sprachliche Elemente, Zeichen „rein differentiel“ gegeben, d.h. „nicht positiv durch ihren Inhalt, sondern negativ durch ihre Beziehungen zu

den anderen Termen des Systems definiert. Ihr genauestes Charakteristikum ist, dass sie das sind, was die anderen nicht sind“. An die Stelle der Begründung der ‘Differenz’ durch ein dieser vorangehendes Mit-sich-Identisches tritt bei Derrida die Begründung dieses durch jene: die Differenzen produzieren erst, was allenfalls als Element, als ‘Etwas’ auftreten kann. Es *ist* erst durch dieses, durch das also, was es *nicht* ist. Die differentielle Bestimmtheit aller sprachlichen Elemente hat diese selbst schon immer ergriffen: jedes Gegenwärtige ‘ist’ nur in dem und durch das, was es nicht ist. Die Verweisungen, Bezüge und Unterscheidungen, die es erst konstituieren, schreiben sich in dieses ein, markieren es und spalten/differieren es von sich selbst. Insofern sind die Konzepte der Präsenz und des Präsenten abgeleitet: ein „Effekt“ von Differenzen.

*Différance* benennt die alles ‘Etwas’ erst produzierende spaltende, vervielfältigende Einschreibung des konstitutiven, unterscheidenden Bezuges eines Elements auf das, was es nicht ist. Sie macht die hierarchisierende Opposition von ungeschiedener Identität und sekundärer Vielheit unhaltbar und holt diese ein. (Menke, 246f.)

18. Die differentielle Bestimmtheit aller sprachlichen Identitäten nach Saussure unterminiert auch jenes Modell des Zeichens, das noch in der begrifflichen Opposition von Signifikat und Signifikant auftritt. Ihre Hierarchie ist im Zeichen solange vorausgesetzt, wie der Prozess des Bedeutens als ein abschließbarer konzipiert wird und er als seinem *telos* einem ‘Signifikat’ unterstellt wird. Das Konzept des Zeichens schreibt sich ein in die Reihe der metaphysischen Oppositionen von Außen und Innen, Körper und Seele usw. Die ‘metaphysische’ Opposition will mit ihrer impliziten Hierarchisierung, die ihren einen Pol ihrem anderen unterstellt, ihre eigene Auflösung. (Menke, 247)

19. Die Texte Derridas stellen „das System selbst“, in dem diese Oppositionen, ihre Hierarchie und ihre Teleologie funktionieren, in Frage. Sie werten nicht nur die Hierarchie der Oppositionen um, sondern subvertieren die Oppositionsbildung selbst. In Umsturz *und* Überschreitung der Oppositionen besteht die *doppelte Gebärde* der De-kon-struktion. Für die Entgegensetzung von Signifikat und Signifikanten heißt das: Mit Saussure/gegen Saussure weist Derrida auf, dass es Bedeutung nicht als solche ‘gibt’, weil jedes Signifikat in die ‘*Bewegung* des Bedeutens’, deren *Effekt* es ist, erneut als Signifikant zurückgestellt werden kann/muss. Derridas Lektüre zieht die Differenz von ‘Signifikat’ und ‘Signifikant’ ein – und weiß, dass sie dies nicht kann.

Die ‘doppelte Geste’ der Dekonstruktion exponiert die Differenz des angeblich mit sich Identischen von sich selbst. Dadurch subvertiert sie die metaphysischen Modelle von Wahrheit und Sprache, die auf die *Polarität* von Identität und Differenz, Innen und Außen, dem Selben und dem Anderen setzt. Die Gebärde des radikalen Abschieds von der Metaphysik, die meinte, sich der „metaphysischen Komplizenschaft“ entledigen zu können, wäre regressiv, weil sie die Differenz löscht. (Menke, 247f.)

20. Was traditionell als ein ‘Jenseits’ (als Ursprung, Telos, Zentrum) gedacht wurde, ist eingeschrieben im Text, als Spaltung/Spalte, die den Text in jedem seiner Elemente durchzieht.

Mit der Dekonstruktion ist daher keine neue Position und kein neues Paradigma erreicht; es ‘gibt’ keine Grenze des Textes der Metaphysik, jenseits derer der Text sich befinden könnte; es gibt keinen „entscheidenden Bruch“ mit der Metaphysik und ihren Oppositionen. (Menke, 250f.)

21. Die ‘befremdliche Struktur’ der *Schrift* ist ‘schon immer’ die Struktur dessen, der ‘lebendigen Rede’, gewesen, wovon sie angeblich die bloße, falsche Wiederholung und parasitäre Fixierung ist. Gegen die „Logik der Identität“ erklärt die ‘andere’ Logik des *Supplements* das



angeblich Primäre und alle Wiederholung Begründende zum paradoxen Produkt seiner Wiederholung. Was als ein Eigenliches, als ein vorausliegendes oder als *telos* erwartetes Erstes gedacht wurde, ist also selbst parasitär gegenüber dem, was es angeblich bloß darstellen oder vorübergehend ersetzen soll. (Menke, 252)

22. Zu den bekanntesten Strategien Derridas gehört die Ver-/Ent-Wendung von 'Namen' als *Paläonymen*: ein 'alter Name' wird für einen neuen Begriff genommen, entwendet oder aufgepfropft. Diese Bildungen sind instabil. Insofern das *Paläonym*, der alte Name in neuer Verwendung, wenn auch unwertend, seinen alten Kontext erinnert, prägt sich in ihm und seiner Entwendung die doppelte Geste des de-kon-struktiven Lesens aus. Die Ausstellung der eigenen Textualität kennzeichnet Derridas Texte nicht als ästhetische, sondern ist selbst ein *theoretischer* Zug.

In Derridas Texten sucht die 'Rhetorik' des *weder* innen *noch* außen und *sowohl* innen *als auch* außen, was innerhalb der Logik der Identität und der Oppositionen, die zitiert werden, ausgeschlossen ist, einen atopischen Ort des Un-Denkbareren zu eröffnen, und zwar ohne dass dieser erneut – begrifflich mit-sich-identisch – einnehmbar werde. Derridas Texte hintertreiben die Restitution 'identischer' Begriffe ebenso, wie sie auch den Gestus des vielsagenden Schweigens (des Wissens für Eingeweihte) vermeiden, der wiederum ein Unsagbares (ganz Anderes) zu implizieren schiene (gemäß der geläufigen Rhetorik 'negativer Theologie').

Die Texte Derridas machen sich (zunehmend) zu Schauplätzen permanenter Hintertreibungen einer 'begrifflichen' Restitution, einer Restitution, die doch nie vermieden werden kann. (Menke, 254ff.)

23. Es ist keineswegs sicher, dass ein Schreiben über die Dekonstruktion überhaupt möglich ist. Über etwas schreiben heißt, dass das eigene Schreiben von dem behandelten Gegenstand getrennt ist, dass es sich mit ihm nicht mischt und nicht vermischt. Über einen Gegenstand schreiben heißt auch, dass der Erkenntnisprozess beim Schreiben in *eine* Richtung läuft: Das Schreiben weiß um seinen Gegenstand, der Gegenstand aber nicht um das Schreiben. Nun haben Jacques Derrida wie auch Paul de Man zu zeigen versucht, dass das Schreiben über einen Gegenstand in diesem Sinn nicht möglich ist.

Das 'Reden über' wird in der Literaturwissenschaft wie auch in der Linguistik durch die Unterscheidung von *Objektsprache* und *Metasprache* ermöglicht. In diesen Disziplinen ist der Gegenstand, über den man redet, selbst eine Art Reden: Man redet über das Reden. Das Reden des Gegenstands nennt man Objektsprache, das eigene Reden über das Reden des Gegenstands nennt man Metasprache. Häufig aber bereitet das Abgrenzen der Metasprache von der Sprache ihres Gegenstands mehr Schwierigkeiten, als man erwartet. (Martyn, 664)

24. Die Abgrenzung einer Metasprache ist dann unmöglich, wenn die 'Objektsprache' selbst ihre eigene Metasprache ist – wie z.B. im Text *Fabel* von Francis Ponge. Die Vermutung liegt nahe, dass die Literatur generell kein bloßes Medium für die Kommunikation über etwas anderes ist, sondern dass in ihr das Medium selbst zum Thema wird. Die Literatur spricht demzufolge nicht in erster Linie 'über' etwas, sie stellt sich selbst in den Vordergrund, sie redet 'über' sich. Dann wäre es möglich, dass die Literatur ihre eigene Metasprache ist und dass es daher keine weitere Metasprache 'über' sie geben kann.

Wenn aber die Literatur ihre eigene Metasprache ist, gibt es keine Literaturwissenschaft, sondern allenfalls einen akademischen Diskurs, der sich mit Literatur beschäftigt. Er stünde angesichts der Unmöglichkeit eines wissenschaftlich streng objektiven Zugangs zur Literatur vor folgenden Alternativen. Er könnte seine fehlende Objektivität zu übersehen oder zu verhehlen suchen; er könnte sie beklagen; er könnte sie durch Anleihen, die er bei anderen Wissenschaften macht, zu kompensieren versuchen. Oder er könnte in der Unmög-

lichkeit einer Metasprache 'über' die Literatur deren Besonderheit situieren und sie explizit thematisieren. Die Dekonstruktion wählt den zweiten Weg: Sie zeigt, wie der eigene Diskurs über die Literatur immer hinter das zurückfällt, was die Literatur selbst immer schon über sich sagt. (Martyn, 668)

25. *Différance* bezeichnet eine Differenz, die den Zugang zu dem, was man als ein vor jeder Differenzierung für sich Anwesendes denken könnte, wie etwa ein für sich bestehendes Sein oder ein für sich bestehender Sinn, unaufhaltsam verschiebt. Begriffe wie Iterabilität, Spur oder *différance* gehorchen selbst dem Gesetz der Dekonstruktion, das sie benennen. Sie sind selbst der Iterabilität ausgesetzt, denn sie sind nicht einmalig und haben keinen eigenen oder privilegierten Kontext oder Gebrauch. (Martyn, 670)

26. Auch beim bekannten Goethe-Gedicht, das mit *Ueber allen Gipfeln/Ist Ruh'* beginnt, lässt sich zeigen, dass eine inhärente Selbstreflexivität der Literatur die Abgrenzung eines metasprachlichen literaturwissenschaftlichen Diskurses verhindert. Es bleibt eine Distanz zwischen dem Gedicht als Sprache und der in ihm beschriebenen Stille. Mag der Dichter seine wortmalerischen Künste bemühen wie er will: Die Vögelein schweigen, er aber nicht. Er verletzt die natürliche Stille, indem er sie beschreibt. Das Gedicht exemplifiziert die unüberbrückbare Kluft zwischen einer menschlichen, zum Beschreiben beschränkten Sprache und einer stummen Natur, die nichts beschreibt, weil sie auch nicht spricht.

Diese Kluft wird von den Lesern des Gedichts auf symptomatische Weise übersehen oder verdrängt. Das, was der Text besagt (die Natur schweigt), widerspricht dem Gefühl, das er bewirkt (die Natur spricht). Seine konstative Aussage unterminiert seine performative Wirkung.

Die Sprache von Goethes Text ist selbst schon Metasprache: Sie kommentiert die irrtümliche Verwechslung von Natur und Sprache, die sie selbst bewirkt. Insofern ist Goethes Gedicht auch ein selbstreferentieller Text. Diese Selbstreferentialität hat zur Folge, dass die Abgrenzung eines metasprachlichen Diskurses 'über' diesen Text problematisch wird. (Martyn, 672ff.)

27. In dem Maße, wie die Dekonstruktion die vielfältigen Abhängigkeiten der Wissenschaften von der Tradition der Metaphysik freilegt, kann das Paradigma Wissenschaft nicht mehr den unverbrüchlichen Boden der dekonstruktiven Projekte abgeben. Der Versuch einer wie auch immer gearteten Rückführung dieses Denkens wäre nur um den Preis einer Leugnung dieser Geste der Selbstbefragung möglich. (Pross, 409f.)

28. Metaphysik-Kritik über den Weg einer Neubewertung des Begriffs des sprachlichen Zeichens stellt die allgemeinste Form der Auseinandersetzung von Textualität und Philosophie im Werk Derridas dar. Die Argumentation Derridas zielt darauf, über eine kritische Lektüre der modernen Zeichentheorie fundamentale Vorgaben der abendländischen Metaphysik und deren oft untergründige Wirkung in den modernen Wissenschaften in Frage stellen zu können. (Pross, 410)

29. Die untersuchten Texte sind nicht bloßes Objekt der Untersuchung. Es gehört zu den entscheidenden Gesten der Dekonstruktion, ihr kritisches Vokabular gerade aus den gelesenen Texten selbst zu gewinnen.

Der Terminus 'Dekonstruktion' knüpft an Heideggers Formulierung von der Destruktion der Geschichte der Ontologie an. Dekonstruktion ist als Verfahrensweise konzipiert, die sich bewusst dem „Paradox“ aussetzt, Kritik als „Verstellen“ semantischer Prämissen im Register der sprachlichen Strukturen und Werte selbst zu entfalten, die ihr Gegenstand vorgibt. Es ist problematisch, 'die Dekonstruktion' als Singular im Sinne eines methodolo-

gisch definierten Verfahrens der Textanalyse zu beschreiben: Denn in dem Maße, wie Dekonstruktion nur als Bewegung des Lesens im Sinne der nachvollziehenden Lektüre der prozessualen Sinnkonstitution und -durchkreuzung von Einzeltexten existiert, lassen sich nur je unterschiedliche Dekonstruktionen beschreiben. (Pross, 411)

30. Zu Derridas Saussure-Lektüre: Nachdem die den Text von Saussure organisierende Opposition von „écriture“ und „voix“ („parole“) zutage getreten ist und die massive Privilegierung eines der Terme gezeigt werden konnte, unternimmt es Derrida in einem zweiten Schritt, bei Saussure solche Denkfiguren auszumachen, die den erklärten Vorannahmen in zunehmendem Maße widersprechen und den Weg eines alternativen Denkens der Schrift und der Konstitution von Sinn in Texten weisen. Es sind dies die Prinzipien der *Arbitrarität* des sprachlichen Zeichens und der rein *differentiellen* Konstitution von Bedeutung in der „langue“. (Pross, 414f.)

31. Die Dekonstruktion erscheint für einen Moment als eine Art ‘Psychoanalyse’, die den nicht reflektierten Vorannahmen und Anliegen des wissenschaftlichen Diskurses nachgeht. (Pross, 416)

32. Die Phänomene von Bedeutung und Sinn können nicht mehr in Begriffen von Präsenz beschrieben werden: Dagegen eröffnet sich die Struktur eines unabschließbaren Verweisungsprozesses, in dem kein Element in dem Sinne privilegiert ist, dass diese Bewegung in ihr zum Stehen käme. Derrida interpretiert die Geschichte des abendländischen Denkens, die Epoche der Metaphysik, gerade als Folge von Setzungen solcher ausgezeichneten transzendentaler Signifikate: Sein, Idee, Wahrheit, ratio, Ich, Gott, Mensch usw.; Entitäten, die am Ursprung des Ganzen der Welt und somit ihrer Interpretation stehen, die alles, was existiert, organisieren, selbst aber außerhalb einer solchen Struktur stehen. Dahinter steht das Bedürfnis, in dieser Struktur einen ruhenden Pol auszumachen.

Saussures Denken der Differenz stellt sich dann dar als Ereignis einer Dezentrierung der Struktur, einer Entgrenzung des Spiels: Vor dem linguistischen Modell der rein differentiellen Konstitution von Bedeutung offenbart sich die Setzung transzendentaler Signifikate als Befriedigung eines „Verlangen[s] nach einem Zentrum“. (Derrida 1972, 424) Dezentrierung heißt dann: die Aufgabe aller transzendentalen Signifikate. (Pross, 417f.)

33. Die Frage nach dem letztlichen Träger oder Ursprung der Differenzen in einer „langue“ wird nicht beantwortet; „différance“ nimmt nicht die Stelle dieses Ursprungs ein, sondern bezeichnet als Konzept genau den Sachverhalt der Ursprungslosigkeit; damit soll die Möglichkeit eröffnet werden, Phänomene anders als über ihre Rückführung auf einen Ursprung zu denken. (Pross, 418)

34. Das Subjekt kann nicht mehr als selbstgewisses, beischseiendes Bewusstsein konstruiert werden, das mit anderen Subjekten bloß im Modus eines Austausches des Eigenen kommunizieren würde. Vielmehr ermöglicht sich Subjektivität im Denken der „différance“ nur mit dem Bezug auf das absolut Andere; jede Präsenz eines Subjekts hat so nötig, was sie selbst nicht ist. (Pross, 419)

35. In der Opposition von „signifiant“ und „signifié“ ist bei Saussure noch das metaphysische Denkmuster am Werk, Bedeutungen unabhängig von einem als materiell und äußerlich gedachten Träger, dem Signifikanten, in einer Region reiner Idealität zu denken. Sobald aber die Differenzialität sprachlicher Zeichen beide Aspekte des sprachlichen Zeichens betrifft, sich also Signifikant und Signifikat nur rein differentiell über ihre Relation zu anderen Zeichen bestimmen, wird die strikte Trennung der beiden Aspekte fragwürdig: Auch

das Signifikat teilt diese Notwendigkeit, Beziehungen zu unterhalten mit dem, was es nicht selbst ist. (Pross, 420)

36. In Derridas Lektürepraxis wird zunächst die zentrale binäre semantische Opposition des Texts aufgesucht, deren Hierarchie auf der Abwertung eines der beiden Terme beruht, der als sekundär oder supplementär ausgewiesen wird. Es folgt der Nachweis, dass die Merkmale des ausgeschlossenen Terms auch für den anderen Term dieser Opposition gelten. Die Bewegung der dekonstruktiven Lektüre besteht somit darin, im Verlauf ihrer Entfaltung die begriffliche Unterscheidung aufzuheben, mit der sie eingesetzt hat. Zugleich wird jedoch im dritten Schritt der Begriff für den ausgeschlossenen Terminus beibehalten und zur Beschreibung der allgemeinen Struktur weiterverwendet, die die Lektüre als grundlegend für beide Terme der hierarchischen Opposition ausgewiesen hat, wie z.B. „Schrift“ weiterhin für das differentielle, nicht ursprüngliche Moment von Sprache verwendet wird, das die Dekonstruktion der metaphysischen Opposition von Rede und Schrift als deren verdrängte Grundstruktur erwiesen hat.

Die fortgeführte Verwendung des Begriffs „Schrift“ ist demnach nicht mit einer einfachen Aufwertung des marginalisierten Terms einer semantischen Opposition zu verwechseln. Vielmehr verweist sie auf die notwendige Differenz, die die signifikanten Einheiten zuallererst konstituiert, indem sie sie als Opposition differenziert und gleichzeitig aufeinander bezieht und so erst die Textbewegung von Sinntotalisierung und -durchkreuzung ermöglicht. Die Aufmerksamkeit richtet sich nicht auf die Kohärenz der Struktur und Einheit des Sinns, sie sucht systematisch die Momente auf, an denen ein Begriff divergierende Argumentationslinien verbindet. In dem Maße, wie dekonstruktive Lektüre den autoritativen Aussagen eines Textes gegenüber seinen Inkohärenzen und Ambiguitäten keine Priorität zugesteht, wendet sie sich bei der Wahl ihrer Themen verstärkt den „Randgängen“ zu: sowohl den thematischen „marges“ innerhalb der philosophischen Tradition als auch den von der Kritik wenig beachteten Texten innerhalb des Kanons sowie des Werkkorpus einzelner Autoren. (Pross, 421f.)

37. Der Begriff ‘Dekonstruktion’ entzieht sich einer eindeutigen Bestimmung, da er selbst gerade die Unmöglichkeit jeder eindeutigen Bestimmbarkeit und semantischen Begrenzbarkeit sprachlicher Zeichen beinhaltet. Er bezeichnet den doppelten Gestus zwischen Kritik und Affirmation, zwischen der radikalen Demontage überlieferter Begriffsgerüste und dem gleichzeitigen Bewusstsein, grundsätzlich nicht ohne diese auszukommen. Die D[ekonstruktion] ist daher keine schematisch anwendbare Methode, sondern ein gewissermaßen subversives Prinzip der Annäherung an Texte ‘von innen her’, die diese in ihren potentiell unendlichen Bedeutungsverästelungen, ihrem über die manifeste Textintention hinausgehenden Bedeutungsüberschuss und ihrer dabei unvermeidlich hervortretenden inneren Widersprüchlichkeit expliziert. Insbes. stellt sie die Art und Weise heraus, in der die je spezifische Sprache, Form und Rhetorik eines Textes der eigenen Aussage so weit entgegenlaufen, dass sie deren Hauptinhalte letztlich selbst wieder dementieren. (Zapf, 82)

38. Die Kritik der D. an der logozentrischen ‘westlichen’ Tradition des Denkens und der Textauslegung besteht darin, dass diese die intertextuelle Offenheit und Vieldeutigkeit kultureller Erfahrung in die Zwangsmuster eines vereindeutigenden Systemdenkens presst, in dem das vorgebliche Interesse an Erkenntnis häufig nur ein Interesse der Machtausübung und der ideologischen Realitätskontrolle verbirgt. Der Akt der D. ist von hier aus intendiert als Selbstbefreiung des Denkens aus gewohnten Grenzziehungen und Hierarchisierungen, die oft genug zur Rechtfertigung des Hegemonieanspruchs einer Kultur, Klasse, Rasse oder eines Geschlechts über das andere missbraucht wurden. (Zapf, 82f.)

39. Der entscheidende Bruchpunkt zwischen Strukturalismus und Poststrukturalismus bzw. Dekonstruktivismus liegt dort, wo dem quasi-naturwissenschaftlichen Systemdenken des Strukturalismus mit seiner Annahme allgültiger Grundgesetze der symbolischen Tätigkeit des menschlichen Geistes, der er allen Ausprägungen kultureller Aktivitäten zugrunde liegen sah, seine Basis entzogen wurde. Derrida zeigt, wie die unhinterfragte Prämisse eines festen Zentrums kultureller Strukturen und Zeichensysteme zu unauflöslchen Paradoxien führt und wie der Versuch einer ontologischen Fundierung der sprachlichen Zeichenaktivität durch ein 'transzendentes Signifikat', d.h. eine letzte bedeutunggebende Instanz, immer wieder durch den niemals stillzustellenden Prozess der Signifikanten subvertiert wird, die sich in ständiger wechselseitiger Verschiebung befinden. Der Signifikant als der materielle Zeichenträger rückt damit in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, während gleichzeitig die Seite des Signifikats, des Bedeuteten und Bezeichneten, in höchstem Maße problematisiert wird. Die Suche nach einem transzendentalen Signifikat wirkt nur noch als ein niemals erfüllbares Begehren fort, das durch die 'Unruhe der Sprache', das über alle Text- und Bedeutungsgrenzen hinauschießende Spiel der Signifikanten, immer wieder aufgeschoben und weitergetrieben wird. Es gibt kein Inneres mehr ohne ein Äußeres, keine Bedeutung jenseits der konkreten Zeichengestalt. Dieses Äußere der Zeichen, ihre sinnlich-materielle Gestalt, wird aufgefasst in Analogie zum 'Körper', der aus seiner langen Zwangsherrschaft durch den 'Geist' befreit werden muss. Für die Lit.kritik folgt daraus, dass der Text von den logozentrischen Bedeutungsansprüchen befreit werden muss, denen er durch das traditionelle Verfahren der Interpretation unterworfen wird. Es gilt, die materielle Seite der Texte ernst zu nehmen, ja diese als konventionelle Bedeutungsstrukturen 'unlesbar' zu machen und in ihrer reinen, jede eingrenzende Bedeutungszuschreibung sprengenden Textualität zum Vorschein zu bringen. (Zapf, 84)

40. Die Schrift wird bei Derrida nicht verstanden in einem empirischen oder historischen Sinn, etwa als konkrete historische Entstehung bestimmter Schriftsysteme, sondern als diesen vorausgehende 'Ur-Schrift', als universales Apriori menschlicher Kultur. Mit dem Axiom der Unhintergebarkeit der Sprache hängt das zweite Axiom des D[ekonstruktivismus] zusammen, das der *différance*: Es gibt keine Identität, sondern nur Differenz, keine Kernpunkte des Denkens, sondern nur ein Netzwerk aufeinander bezogener Zeichen, eine unendliche Kette immer weiterverweisender Signifikanten. 'Bedeutung' ergibt sich nur aus dieser Beziehung und Differenz zwischen den Zeichen, sie ist damit prinzipiell entlang der gesamten Signifikantenkette verstreut und niemals in einem Zeichen vollständig gegeben. Umgekehrt impliziert jedes Zeichen die Wiederholung seines früheren Gebrauchs und ist damit niemals urspr. gesetzt. Gleichzeitig ist es durch seine differentielle Beziehung zu anderen Zeichen seinerseits in seiner Bedeutung nicht eindeutig eingrenzbar und 'identifizierbar'. Jedes Zeichen und jeder Text gehen über die ihnen subjektiv zugeschriebenen Bedeutungen hinaus, da diese immer schon unterschwellig auf andere, nichtintendierte Bedeutungen bezogen sind, die die beabsichtigte Eindeutigkeit und Abgeschlossenheit jedes Diskurses sprengen. (Zapf, 84)

41. Die Auflösung herkömmlicher binärer Oppositionsmuster resultiert nicht in einem einfachen Umkehrungsverfahren, sondern im Versuch, das Denken in Identitäten und Oppositionen von innen her zu überwinden. Der D. ist in wesentlichen Aspekten ein Neuschreiben der zentralen westlichen Konzepte und Positionen von deren Rändern her, von dem 'Supplement', das jene Konzepte zugunsten ihrer vermeintlichen Eindeutigkeit unterdrückt, die aber bestimmend in sie als Bedingung ihrer Möglichkeit hineinwirkt und sie so apriori unterminiert.

Die Geschichte logozentrischen Denkens erscheint von hier aus als Domestizierung der Offenheit und abgründigen Mehrdeutigkeit der Sprache, durch die Zwangsstrukturen eines

vereindeutigenden Systemdenkens, das seine Definitionsmacht über die Realität durch hierarchisch-wertende Begriffsoperationen zu stabilisieren suchte. An die Stelle von System, Zentrum und Struktur tritt im D. der Begriff des 'Spiels', das Derrida als 'Abwesenheit eines Zentrums' bestimmt. Hieraus ergibt sich eine typische Ambivalenz des D. zwischen Desillusionierung und avantgardistischer Aufbruchsrhetorik. Negation und Affirmation greifen eigentümlich ineinander, da die Zerstörung bisheriger Scheingewissheiten und harmonisierender Sinnkonstruktionen des Daseins gleichzeitig als eine bisher nicht da gewesene Befreiung ungebundener Denk- und Lebensenergien aufgefasst wird, die gegen die Systemzwänge traditioneller Wissenschaft, die Machtstrukturen der Gesellschaft, die Rollenmuster der Geschlechter oder die Interpretation von lit. Texten gleichermaßen mobilisierbar sind. (Zapf, 85)

42. Der D. wirkt sich auch auf die Sicht des menschlichen Subjekts aus, dem nicht mehr eine einheitliche Identität zukommt, sondern das ein *mixtum compositum* verschiedener Antriebskräfte und Selbstbilder ist, die oft im Konflikt zueinander stehen. Unsere 'Identität' ist so eine plurale Identität; sie ist keine zentrierte Struktur, sondern ein Ort des Spiels verschiedener Bilder des Selbst ohne festen Grund und ohne festes Zentrum. Ja, sie ist nicht bloß durch das Spiel verschiedener Selbstbilder, sondern bis in ihr Innerstes hinein durch das Spiel von Texten bestimmt. Dies hat für die Kommunikation zur Folge, dass die Subjekte sich auch gegenseitig opak sind und Verstehen zur Fiktion wird, die einen unaufhebaren Bruch zwischen den einzelnen überdeckt. Hierin liegt eine unmittelbare Antithese zur Hermeneutik, die ja das intersubjektive Verstehen, in welcher Begrenztheit auch immer, zur zentralen Kategorie ihres Kultur- und Lit.begriffs hat. Die Vorstellung gelingender Kommunikation ist eine Spätform des humanistischen Idealismus; für das Verhältnis der Subjekte zueinander gilt: Der Bruch ist der Bezug. (Zapf, 85)

43. Zu den meistdiskutierten Methoden der letzten Jahre gehört fraglos der sogenannte *Post-strukturalismus*, den wir als charakteristisches Produkt des demokratisch-pluralistischen Zeitalters auffassen können. Die ontologische und die semiotische Emanzipation werden von den Vertretern dieser Richtung nicht als mögliche Optionen des modernen Schriftstellers und Theoretikers, sondern als unumgängliche Komponente jedweder sprachlichen Äußerung aufgefasst.

Saussures Gedanke einer Eigendynamik der Bedeutungsveränderung wird von den Post-strukturalisten ausgeweitet und radikalisiert. Die linguistische Radikalisierung wurde von Derrida entwickelt. Derrida erklärte im Unterschied zu Saussure, dass die Bedeutung eines Wortes nicht nur von der Differenz zu seinen bedeutungsverwandten Nachbarwörtern, sondern von der Differenz zu sämtlichen (neuen und alten) Wörtern der Sprache abhängt. (Schneider, 221f.)

44. Wie man leicht erkennt, ist es unter dieser Annahme nun allerdings schwierig, überhaupt noch von so etwas wie der festen Bedeutung irgendeines Wortes zu sprechen. Und tatsächlich unterstellt Derrida, dass die Bedeutungen den Wörtern gleichsam permanent entgleiten. Es gibt keine feste Bedeutung irgendeines Wortes, sondern nur das unendliche Spiel der permanent fluktuierenden Bedeutungen, das innerhalb von Wörtern oder Texten immer nur provisorisch stillgestellt werden kann (und soll). Wörter besitzen demnach Derrida zufolge keine feste Identität, sondern stellen proteusartige, fluktuierende Gebilde dar, deren Bedeutung beständig wechselt und die keinerlei festen Bedeutungskern besitzen. Töricht wäre nach dieser Sprachauffassung jeder Autor und Interpret, der die Sprache als kontrollierbares Werkzeug der Kommunikation auffassen wollte. Möglich und wünschenswert ist nach Derrida lediglich eine bewusste Hingabe an die unkontrollierbaren Wandlungen der Bedeutungen, und jede Deutung kann demzufolge nur als aussichtsloser Versuch zur

Fixierung eines von Natur aus nicht Fixierbaren aufgefasst werden. Da dies auch die Erklärungsversuche und theoretischen Konzepte der Dekonstruktivisten selbst betrifft, sind deren Texte meistens in einer sperrig-unverständlichen Sprache verfasst, die zum Ausdruck bringen soll, dass sich dieses Konzept (wie alles andere auch) prinzipiell nicht mitteilen oder beschreiben lässt. (Schneider, 222f.)

45. De Man unterstellt seinen Ansatz ganz im Gegensatz zu hermeneutischen Entwürfen einer Melancholie des Scheiterns, da das Lesen keine Form der Identität herstelle, sondern die unaufhebbare Trennung von Subjekt, Text und Geschichte aufzeige. In Frage steht damit die Grundvoraussetzung des hermeneutischen Ansatzes: es so etwas wie das Verstehen eines Textes überhaupt gebe. (Geisenhanslücke, 64)

46. Heideggers Ansatz lässt sich auch als Ansatz für eine „antihermeneutische“ Wendung der Literaturtheorie verstehen, die sich nicht länger dem Begriff der geschichtlichen Kontinuität und Identität verschreibt, sondern die Momente von Diskontinuität und Gewalt zutage fördert.

Unabhängig von der philologischen Forderung nach dem angemessenen Verstehen der zu verhandelnden Sache verschreibe sich das philosophische Denken einer Gewalt der Auslegung. Das Ziel der Auslegung liege entsprechend nicht darin, das Gesagte zu deuten, sondern das Ungesagte des Textes zutage zu fördern.

Heideggers Affirmation der Gewalt lässt sich nicht mehr mit der hermeneutischen Forderung nach einer vernünftigen Einsicht in die Sache vereinbaren. (Geisenhanslücke, 64f.)

47. Alternative zu herkömmlichen hermeneutischen Verfahren. Heidegger will einen Begriff der Auslegung etablieren, dem es nicht mehr darum geht, den Sinn eines Textes zu erfassen und in seiner verallgemeinerbaren Objektivität und Geschichtlichkeit auszuweisen. Er vertritt vielmehr die Überzeugung, in den überlieferten Texten der Metaphysik und der Literatur ein Ungedachtes zur Sprache kommt, das sich nicht vollständig in Verstehen übersetzen lässt.

Diese Einsicht teilt Heidegger mit Nietzsche und Freud. (Geisenhanslücke, 65f.)

48. Nietzsches Gleichsetzung von Macht und Interpretation deutet Hamacher als Subversion der traditionellen Hermeneutik zugunsten einer Hermeneutik der Gewalt. Nietzsches Hermeneutik des Willens geht es darum, die Herrschaftsregeln zu rekonstruieren, die zu einer bestimmten historischen Konstellation geführt haben; vgl. Foucault. (Geisenhanslücke, 66)

49. Auch bei Freud lässt sich ein Moment der Gewalt der Auslegung ausmachen. Derrida unterstreicht, es Freuds Theorie der Entzifferung nicht um die Restitution eines ursprünglichen Sinns geht. Der energetische Charakter des psychischen Apparats verrate vielmehr die Spuren des Unbewussten als Resultat eines durch einen Gewaltakt hervorgerufenen Einschreibeprozesses, demzufolge die hermeneutische Kategorie des Sinns nur von ursprünglich destruktiv ausgerichteten Kräfteverhältnissen abgeleitet sei. (Geisenhanslücke, 66f.)

50. Versuch einer Überschreitung des strukturalistischen Denkens im Zeichen der Differenz. Geht es dem Poststrukturalismus wie schon dem strukturalistischen Denken zunächst um eine Kritik des hermeneutischen Zusammenhangs von Sinn und Subjektivität, so treten Foucault, Deleuze und Derrida in der gleichen Weise dazu an, den Strukturalismus zu überwinden. Sie orientieren sich nicht mehr an der Idee eines in sich geschlossenen taxonomischen Feldes, sondern an dem Zusammenhang von Sprache und Differenz.

Damit geben sie zugleich das Wissenschaftsideal des linguistischen Strukturalismus auf. „Die Strukturalisten nehmen die Linguistik als Modell und versuchen ‘Grammatiken’ zu entwickeln [...], aus denen die Form und die Bedeutung literarischer Werke ableitbar ist; Poststrukturalisten untersuchen die Art, wie ein solches Projekt durch die Arbeit der Texte selbst subvertiert wird. Strukturalisten sind davon überzeugt, dass systematisches Wissen möglich ist; Poststrukturalisten behaupten die Unmöglichkeit eines solchen Wissens“ (Culler 1999, 21). Im Zentrum des poststrukturalistischen Denkens steht nicht mehr der Versuch, eine neue und in sich kohärente Form der Wissenschaft aufzubauen, sondern die Anstrengung, den wissenschaftlichen Anspruch, der den Strukturalismus wie die philosophische Hermeneutik leitete, kritisch zu hinterfragen und letztlich im Begriff der Differenz aufzulösen. Die Einsicht in die systematische Unmöglichkeit wissenschaftlich verbürgten objektiven Wissens verbindet die unterschiedlichen Theorien der Dekonstruktion. (Geisenhanslücke, 90f.)

51. Die allgemeinen Grundlagen der Dekonstruktion errichtete Derrida, indem er im Anschluss an Nietzsche und Heidegger den Logozentrismus der abendländischen Metaphysik offen legt: In Derridas Augen verpflichtete sich das philosophische Denken seit der Antike einer Vorstellung der lebendigen Präsenz, die ihr Ideal in der Idee einer mit sich identischen und sinnerfüllten Stimme erkannte, gegen die die Dekonstruktion einen neuen Begriff der Schrift geltend zu machen versucht. (Geisenhanslücke, 91)

52. Problem, das der Dekonstruktion von Beginn an zu schaffen machte. Impliziert Derridas Aufwertung der Schrift gegenüber dem Logozentrismus der abendländischen Metaphysik eine Privilegierung des Textes, der zur Matrix jeder möglichen Erfahrung des Subjekts wird, so stellt sich zugleich die Frage nach den außertextuellen Bedingungen des Wissens als Grenze der Dekonstruktion. Sowohl Foucaults Theorie der Diskursanalyse als auch die neuen Kulturwissenschaften verfolgen vor diesem Hintergrund die Spur einer Materialität, die sich nicht einfach mit dem dekonstruierten Begriff der Schrift in Übereinstimmung bringen lässt. (Geisenhanslücke, 91f.)

53. *Lyotard*. Über den von Adornos Ästhetik etablierten Vermittlungszusammenhang von Autonomie und Subversion der Kunst geht die postmoderne Ästhetik hinaus, indem sie zwar an dem autonomen und tendenziell subversiven Charakter moderner Kunst festhält, den Begriff der Negativität jedoch aufgibt. An ihre Stelle tritt im Denken Lyotards die Idee einer affirmativen Ästhetik im Zeichen des Erhabenen.

Bekannt wurde Lyotard mit seiner Definition der Postmoderne als Ende der großen Erzählungen. (Geisenhanslücke, 92)

54. Paralogien sind nach Lyotard Regeln, die im Unterschied zu den allgemeingültigen großen Erzählungen der Moderne nur noch eine lokale, strategisch ausgerichtete Gültigkeit für sich beanspruchen. Indem Lyotard die Paralogien zum Paradigma eines jederzeit offenen und un abgeschlossenen Systems erklärt, vollzieht er zugleich jene Öffnung des geschlossenen Feldes der Struktur, die das poststrukturalistische Denken insgesamt auszeichnet. Freigesetzt werden soll damit das schlechthin Neue als dasjenige Moment, das sich in kein etabliertes Modell des Wissens fügt. Die Absage an einmal etablierte Regeln führt Lyotard fast zwangsläufig zu einer radikalen Philosophie der Regellosigkeit. Schon der Begriff des Experimentierens verrät, Lyotard einer Logik der Avantgarde vertraut, derzufolge noch gültige Formen ästhetischer Erfahrung allein in der Überbietung des Vergangenen auszumachen sind. (Geisenhanslücke, 92f.)



55. Der Leitbegriff der ästhetischen Erfahrung nach Lyotard ist der der Intensität. In Anknüpfung an Freud verbindet Lyotard vor allem in seinen Schriften der siebziger Jahre die beiden Begriffe der Libido und der Intensität, um die Freisetzung von Energiequantitäten als das Ziel aller Kunst darzustellen: Bestehende, fest besetzte Materie soll in frei zirkulierende Energie zurückübersetzt werden. Mit der Freisetzung sinnlicher Intensitäten verfolgt Lyotard zugleich das nur vage formulierte Ziel einer Philosophie des Singulären. Ist das Sinnliche für Lyotard von sich aus immer schon das subversive Einzelne, das sich im Widerstreit mit dem übergreifenden Allgemeinen des Geistes befindet, so gilt ihm die Kunst als der Versuch, die Sensibilitäten zu erweitern. Der Versuch der Erweiterung der Sensibilität durch die Versinnlichung des Nichtdarstellbaren nennt den Grund von Lyotards Ästhetik im Zeichen des Erhabenen. Damit verbindet sich konsequenterweise die Absage an die Bestimmung der ästhetischen Theorie als einer Form der Kritik. Affirmativ ist Lyotards Ästhetik in ihrem Grundgestus, da sie den regellosen Intensitäten als dem singulären Sinnlichen gar nicht anders als affirmativ begegnen kann: Das bloße Erscheinen ist für Lyotard zugleich schon die Legitimation der sinnlichen Intensitäten. (Geisenhanslücke, 93)

56. Die Rückkehr zu Kants Ästhetik gewinnt für Lyotards Denken in den achtziger Jahren zunehmend an Bedeutung. Der Begriff des Erhabenen gewinnt eine zentrale Stellung in Lyotards Ästhetik. Lyotard, der sich dabei eher an der bildenden Kunst als an der Literatur orientiert, ordnet der Kunst der klassischen Moderne den Begriff des Erhabenen zu, um jene Dialektik von Avantgarde und Überbietung weiter zu entwickeln, die schon seine Ästhetik der Intensitäten in den frühen siebziger Jahren bestimmte. (Geisenhanslücke, 93f.)

57. Der Begriff des Erhabenen nennt ein wesentliches Moment moderner Kunst: das Problem der Nichtdarstellbarkeit. Kant hatte behauptet, dem Erhabenen im Unterschied zum Schönen keine Form der unmittelbaren sinnlichen Anschauung adäquat sein könne, weil in ihm eine übersinnliche Idee zur Geltung komme, die sich nur indirekt als Zeichen für die Überlegenheit der menschlichen Vernunft über die Natur erschließen lasse. Lyotard interessiert sich weniger für das moralische Argument, das Kants Argumentation zugrunde liegt, als vielmehr für die ästhetischen Konsequenzen, die daraus zu ziehen sind: es Gegenstände gibt, die nicht darstellbar sind und die daher eine indirekte Form der Darstellung erfordern. Dabei gelten Lyotard insbesondere Barnett Newman und die abstrakte Kunst der Moderne als Beispiel für eine Reflexion auf Nichtdarstellbarkeit. (Geisenhanslücke, 94)

58. Lyotard bestimmt das Erhabene als das „ eines singulären Ereignisses. Indem er das Erhabene als ein singuläres Ereignis beschreibt, als die bloße Faktizität dessen, das erscheint, führt er auch die Theorie des Erhabenen auf das Modell einer affirmativen Ästhetik zurück, derzufolge das unbestimmte Sinnliche und Ereignishafte der Kunst in der Malerei in nichts anderem als dem materiellen Vorhandensein von Farbe und Bild bestehe. Mit Lyotards Theorie des Erhabenen ist die Ästhetik an ihrem Ende angekommen. (Geisenhanslücke, 94f.)

59. *Deleuze*. Bereits in seiner frühen Untersuchung *Logik des Sinns* (1969) formuliert Deleuze eine kritische Hinterfragung des hermeneutischen Sinnbegriffs, dem er eine paradoxe Grundstruktur nachzuweisen sucht. Der Lewis Carroll entlehnte Einblick in die Paradoxien des Sinns führt Deleuze zu einer radikalen Absage an die hermeneutische Tiefendimension eines literarischen Textes zugunsten der Privilegierung seiner reinen Oberfläche. Hier macht sich das Erbe Nietzsches bemerkbar, demzufolge Sinn immer nur als Effekt einer selbst nicht dem Begriff des Sinns unterworfenen Instanz zu verstehen ist. (Geisenhanslücke, 95)

60. Deleuze gelangt dann zu einer radikal anti-systematischen Form des Denkens, die sich insbesondere dem Zugriff von Freuds Begriff des Unbewussten verweigert. Deleuze lässt sich von der zusammen mit Guattari formulierten Vorstellung des Unbewussten als einer ewig produzierenden Wunschmaschine leiten, die jede Form der Ödipalisierung des Subjekts unterlaufe. (Geisenhanslücke, 95f.)

61. Als Gegenbegriff zum psychoanalytischen Begriff des Mangels entwickelt Deleuze den des Rhizoms als einer wild wuchernden Struktur, die es erlaube, Singuläres frei von allen Versuchen der Hierarchisierung mit Singulärem zu verbinden.

Deleuze hat neben seinen philosophischen Arbeiten immer wieder Monografien zu literarischen Werken, vor allem zu Kafka und Proust vorgelegt, die den anti-systematischen, lustbetont-anarchistischen Impuls seines Denkens zu veranschaulichen helfen.

Ziel von Deleuze ist es nicht, eine plausible Interpretation von Kafkas Gesamtwerk vorzulegen, sondern die „Fluchtlinien“ zu bezeichnen, die der Text gegen die Versuche zu seiner Reterritorialisierung anbiete. Deleuze plädiert in diesem Zusammenhang für einen Begriff der offenen Lektüre insbesondere unter Zurückweisung der psychoanalytischen Lesart Kafkas, die sich über den Brief an den Vater zu legitimieren weiß.

Deleuze unterstellt Kafkas Werk keinem einheitlichen Sinnzentrum, um über den Leitbegriff der Maschine gleichwohl die Momente der Bürokratie, der Moderne und des Faschismus als Ausgangspunkt von Kafkas Schreiben miteinander zu verbinden. Kafkas literarische Sprache erscheint in diesem Zusammenhang nicht mehr als ohnmächtiger Reflex auf die Gesetze des Vaters, sondern als Flucht vor der bürokratischen Kälte der Moderne in eine „kleine“ Literatur. So erscheint die Literatur bei Deleuze als Paradigma der postmodernen Dezentrierung eines Sinnzentrums, das sich allen begrifflichen Zuschreibungen entzieht. Das verbindet Deleuze mit Derrida und Foucault. (Geisenhanslücke, 96f.)

62. *Derrida*. Der Ausgangspunkt von Derridas Theorie ist die Kritik am geschlossenen taxonomischen Feld des Strukturalismus. Indem der Strukturalismus die Ebene der *langue* als ein geschlossenes Feld von Zeichen begreift, das auf der Differentialität seiner einzelnen Elemente beruht, denkt er die Differenz nach Derrida nicht radikal genug. Statt die Differentialität des Zeichens selbst zum Ausgangspunkt der eigenen Theorie zu machen, verlasse sich das strukturalistische Denken auf die Idee, die Struktur über ein Zentrum verfüge, das der Differenz selbst nicht mehr unterworfen sei.

Grundgedanken der Dekonstruktion: Das Zentrum eines geschlossenen Feldes könne sich nur außerhalb der Struktur seiner selbst befinden: Als das, was die Struktur regiert, nimmt es die widersprüchliche Position eines Mittelpunktes ein, der zugleich innerhalb wie außerhalb der Struktur liege. Es kann der Philosophie daher nicht darum gehen, mit Hilfe des Begriffes der Struktur eine neue Wissenschaft zu erstellen, sondern darum, die Paradoxien aufzuzeigen, die die Rede von einem nur scheinbar in sich kohärenten Wissenssystem erst ermöglichen. Der kritische Grund der Dekonstruktion, den sie mit der Diskursanalyse teilt, liegt in der Dezentrierung des strukturalistischen Systemgedankens zugunsten eines offenen Systems, das sich in der un abgeschlossenen Form des Spiels jeder Letztbegründung zu entziehen versucht. (Geisenhanslücke, 97f.)

63. Zweites Argument. Als das Moment, das zugleich innerhalb wie außerhalb der Struktur liege, diene das Zentrum nur als Supplement einer unaufhebbaren Form der Abwesenheit. Derrida geht davon aus, das geschlossene Feld der sprachlichen Zeichen in seinem Zentrum eine fundamentale Leerstelle aufweise, die durch die Versuche, der Struktur einen in sich kohärenten Mittelpunkt zu verleihen, nur kaschiert werde. Anders als Lacan begreift Derrida die Leerstelle, die die Struktur regiere, jedoch nicht als Zeichen für die Abwesen-

heit des Phallus, sondern als Abwesenheit schlechthin, als den Entzug des Seins. (Geisenhanslücke, 98)

64. An diesem Punkt folgt Derrida Heidegger. So wie für Heidegger das Sein in der Geschichte der Metaphysik immer als Präsenz gedacht wurde, so besteht für Derrida die Metaphysik in einem Denken der Präsenz, das er auch im Strukturalismus wiedererkennt, insofern dieser die These von der Differentialität der Zeichen durch die Idee der Systempräsenz aufhebe. Der Verborgenheit des Seins bei Heidegger entspricht in Derridas Theorie die Abwesenheit eines Zentrums, das nur über seine Supplementierungen zugänglich ist. Für Derrida wäre die Geschichte der Supplemente als die der wechselnden Zentren der Struktur daher zugleich ein Abriss der Geschichte der Metaphysik. Allerdings zieht Derrida aus diesem Sachverhalt eine andere Konsequenz als Heidegger. Ihm geht es nicht um die Wiedereinführung der Seinsfrage in die Philosophie als vielmehr um die Ersetzung des geschlossenen Feldes des Strukturalismus durch ein unendliches Spiel von Differenzen, das keinerlei Form der Zentrierung mehr zulasse. Die Arbeit der Dekonstruktion gilt demnach zum einen dem kritischen Nachweis der verschiedenen Supplementierungsprozesse, die die Geschichte der Metaphysik erfahren habe, zum anderen der Erarbeitung einer anti-systematischen Wissenschaft, die das unendliche Spiel der Zeichen als Selbstauflösung jeden wissenschaftlichen Anspruchs nachzeichne. (Geisenhanslücke, 98f.)

65. Derrida geht ferner über Heidegger hinaus, indem er die Dekonstruktion der Präsenz mit der der Stimme verbindet. Die Geschichte der Metaphysik erscheint als die Geschichte der Abwertung der Schrift durch die Stimme, die bis zu Platon zurückreicht. Ziel seiner Darlegungen ist der Nachweis der Aporien, denen ein Denken unterworfen ist, das die Präsenz des Seins als lebendige Stimme deutet. An die Stelle des Gegensatzes von lebendiger Stimme und toter Schrift setzt er einen neuen Schriftbegriff, dessen Konturen er in der *Grammatologie* (1967) umrissen hat. Was sein Denken in den Blick zu rücken versucht, ist nicht die Differentialität des Zeichens, sondern die Differenz selbst, das Spiel, das es erst ermöglicht, er Differenzen gibt. Diese Form eines jeder sprachlichen Differenz vorgängigen Prozesses, für den Derrida das Kunstwort der „différance“ einführt, definiert er zugleich als eine „Urschrift“ in der Form einer „Spur“. Am Ursprung der Differenzen steht mit der Spur die *différance* als eine Form der zeitlichen Nachträglichkeit und der räumlichen Verschiebung, die keinen Ursprungsort mehr kenne.

Es handelt sich um eine Theorie, die keinerlei Ursprünglichkeit mehr kennen will, weil sich im Spiel der Differenzen jede Form der Ursprünglichkeit selbst aufhebt. Die Differenz selbst denkt Derrida daher konsequent als eine Bewegung, die jedem Ursprungsdenken entzagt. Saussures Neubegründung der Sprachwissenschaft im Zeichen der Semiologie setzt Derrida daher die Grammatologie als eine neue Wissenschaft der sprachlichen Differenz entgegen. (Geisenhanslücke, 99f.)

66. Probleme: Derridas Denken der *différance* formuliert letztlich eine Re-Philosophierung des modernen Sprachdenkens. Es liegt ein genuin philosophischer Gestus vor, der die linguistischen Grundlagen des modernen Sprachdenkens zu überschreiten versucht. Die Überbietung führt in einen Bereich, der in paradoxer Weise selbst die Voraussetzungen von Derridas Kritik am geschlossenen Zentrum der Struktur erfüllt: Als unendliches Spiel der Differenzen markiert die *différance* in ihrer zentralen Position für Derridas Denken einen Platz der Leere, der sich nur deswegen der Bewegung der Dekonstruktion zu entziehen versucht, weil er das Prinzip des Entzugs des Seins selbst nennen soll. Was im Rahmen der *différance* nicht mehr möglich ist, wäre eine Dekonstruktion der Dekonstruktion. (Geisenhanslücke, 100)

67. Der Begriff der Schrift tendiert dazu, die Grenze zwischen Philosophie und Literatur aufzuheben. Lesen sich Derridas Texte einerseits selbst wie Sprachkunstwerke, so wendet sich Derrida andererseits häufig literarischen Texten und damit der Frage nach der Relevanz seiner Theorie für die Literatur zu. Im Mittelpunkt seines Interesses steht wie schon bei Adorno oder Deleuze mit Autoren wie Artaud, Mallarmé, Kafka oder Celan vor allem die Tradition der klassischen Moderne.

Celan-Interpretation: Herangehensweise, die keine hermeneutische Form der Einheit mehr zulassen will. In den biografischen, intertextuellen und geschichtlichen Bezügen von Celans Gedichten erkennt Derrida eine Umschrift von Daten, die sich letztlich der Deutbarkeit entziehe.

In dem Maße, in dem die sprachliche Wiederholung das Singuläre, Einzigartige, in einer metonymischen Verschiebungsbewegung nicht zulasse, öffne sich in Celans Lyrik der kryptische Raum eines Verborgenen, das selbst nicht darstellbar sei und nur als Abwesendes in den Text hineinwirke. Am Beispiel Celans wird die Literatur der Moderne damit zu einem Paradigma der dekonstruktiven Leistung der Sprache. (Geisenhanslücke, 101f.)

68. (> *Kritik*) Derridas Interpretation ist von der philosophischen Vorgabe der Dekonstruktion als einer Theorie über die Unmöglichkeit sprachlicher Bedeutungszuweisungen abgeleitet. Die Affinität zwischen Celans Lyrik und Derridas Philosophie ist letztlich zu vage, um verdecken zu können, Derrida seien Interpretation nur im Rahmen einer Sprachauffassung formulieren kann, die weniger den Gedichten selbst als vielmehr der Annahme des grundsätzlichen Scheiterns sprachlicher Bedeutungszusammenhänge geschuldet ist. (Geisenhanslücke, 102)

### Literaturtheoretische Grundannahmen

1. Auch die Interpretation von Texten, die nach Einheit und Zusammenhang sucht, richtet ihrer Perspektive – nach Auffassung der Dekonstruktion – letztlich auf metaphysische Bezugspunkte. (Baasner, 120)

2. Kein Textverständnis könne sich den – mit den Aspekten des Spiels, der Vieldeutigkeit, der Übertretung von Grenzen, der Verschiebung von Bedeutungen verbundenen – Unsicherheitseffekten entziehen, also sei das Beharren auf einer eindeutigen, sicheren Auslegung unhaltbar. (Baasner, 121)

3. Die neostrukturalistische Absicht, sich mit Bereichen außerhalb der wissenschaftlichen Vernunft (meist bezeichnet als ‘das Andere’ schlechthin) zu beschäftigen, bevorzugt eine Verbindung zu literarischen Texten. Dort wo auch andere Theorieansätze Polysemie unterstellen, hat die Dekonstruktion den geringsten Widerstand zu befürchten. (Baasner, 121)

4. Alle Texte verweisen immer schon auf andere Texte – indem ihre Signifikanten deren Signifikanten bezeichnen und keineswegs ein festlegbares, außer ihnen gesichertes (präsen-tes) Signifikat –, es zieht sich in dieser Art von wechselseitiger Beziehung der Zeichen eine *Spur* (trace) durch die Sprache. Eigentlich ist es eine beliebige Vielfalt von Spuren, die die Vielfalt der unkontrollierbaren Beziehungen im Spiel darstellt. Die wechselseitigen Verweise lassen keinen festen Bezugspunkt zu – es sei denn, er würde gewaltsam ‘logozentrisch’ gesetzt, und ein solches Verfahren soll ja ausgeschlossen bleiben. Nichts kann unverrückbar präsent sein, alles unterliegt dem Spiel der Bedeutungsverschiebung.

Diejenigen, die Lektüren durchführen, sind den Texten ohne feste Leitlinien aufgeliefert. (Baasner, 123f.)

5. Das Derridasche Konzept der Dekonstruktion hat eine Reihe von Auswirkungen auf die Begriffe der Literaturwissenschaft. So problematisiert es jegliche Ordnung, die zwar nicht aufgehoben, aber stets als beweglich aufgefasst werden muss. Feste Einteilungen in Kategorien der Literaturgeschichte, Gattungsmuster usw. sind dann nicht mehr angemessen, da sie jeweils ihren metaphysischen Referenzpunkt einschließen. Texte sind kaum nach literarisch und nichtliterarisch zu unterscheiden, da die 'Spur' keine Unterschiede kennen kann; der zugrundeliegende Literaturbegriff wird somit auf alles Geschriebene ausgeweitet. (Baasner, 125)

6. Ausgehend von Derridas frühen Positionen richtet sich die amerikanische Dekonstruktion weniger auf Sprach- und Zeichentheorie im allgemeinen, sondern diskutiert mehr herausragende Beispiele 'schöner Literatur'. (Baasner, 125)

7. Die (amerikanische) Dekonstruktion formiert sich als Richtung der Lektüre an den Erkenntnissen über Literatur, die innerhalb der Literatur selbst implizit oder explizit thematisiert werden. Die literarische Praxis versuchsweise nachzuvollziehen und diesen Vorgang selbst zugleich zu reflektieren, gehört zum dekonstruktiven Verfahren: sozusagen das aufmerksame Lesen unter Selbstbeobachtung. Aus der einzelnen, konkreten Lektüreerfahrung erwachsend, lehnt die Dekonstruktion ab, ihre Prinzipien und Einsichten systematisch darzustellen. Jede Festschreibung wäre selbst schon ein Akt der Konstruktion, welcher die kritische Absicht des Verfahrens zunichte mache. Deshalb ist auch die Forderung, endlich einmal deutlich zu sagen, worum es denn genau gehe, eigentlich nicht erfüllbar: was charakterisiert werden kann, ist nur das Verfahren. Ein Anspruch auf standardisierte Wissenschaftlichkeit wird ohnehin entschieden abgelehnt – natürlich auch als Prüfkriterium für die eigenen dekonstruktiven Interpretationen. Diese Umgangsweise mit den eigenen Einsichten erschwert Außenstehenden, sich hineinzufinden. (Baasner, 125f.)

8. Die zentrale Entdeckung, die de Man für sich in Anspruch nimmt, ist die *Unlesbarkeit* literarischer Texte. Solche Texte sind Geflechte aus rhetorischer, uneigentlicher Sprachverwendung, die sich bei genauem Lesen (close reading) einem vereinheitlichenden Verstehen und damit jeglichem befriedigenden Verständnis in der geläufigen Bedeutung des Wortes entziehen. Was ein Verfasser einmal ausdrücken wollte, ist im Text nicht mehr nachzuvollziehen. Wenn aber doch eine einheitliche Lesart zustande zu kommen scheint, dann durch Zuweisung von Sinn, der nicht aus dem Text, sondern aus der Tradition oder Erfahrung herrührt. „Da der Text unlesbar ist, spricht man sich darüber ab, wie er doch zu lesen sei. Auf diese Weise kann man eine Verständigung erzielen, aber nur wenn man die Unlesbarkeit des Textes verschleiert.“ (Martyn 1993, 17) Dieser Vorgang, der jedem traditionellen Verstehen unterstellt wird, sorgt durch die Herstellung von Einheitlichkeit der Sprache im Grunde für Entliterarisierung der Texte und ordnet sie damit einem außerliterarischen Sinnverstehen unter. (Baasner, 126)

9. Die *Aufmerksamkeit* für die Sprachlichkeit oder Textualität unseres Wissens stellt 'als solche' die Stabilität jeder Bedeutung und jedes Wissens 'von etwas' infrage. Denn indem sie der Konstitution der Bedeutungen nachgeht, entdeckt sie zugleich, dass diese Produktivität die Bedeutung selbst irritiert: Die Arbeit des Textes, „die offene und produktive Fortbewegung der Textkette“ insistiert gegen ihre Fixierung auf und in Aussagen (die aber stets geschieht). Sie kann der Vermutung nicht mehr unterstellt werden, dass sie in der produzierten Bedeutung aufgehe. Diese *Aufmerksamkeit* hält gegen philosophische oder hermeneutische Lektüre-Modelle an der Medialität der Texte, d.i. der Schriftlichkeit fest. Denn diese geht in keiner Mitteilung restlos auf.

Im Text bleiben Reste, „*notwendigerweise*“ sagt Derrida, von denen ‘normalerweise’, insofern der Text über ‘etwas’ spricht und ‘etwas’ meint, unterstellt wird, dass sie im Inhalt, der gemeint ist, aufgehen. Kein Inhalt kann aber den Vorgang, in dem er geäußert wird und in dem die Bedeutung erst produziert wird, *restlos* tilgen. Die Texte sind gegenüber der Intention ihrer Äußerung, wie gegenüber allen möglichen in ihnen gelesenen Aussagen „heterogen“. Schrift*rest* heißt, was (jeweils) im Ausgesagten nicht aufgegangen ist, was, in jeder Lektüre, als ungelesener Rest übrig-bleibt; er widerspricht der Illusion von Sprache und sprachlicher Konstruktion als transparentem Medium für Wahrheiten, Bedeutungen, Mitteilungen; er bleibt und interveniert, wenn die Bedeutung des Textes schon gelesen worden sein soll. Es gibt somit stets ein „Übergewicht an Schrift“, die das, was gesagt worden sein soll, verstellt. (Menke 2, 118f.)

10. *Schrift* ist der Name für den Text, der nicht von einem Autor kontrolliert wird und nicht *einem* Sinn untersteht. Diese Akzentuierung unterstreicht *und* relativiert die Bedeutung der Schrift; denn es geht gerade nicht um die Privilegierung von Schrift vor mündlicher Rede, also nicht bloß um die Umkehrung der traditionellen Hierarchie von Stimme über Schrift. (Menke 2, 120)

11. Dekonstruktion ist ein Lesen, das die (selbst-)dekonstruktiven Züge der Texte aufweist; so etwa, dass der Begriff des Zeichens jene Bewegung schon enthalte, die diesen und seine „metaphysische Zugehörigkeit“ selbst umgestürzt haben wird. Das ‘de-kon-struierende’ *Lesen* weist die Unentscheidbarkeit von Zugehörigkeit und Ablösung auf und ist der Ort, an dem sie ausgetragen und ‘inszeniert’ wird; es hat an ihr daher selbst endlos teil: Es gibt keinen entscheidenden Bruch und endgültigen Einschnitt. (Menke, 251)

12. Der „Logik der Supplementarität“ folgend ist das ‘Lesen’ nicht Wiederherstellung oder Wiedergewinnung einer vorausliegenden Ursprungs-Schrift oder eines ursprünglichen Sinns. Das Trugbild einer Lektüre ist jene Interpretation, die im Rückgang auf ein Erstes, Reines, Ursprüngliches (des Sinns), das sie nie erreicht, sich selbst auszulöschen sucht. Wenn das gesuchte Erste aber nie ein Ganzes, Vorausliegendes und Mit-Sich-Identisches war, dann wird es eine Rückkehr an den Ursprung des Textes nicht geben. Interpretation wird auf Interpretation folgen, und jede ist wiederum erneute Hinzufügung von ‘Schrift’, statt der Erreichung eines eigentlichen ‘Sinns’. (Menke, 253)

13. Die Lektüren Derridas führen (philosophische) Texte *als* „heterogene Texte“ vor: Der Text selbst enthält „*notwendigerweise*“ Reste, die er im ‘Inhalt’ *restlos* aufgehen lassen wollte, die sich aber als „*Schriftreste*“ gegenüber jedem Inhalt behaupten. Mit diesen Rissen im Innern ist markiert, dass der Text nicht abgeschlossen ist. Kein (philosophischer) Inhalt kann seinen ‘Schreibvorgang’ *restlos* tilgen. Die Heterogenität ihrer sprachlichen Verfasstheit gegenüber dem, was sie mitzuteilen haben, ist von den ‘philosophischen Gehalten’ unablösbar. Das gilt auch für ‘literarische’ Texte. (Menke, 253f.)

14. Die Frage nach dem Verhältnis von Dekonstruktion und Literatur/-wissenschaft wurde unter dem Gesichtspunkt der „Einebnung des Gattungsunterschiedes zwischen Philosophie und Literatur“ (Habermas) zum philosophischen Verdikt über die Texte Derridas. Das dekonstruktive Lesen ist jedoch kein quasi-literaturkritisches von Texten, die *als* philosophische anderen als literarischen Regeln gehorchten, sondern es weist in den Texten das auf, was diese *wegschreiben*; es zeigt, wo und inwiefern sie etwas ausplaudern (können und müssen), was sie nicht sagen wollen: Jeder Text gibt etwas zu lesen, was nicht im Inhalt quasi-‘semantisch’ aufgeht und einlösbar wäre. Derridas Lektüren sind zuallererst philosophi-

sche, wengleich gegen die gängige Lektüre philosophischer Texte gerichtet; aber deren Implikationen holen auch die sog. 'literarischen' Texte ein. (Menke, 256f.)

15. Das Angebot der dekonstruktiven Strategien Derridas für die Literaturkritik besteht, einem Hinweis de Mans zufolge, vielleicht vor allem in der sich ausarbeitenden 'Aufmerksamkeit' für den Text. Da diese an der 'Schriftlichkeit' der Texte hängt, kann die dekonstruktive Lektüre literarischer Texte nicht als Derivat und Anwendung einer Theorie Derridas verstanden werden, wenn diese auch mit jener (kompliziert) zusammenhängt. (Menke, 257)

16. B. Johnsons Programm der Lektüre literarischer Texte verdeutlicht, inwiefern sie 'dekonstruktiv' genannt werden kann: „Den Ausgangspunkt bildet oft eine binäre Differenz, die sich im folgenden als Illusion erweist, die von viel schwieriger festzustellenden Differenzen erzeugt wird. Es zeigt sich, dass Differenzen zwischen Entitäten (Prosa und Poesie, Mann und Frau, Literatur und Theorie, Schuld und Unschuld) auf Verdrängung und Differenzen innerhalb der Entitäten ruhen, darauf also, wie eine Entität von sich selbst differiert. Die Weise aber, wie ein Text derart von sich selbst differiert, ist niemals einfach: sie hat eine gewisse rigorose, kontradiktorische Logik, deren Wirkungen bis zu einem gewissen Grad gelesen werden können. Die 'Dekonstruktion' einer binären Opposition [...] ist [...] der Versuch, den subtilen, mächtigen Effekten von Differenzen nachzugehen, die in der Illusion einer binären Opposition bereits am Werk sind.“ (Johnson 1980, Xf.)

Die Opposition Innerlich-Äußerlich, die die Identität vor der Differenz denkt und sichert, strukturiert auch die traditionellen 'metaphorischen' Modelle von Literatur (des Innern und des Äußerlichen der Texte) und ihrer Lektüre, die einer institutionellen Absicherung bedürfen und die Grenzen der Disziplin umgekehrt sichern. Zu den 'binären Oppositionen', die im Text figural entworfen und abgebaut werden, gehört nicht zuletzt und nicht nur unter anderem die von männlich/weiblich; der Art und Weise, wie die Texte mit dieser de-kon-struktiv umgehen, widmet sich die 'de-kon-struktive' Literaturkritik (u.a.) von Frauen wie Johnson, Felman, Spivak. (Menke, 257f.)

17. De Man zufolge expliziert Dekonstruktion die dissoziative *Selbst*beziehung der Texte: Sie ist der Bezug einer „Sprache über die Sprache“ auf sich selbst, und das ist nichts anderes als *Rhetorik*. *Rhetorik* ist in ihrer rigorosen Entfaltung durch de Man der Name für die Unzuverlässigkeit der Sprache hinsichtlich eines Interesses an der Übermittlung von Erkenntnis; sie wird der Name für die Dissoziation innerhalb der Sprache zwischen der „Semantik' und der nicht-signifizierenden, materialen' Dimension der Sprache.“ Literarisches, das heißt rhetorisches Lesen – zeigt de Man – ist ein destabilisierender Prozess. Es geht um zwei Dimensionen der Sprache, die als einander widerstreitende die (Möglichkeit der) Schließung der Sprache als Kode dementieren.

Die Dimension des Rhetorischen macht die Sprache „in erkenntnistheoretischer Hinsicht äußerst fragwürdig und unbeständig“. Dieser *Unzuverlässigkeit* in Hinsicht des Interesses an der Sicherung der Identität der Mitteilung und damit an der Kontrollierbarkeit ihres sprachlichen Ausdrucks gelten die Lektüren de Mans. Die 'tropologische' Dimension der Sprache führt jede Lektüre in Unentscheidbarkeiten der Bedeutungsbildung, die die Lesbarkeit als solche irritieren.

Wäre der rhetorische Modus entscheidbar, wäre zwischen wörtlich (literal) und figurativ zu entscheiden, dann könnten für die figurativ ebenso wie für die wörtlich bedeutenden 'Stellen' semantische Übersetzungen angegeben werden. De Mans Lektüren aber zeigen, dass der Modus der Bedeutungsbildung *nicht entscheidbar* ist: Es gibt keine Möglichkeit, die Grenze zwischen einer eigentlich gemeinten Frage und einer Frage, die rhetorisch ist und etwas anderes meint, zu ziehen und zu sichern. Ein und dieselbe grammatische Struktur ermöglicht zwei Modi des Lesens.

Es geht nicht darum, dass alles auch figurativ gelesen werden kann, sondern um den gegenseitigen *Einspruch* von wörtlichem und figurativem Lesen. Gemeint ist auch nicht (bloß), dass etwas nach verschiedenen Leseweisen dies *und* auch noch jenes bedeuten kann, also *nicht* einfach Polysemie, die hermeneutisch zu integrieren wäre, sondern eine Unentscheidbarkeit von Leseweisen, die sich *widersprechen* und *aufeinander angewiesen* sind. „Unentscheidbarkeit“ heißt: *dass* wir entscheiden *müssen* über Bedeutungsmodi, dass wir es aber, *indem* wir entscheiden, *zugleich nicht können*, weil die Lektüre, wo sie entscheidet, stets in Anspruch nehmen muss, was sie ausschließt. (Menke 2, 126)

18. Auch der dekonstruktiven Einsicht in die Unzuverlässigkeit des Rückschlusses von figurativer Bedeutungsproduktion auf Referentialität bleibt nichts anderes übrig, als erneut referentialisierend etwas festzustellen: *über* die Sprache zu sprechen; auch sie *muss* also – *als* theoretische Einsicht – der Täuschung wieder verfallen, deren Einsicht sie ist. Jedes Lesen schließt ein, dass es unmöglich ist, bei *einer* Lektüre stehen zu bleiben; denn jede Lektüre wird zum einen schon von einer anderen konstituiert *und* für unwahr erklärt, zum anderen aber ist auch ihre ‘Falschheit’ keine beruhigende (negative) Wahrheit, die das Lesen festhalten könnte. (Menke 2, 130)

19. ‘Dekonstruktiv’ ist nach de Man eine Lektüre, die sich der Teleologie des kontrollierten/kontrollierenden Sinns nicht mehr unterwirft, sondern im Text die Widerstände gegen diesen wahrnimmt. Ihre Inhomogenität macht Literatur als „Sprache über Sprache“ zum „Ort“, „an dem sich das negative Wissen von der Verlässlichkeit sprachlicher Äußerung“ zeigt. (de Man 1987, 91) Für solche Lektüren spielt der Begriff der ‘*rhetorischen*’ (Dimension der) Sprache eine Rolle. Sie tritt nicht nur auf als ein Aufschub des Dekodierens, sondern sie führt jede Lektüre in irritierende Unentscheidbarkeiten.

Die Ambiguität ist nicht (bloß) Merkmal semantischen Reichtums, sondern das einer prinzipiellen Irritation von semantischem Lesen. Wer die Verwirrungen scheiden wollte und die Entscheidbarkeit der Lesarten unterstellte, muss auf eine Instanz der Macht setzen. Die *hermeneutische* Unterstellung eines (und sei es zeitweiligen) ‘einen’ Sinns, seiner Lesbarkeit ist nicht unschuldig.

Jede ‘thematische Aussage’ kann, so zeigen die Texte in der Lektüre de Mans, von ihren eigenen Ausdrucksmitteln unterminiert werden – und gegen diese Möglichkeit gibt es keine Absicherung. Alle Textpassagen haben ‘als Ausdrucksmittel’ einen ‘metalinguistischen’ oder metapoetischen Status, so dass sie als solche der (semantischen) Bindung von Thematisiertem und ‘Ausdrucksmittel’ widersprechen können. Die Lektüre muss sich den Irritationen einer Dekonstruktion aussetzen, die der Texte bereits *selbst*, an sich selbst, seinen metatextuellen Vorgaben und Behauptungen durchgeführt hat. Lesen, das die *unentscheidbare* Gleichzeitigkeit der „grammatischen“ und der „rhetorischen“, der rhetorischen und der referentiellen, der kognitiven und der performativen „Dimensionen“ der Texte als beständige Irritation ihrer Lesbarkeit realisiert, ist ein „negativer Prozess“, der verdeutlicht und vorführt, „wieso man von allen Texten, *als Texten*, stets sagen kann, dass sie Niederlagen sind, Fehlschläge“. (De Man 1979, 100-102) (Menke, 258ff.)

20. Der „negative Prozess“ des Lesens re-inszeniert das Verhältnis von ‘*Blindness*’ und ‘*Insight*’ der Texte, der Konstitution *und* des Abbaus (d.i. die Dekonstruktion) von Sinn. Das Modell einer rhetorischen Figur und ihrer Defiguration kann durch keine endgültige Lektüre abgeschlossen werden. „Was auf dem Spiel steht, ist die Möglichkeit, die Widersprüche der Lektüre in eine Erzählung einzuschließen, die fähig wäre, sie zu ertragen. Solch eine Erzählung hätte die universelle Bedeutung einer Allegorie des Lesens“. (De Man 1988, 105f.) Jede theoretische Formulierung des Lesens bleibt paradoxal; und die Figur dieser Paradoxalität ist die Allegorie. Ein ‘negativer’ Prozess, dem das Lesen sich in den Texten aussetzt,



kann nicht als 'positives' Wissen und nicht in einer Meta-Sprache formuliert werden; oder könnte dies allenfalls um den Preis, das Lesen und seine produktiven Irritationen zu vergessen. (Menke, 260f.)

21. Die Arbeiten Paul de Mans stellen eine Ausprägung dekonstruktiver Sprachtheorie auf dem Feld der Literatur und Ästhetik dar. Ausgangspunkt ist die differentielle Dynamik von Sprache, die eine Totalisierung des Textes auf einen kohärenten Sinn unterläuft und die Möglichkeit interpretatorisch-hermeneutischen Verstehens in Frage stellt. Der Fokus seiner Lektüre liegt daher auf der „Rhetorizität“ und „Literarizität“ als dem strukturellen Moment, aufgrund dessen Texte „von sich selbst differieren“.

Traditionell bezeichnet Rhetorik die Ersetzung einer buchstäblichen durch eine figurale Bedeutung und impliziert damit eine Sprachtheorie, die auf der grundsätzlichen Unterscheidbarkeit von eigentlicher und übertragener Rede basiert. De Man dagegen bezeichnet mit der „Rhetorizität“ aller sprachlichen Äußerungen die Auffassung, dass die strikte Trennung von wörtlicher und figuraler Rede, von Bedeutung und Behauptung nicht gegeben ist, sondern jegliches Sprechen durch Tropen und Figuren als basaler „textproduzierender Funktion“ rhetorisch affiziert ist. Rhetorik und „Rhetorizität“ avancieren daher zum linguistischen und sprachphilosophischen Paradigma schlechthin und bezeichnen die tropologische Dimension jeglichen Sprechens, dessen Figuralität von der referentiellen Bedeutung nicht zu trennen ist. Wo der Text nicht von dem „handelt“, was er „sagt“, gelangt auch die Interpretation an den Punkt der Unentscheidbarkeit oder „Unlesbarkeit“. De Mans Lektürestil sucht systematisch diese Unentscheidbarkeitsstellen auf. (Pross, 425f.)

22. Ein Eintreten zweier gleichberechtigter Lektüren, die einander bezüglich ihrer Aussagen ausschließen und von denen gleichwohl keine als falsch oder als untergeordnet ausgewiesen werden kann, weil sie die Doppelstruktur von Sprache als performativer und konstativer Rede markieren, bezeichnet de Man als die „Rhetorizität“ oder „Unlesbarkeit“ eines Textes.

Im Zentrum von de Mans Theorie der Rhetorizität steht dabei die Dekonstruktion von Tropen wie der Metapher, denen Konzepte von Identität, „Wahrheit“ der Bedeutung und unproblematischer Referenz unterliegen; zum anderen gilt sein Interesse der Revalorisierung von Tropen, denen das strukturelle Moment der Nicht-Koinzidenz und Differenz eignet: der Allegorie, der Ironie, der Metonymie. Damit dementiert „Rhetorizität“ jedoch keineswegs den Anspruch auf das Verstehen von Texten. Sie macht die Problematisierung des Verstehensprozesses selbst zum Thema, insofern sie die grundlegende Bewegung bezeichnet, in der die Unentscheidbarkeitsstellen eines Textes den Zugang zu einer kohärenten Bedeutung verstellen; gleichwohl wird diese Textstruktur erst sichtbar in einer doppelten, ambivalenten Bewegung des „Lesens“. De Mans Theorie des „Lesens“ entfaltet sich damit als Kritik auch an einer Texttheorie, die den Text lediglich als Verweisungsspiel der Signifikanten beschreibt. Die differentielle Dynamik des Rhetorischen leitet sich vielmehr aus der Doppelung von referentiellem Lesen, das um Bedeutung bemüht ist, und der Figuralität der Behauptung ab, die die Bedeutung als Effekt einer figurativen Setzung kenntlich macht und auf diese Weise wiederum „defiguriert“. Erst so wird plausibel, dass Rhetorik bei de Man zu einer erkenntnistheoretischen und „epistemologischen Disziplin“ avanciert. (Pross, 428f.)

23. *De Man*. Er hat einen selbständigen Theorieentwurf vorgelegt, der im Rahmen einer Theorie der Literatur zudem den Vorteil aufweist, in weitaus größerem Maße als der Ansatz Derridas auf die Literatur bezogen zu sein. Unterschiedliche Lektüre Rousseaus: Während Derrida eine philosophische Dekonstruktion Rousseaus vorgelegt hat, behauptet de

Man, der literarische Text Rousseaus bedürfe der Dekonstruktion überhaupt nicht, weil die Literatur ihre eigene Dekonstruktion immer schon selbst vollziehe. (Geisenhanslücke, 106)

24. De Man zufolge ist Literatur nichts anderes als Rhetorik und die Literaturwissenschaft der Nachvollzug der rhetorischen Fallstricke eines Textes. Anders als den französischen Theoretikern geht es de Man weniger um eine Dekonstruktion der abendländischen Geschichte der Metaphysik als vielmehr um den Einblick in die rhetorische Verfasstheit literarischer Texte.

Für de Man ist es nicht mehr die philosophische Ästhetik, die für Fragen literarischer Texte zuständig ist, sondern die Rhetorik. Das Verdrängen der Rhetorik aus den Poetiken des 18. und 19. Jahrhunderts versucht de Man rückgängig zu machen, indem er Literatur und Rhetorik gleichsetzt. (Geisenhanslücke, 106f.)

25. Im Verhältnis von Rhetorik, Logik und Grammatik erblickt de Man kein kohärentes System, sondern eine Sammlung von ungelösten Spannungen. Die subversive Funktion des Rhetorischen nimmt de Man zum Anlass einer theoretischen Grundlagenreflexion, die Grammatik und Logik zugunsten einer Theorie der Literatur verabschiedet, die sich selbst als Widerstand gegen die Theorie versteht.

Was für einen Begriff des Rhetorischen legt de Man dabei zugrunde? Die Rhetorizität der Sprache leitet de Man nicht etwa aus einer Theorie der figürlichen Bedeutung ab, sondern aus dem widerspruchsvollen Verhältnis von rhetorisch-figürlicher und grammatisch-logischer Funktion der Sprache.

Um ein rhetorisches Modell der Sprache handelt es sich ihm zufolge erst dann, wenn nicht mehr entschieden werden kann, ob es sich um eine wörtlich-logische oder um eine figurativ-rhetorische Bedeutung handelt. „Wenn man miteinander unverträgliche und dennoch ineinander verschlungene Bedeutungen von einem grammatisch unzweideutig konstruierten Satz erzeugt werden, dann suspendiert jede dieser Bedeutungen die Bedeutsamkeit der anderen, und der Satz revoziert als ganzer die Referenzfähigkeit, die er in jeder einzelnen seiner Bedeutungen ungebrochen behauptet.“ (Hamacher 1988, 15f.) Die derart erzielte Unsicherheit, so de Man, erzeuge einen Schwindel der Bedeutung, der die rhetorische Funktion der Sprache als die Unmöglichkeit ausweise, eindeutige Referenzzuweisungen vorzunehmen.

Die Definition des Rhetorischen als Subversion der grammatisch-logischen Bedeutung der Sprache weitet de Man in einem letzten Schritt noch auf die Rhetorik selbst aus. Er gelangt zu der Einsicht, es aufgrund der rhetorischen Verfasstheit der Sprache keinerlei Einsicht in den Wahrheitsgehalt einer Theorie, nicht einmal den der eigenen, geben kann. (Geisenhanslücke, 107ff.)

26. Für de Man ist die Rhetorizität der Sprache mit der Literatur identisch und diese daher der eigentliche Gegenstand seiner Theorie. Rhetorik ist Literatur. Indem de Man Rhetorik und Literatur gleichsetzt, greift er Jakobsons Theorie der Poetizität der Sprache auf und überbietet sie zugleich: Während das Poetische für Jakobson in der Überlagerung der rhetorischen Figuren Metapher und Metonymie besteht, ist die literarische Funktion der Sprache für de Man mit der rhetorischen schlechthin gleichbedeutend. (Geisenhanslücke, 109)

27. In ähnlicher Weise wie Benjamin orientiert sich de Man auch am Gegensatzpaar des Symbolischen und des Allegorischen. Den Vorrang, den das Symbol im 18. Jahrhundert vor der Allegorie gewinnt, leitet de Man aus seiner einheitsstiftenden Funktion ab. Während de Man die Erfolgsgeschichte des Symbols im 18. Jahrhundert auf die ihr zugrundeliegende Einheit von Repräsentation und Bedeutung zurückführt, definiert er die Aufgabe der

intentionalen Rhetorik als den Widerruf des Einheitszusammenhangs des Symbolischen durch die allegorische Erfahrung der Differenz von Zeichen und Bedeutung.

Systematische Kritik des Symbols: Die Zusammenführung zerstreuter Partikularität zu einer Form der Einheit gelinge dem Symbolischen in dem Maße, in dem sie am Leitbild räumlicher Simultaneität einen Teil für das Ganze setze. Die Allegorie sei dagegen eine Form der Zeitlichkeit. (Geisenhanslücke, 109f.)

28. Während die symbolische Repräsentation universeller Allgemeinheit auf die ideelle Einheit von Signifikant und Signifikat ziele, beziehe sich das Allegorische allein auf die Ordnung des Signifikanten. An die Stelle der klassischen Definition des Zeichens als Verknüpfung von Signifikant und Signifikat setzt de Man mit der Allegorie die Beziehung eines Signifikanten zu einem anderen Signifikanten.

Die Zeitlichkeit der Allegorie leitet de Man aus der linearen Ordnung der Signifikantenkette ab: Als ein Zeichen, das nicht auf ein Signifikat bezogen sei, sondern auf einen anderen Signifikanten, der ihm zeitlich vorausgehe, konstituiere sich die Bedeutung der Allegorie nicht allein im Verweis auf die ihm vorausgehenden Signifikanten, sondern im Bezug auf die reine Vorgängigkeit, die die Zeichenfunktion der Signifikantenkette überhaupt erst ermögliche. Bedeutung kann sich de Man zufolge allein in der blinden Wiederholung der zeitlichen Vorgängigkeit konstituieren, die in der Allegorie zum Ausdruck kommt. (Geisenhanslücke, 111)

29. Die Ideologie des Symbolischen im 18. Jahrhundert deutet de Man als eine Verschleierung allegorischer Differenz.

Dekonstruktion, so wäre aus *The Rhetoric of Temporality* zu schließen, ist nichts anderes als die systematische Demystifizierung symbolischer Identität durch den Hinweis auf die allegorische Differenz, die ihr verborgen zugrunde liegt. Indem de Man gegen die historischen Ansprüche der philosophischen Ästhetik die Momente von Rhetorik und Literatur wieder zusammenführt, legt de Man den Grundstein zu einer Poetik, die den symbolischen Dichtungstheorien des 18. Jahrhunderts eine deutliche Absage erteilt. (Geisenhanslücke, 112)

30. (> *Kritik*) Indem der kritische Nachweis der rhetorischen Verfasstheit der Sprache im Zeichen der Allegorie absolut gesetzt wird, verliert er nicht nur jede historische Trennschärfe. Die Definition der Allegorie als blinde Wiederholung ihrer selbst schreibt auch der Theorie der Literatur die immer gleiche Aufgabe zu, in den allegorischen Abgrund der Bedeutung einzutauchen. Wiederholung der ästhetischen Vorurteile des 18. Jahrhunderts unter umgekehrten Vorzeichen. (Geisenhanslücke, 112)

31. Charakteristische Operationen der D. in der Lit.kritik sind v.a.: (a) Dezentrieren der zentral gesetzten thematisch-strukturellen Instanzen eines Textes aus der Perspektive dessen, was durch sie marginalisiert wird, sich aber dennoch als textkonstitutiv erweist.; (b) Auflösung binärer, hierarchischer Bedeutungsoppositionen im Text und deren Einbeziehung in einen enthierarchisierten Prozess von Differenzen; (c) Auflösung ungebrochener Identitäts-, Präsenz- und Subjektkonzepte in der fiktional dargestellten Welt und ihrer Charaktere; (d) Aufbrechen der scheinbaren Einheit und Geschlossenheit des Textes in die Offenheit eines intertextuellen Spannungsfelds, durch das der Einzeltext erst konstituiert wird und das seine immanenten Bedeutungen stets bereits von außen her affiziert; (e) Aufzeigen der Art und Weise, wie die im Text intendierten Signifikate durch die unhintergehbare Interferenz des sprachlichen Mediums verstellt bleiben und wie stattdessen das Spiel der Signifikanten, der Prozess der kulturellen Semiose, selbst den Textvorgang ins Innerste bestimmt; (f) Aufweisen der Tendenz der Texte, die eigene Bedeutungskonstruktion durch die Art und Weise ihrer rhetorisch-semiotischen Präsentation letztlich selbst wieder zu de-

konstruieren; (g) im Zusammenhang damit Aufdecken spezifischer rhetorisch-struktureller Konfigurationen in Texten, die solche Prozesse der D. unmittelbar inszenieren, wie Rekursivität, Paradoxalität; (h) im Bereich der Textverfahren und Darstellungsmodi Aufwertung der Rhetorik gegenüber der Ästhetik, insofern letztere eine (für die D. obsolet erscheinende) Kontinuität von sinnlicher Welt und Ideenwelt voraussetzt, sowie der Allegorie gegenüber dem Symbol, da ein Zeichen nicht mehr (wie im Symbol) als Verkörperung eines Allg. im Bes., sondern nur als ein immer wieder 'anders sagen' im Sinn der Differentialität von Sprache gesehen wird. (Zapf, 83)

32. Für die Lit.kritik ergeben sich aus dem dekonstruktivistischen Ansatz verschiedene Konsequenzen: (a) Der Text kein in sich geschlossenes, integriertes Ganzes mehr, sondern ist ein Ort intertextueller Einflüsse und Interferenzen. (b) Der Text bildet daher auch keine kohärente Struktur, sondern ein heterogenes Kraftfeld von Spannungen und Widersprüchen, die sich zu keiner inneren Einheit zusammenfügen. (c) Der Text geht einerseits immer schon über die ihm zugeschriebenen Bedeutungen hinaus, andererseits liegt in seiner Form und Rhetorik zugleich die Tendenz begründet, den eigenen Bedeutungsanspruch schließlich wieder selbst zu dekonstruieren. (d) Die herkömmliche Trennung von Autor, Text und Leser wird damit ebenfalls unhaltbar, da weder Autor noch Leser die Kontrolle über den Prozess der Zeichenaktivität beanspruchen können, den die Schrift selbst als ständige Produktion von Differenzen trägt. (e) Für den Interpreten kann es kein adäquates Verstehen von Texten mehr geben, da sich deren Bedeutung jeder eindeutigen Festlegung entzieht. (f) Die Lit.kritik ist nicht mehr eine Metasprache, die der Lit. als Objektsprache gegenübergestellt wird; vielmehr muss sich der lit.kritische Diskurs seiner eigenen Zugehörigkeit zu jener allg. Textualität bewusst werden, d.h. seiner inneren Verwandtschaft zur Mehrdeutigkeit und Selbstreferentialität der Lit. selbst. Die Lit.kritik darf sich der Lit. nicht mehr hierarchisch über- oder unterordnen, sondern muss ihr ähnlich werden und so ihre durch Institutionalisierung oder Überformalisierung verlorengegangene Vitalität zurückgewinnen. (Zapf, 85f.)

### Textauffassung

1. Literatur erscheint in de Mans Auffassung als Gruppe von Texten (mit Kontexten), die – überwiegend in der Moderne – eine Geschichte der Auflehnung gegen Vereinnahmung darstellt. Es sind die ästhetischen Differenzierungsbewegungen, die die Literarizität der bemerkenswerten Texte eigentlich ausmachen; sie sind immer schon Ausdruck der Flucht, des Abweichens von den vorgeschriebenen Pfaden. (Baasner, 127)

2. Texte stellen die Frage nach der Lesbarkeit, indem sie diese durch ihre textuellen Strategien in Frage stellen. Sie behaupten und inszenieren mit der Heterogenität der Schrift die des Textes. Die Schrift ist nach Derrida „zahlreich“ zum einen, weil die Schrift der Texte nicht eingeht in den 'einen Sinn' des Textes, zum anderen, weil jeder Text Lektüre anderer Texte ist: Die Schrift des Textes „geht gänzlich in der Lektüre anderer Texte auf“. (Derrida 1986b, 34) Dekonstruktive Lektüren, wie die Derridas, lesen Texte *als* heterogene; Lesen *ist* Dekonstruktion. (Menke, 242f.)

3. Die Schrift setzt das Bedeuten einem Spiel der Ersetzungen aus, das der Kontrolle durch Intention und Sinn nicht untersteht. (Menke 2, 122)

### Ziele/Perspektive

1. Die Dekonstruktion (de Mans) spielt sich im Problemfeld eines dilemmatischen Verhältnisses von uneigentlicher und eigentlicher Sprachverwendung, von *Figuralität* und *Literalität*,

ab. Wird der Text als rhetorisches Gebilde ernst genommen, offeriert er eine Vielzahl unvereinbarer Sinnangebote; wird er als Medium eines einheitlichen Sinnangebotes wahrgenommen, verliert er seine Literarizität. In einer beispielhaften Lektüre führt de Man anhand von Marcel Prousts *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* vor, wie das Lesen im Roman selbst als irreführende, missverständliche Tätigkeit dargestellt wird.

Die Rhetorik unterwandert mit ihren Gestaltungsmitteln die Ordnung der Grammatik – und damit die Logik. Literarische Texte aber sind aufgrund ihrer figürlichen Redeweise Ausbünde an Rhetorik und können umso weniger auf logische Strukturen zurückgeführt werden. Ziel und Aufgabe der Lektüre ist es, die rhetorischen Verfahren aufzudecken und in ihrer Funktionsweise zu verfolgen. Damit kann gerade nicht die Erzeugung einheitlicher Interpretationen gemeint sein, sondern das Offenlegen der Schwierigkeiten, die Literatur dem Verständnis entgegenstellt; Lektüre schließt das Sichverlieren in rhetorische Verweise des Textes ein. Dekonstruktion wendet sich gegen die überlieferten Leseweisen, die der Kanon den Texten zuordnet, indem er weniger die Texte überliefert als vielmehr ihre Lektüre vorherbestimmen will. Kanon enthält nicht die Geschichte von Texten, sondern eine Reihe von Leseanweisungen, die deren falschen Lektüren vorausliegen. Die vermeintlichen ‘ewigen Wahrheiten’, die nach traditioneller Auffassung durch die Texte repräsentiert sein sollen, sind Ausdruck des Herrschaftsanspruchs einer Interpretationstradition, die die Literatur in seine jeweils eigenen Interessenströmungen einordnet und sie sich somit unterwerfen will. Diese einseitige Vereinnahmung von Texten im *Kanon* bezeichnet de Man als *Ideologie*, der die Dekonstruktion die Grundlage, nämlich die Blindheit und Gutgläubigkeit des Publikums, entziehen soll. Erst die Einsicht in die Unlesbarkeit, in das Allegorische der Literatur, führe zu einem offenen, aufnahmebereiten Umgang mit Texten.

Dabei geht es weniger um die Seite des Rezipienten als um die Leistung der rhetorisch aufeinander verweisenden Zeichen. Was geschieht, geschieht im Text. Da die Verschiebungen und Verweisungen des figürlichen Redens nicht allein auf Literatur beschränkt sind, sondern auch Bestandteile jeder Sprachverwendung sein können, existiert letztlich in dieser Betrachtungsweise kein theoretisch bestimmbarer feste Grenze zwischen Literatur und Nichtliteratur. (Baasner, 126f.)

2. Lesen ist ein unabschließbarer Prozess, weil *mit* den Konstruktionen, die die Bedeutungsbildung abschließen sollen, dasjenige zu lesen ist, was dadurch ausgeschlossen wird. Dekonstruktive Aufmerksamkeiten richten sich einerseits auf das Funktionieren von Strukturen und deren Effekt der Fixierung und andererseits auf die diese auflösenden und unterlaufenden Momente. Es kommt darauf an, wie vordergründig Behauptetes in einem Text systematisch angewiesen ist auf nicht übereinstimmende bedeutungstragende Elemente, die der Text, um etwas zu behaupten, an seinen Rand gedrängt hat, was unter der Perspektive von Intentionalität, Bedeutsamkeit, Repräsentativität als bloßes Randphänomen verbucht und ignoriert wird. Ein solches anderes Lesen gewinnt damit ‘das Verlorene’ wieder, insofern es analysiert, was geschieht, wenn ein Text allein in Funktion seiner Intentionalität und Bedeutsamkeit gelesen wird. Die Heterogenität des Textes, die Ambiguitäten, die Inkohärenzen, Diskontinuitäten und Unterbrechungen werden von einem im genannten Sinne *aufmerksamen* Lesen artikuliert. Für diese treten Begriffe ein wie Derridas Schrift, *différance* oder *dissémination* und de Mans Rhetorik. (Menke 2, 119)

3. De Man spricht von der Diskrepanz zwischen dem, was ein Text *predigt*, und dem, was er *praktiziert*. Das *rhetorisch aufmerksame Lesen* dekonstruiert, so de Man, jene Modelle, die die Einheit und Identität der Texte als Werke oder die des Sinns voraussetzen, d.h. restituieren, wie: Hermeneutik, Ästhetik oder auch philosophische Epistemologie. Rhetorisches Lesen ist ein destabilisierender Prozess.

Die von den Man gelesenen „Denker“ scheinen „sämtlich dazu verurteilt zu sein, letztlich etwas ganz anderes zu sagen, als sie zu sagen beabsichtigen“ (de Man 1993, 189); gemeint sind damit nicht bloß zufällige Fehler, obwohl es natürlich auch solche gibt. Darin manifestiert sich vielmehr die Blindheit der Texte, insofern sie etwas meinen oder ‘predigen’, dem gegenüber, was sie tun oder ‘praktizieren’. Diese Blindheiten der Texte demgegenüber, was sie tun, um etwas zu meinen, können zu unseren Einsichten werden. (Menke 2, 119f.)

4. Das Aushalten der Unentscheidbarkeit der Lektüren ist die Zumutung und die Aufgabe des Lesens und Schreibens, das dekonstruktiv genannt werden kann. (Menke 2, 136)

### **Vorgehensweise**

1. In der Praxis ist die Orientierung an den ‘großen Texten’ unübersehbar, und mit ihr ein emphatischer Anspruch darauf, dass Dekonstruktion etwas Besonderes ist, das vom Ausübenden gewisse Begabungen verlangt. (Baasner, 127)

2. Die prominenteren Arbeiten der Dekonstruktion präsentieren sich auf den ersten Blick als eine gewisse Praxis der Genauigkeit im Lesen, die sich in bislang kaum gekannter Präzision den komplexen Verfahren der Sinnkonstitution in literarischen Texten nachgeht. Es kommt dann aber darauf an, diese Lektürepraxis mit dem weiterreichenden Projekt einer Befragung oder Beunruhigung grundlegender Konzepte des abendländischen Denkens in Zusammenhang zu sehen. (Pross, 409)

### **Abgrenzung**

1. Die Dekonstruktion grenzt sich gegen die hermeneutischen Versicherungen der Bedeutung ebenso ab wie gegen die strukturalistische Sicherung eines homogenen Gegenstandsbereichs als ‘reiner’ Code. Schrift und Figur stellen in ihrem dekonstruktiven Einsatz nicht nur die Schließung des Textes durch die Fixierung eines Sinnes infrage, sondern auch die Schließung der Sprache als Zeichensystem. (Menke 2, 118)

2. Die sprachtheoretische Einsicht der rhetorisch bewussten Lektüre widerspricht der semantischen Bindung von Thematisiertem und Ausdrucksmittel, der metaphorischen ‘Ver-einigung der äußeren Bedeutung mit innerem Verstehen zu einer geschlossenen Totalität’, die Literaturtheorien wie die Hermeneutik unterstellen. (Menke 2, 129)

### **Einzelne Ansätze**

1. Barthes ist der Autor, der maßgeblich verantwortlich ist für die Entfaltung des literaturwissenschaftlichen Strukturalismus im Frankreich der sechziger Jahre. Mit der Balzac-Analyse *S/Z* (1970) findet die entscheidende Überschreitung des strukturalistischen Paradigmas statt: Dem exemplarischen Projekt einer strukturalistischen „Erzählgrammatik“ wird dort Möglichkeit und Relevanz abgesprochen.

Der prozessuale Charakter des Lesens wird zum Prinzip der Analyse: Er verhindert genau jene Überführung des Textes in die statische Präsenz einer Struktur, die den Sinn des Werkes halten soll. Auch bei Barthes lässt sich somit die charakteristische Geste einer Dynamisierung wichtiger Konzepte verfolgen. (Pross, 423)

2. Eine programmatische Übertragung von Derridas Theorie der Dekonstruktion auf den Bereich der Literaturwissenschaft und -kritik findet in den siebziger Jahren durch die Vertreter der Yale-School, Geoffrey Hartman, J.H. Miller, Harold Bloom und Paul de Man statt. Die Rezeption von Derridas Philosophie knüpft dort verstärkt an die Tradition des

„New Criticism“ an, stellt doch die programmatische Textimmanenz und die Emphase des Begriffs der Lektüre die Nähe zum Konzept des „close textual reading“ her.

Bemißt der „New Criticism“ den Text an der Kongruenz von Form und Inhalt, die die Kohärenz und Einheit des Texts als Ausdruck eines sich selbst bewussten Sprechens zum Ausdruck bringt, so verneint dekonstruktive Lektüre den Begriff der Intentionalität keineswegs. Sie modifiziert ihn vielmehr dahingehend, dass darunter die dominante Argumentationslinie eines Textes zu verstehen ist, deren Totalisierung als Sinnzentrum jedoch immer von der differentiellen Dynamik des Texts selbst überschritten wird. Das Augenmerk gilt daher denjenigen Aspekten, in denen Texte sich der Abgeschlossenheit und Einheit des Sinns entziehen.

Geht man mit Barbara Johnson davon aus, dass Texte stets durch binäre, hierarchische Oppositionen strukturiert sind, die ihr begriffliches Wertesystem konstituieren, so macht es sich eine sich als dekonstruktiv verstehende Literaturwissenschaft zur Aufgabe, Texte systematisch nach der Verdrängung von Differenzen innerhalb der Terme zu befragen, die ihrem Begriffssystem zugrunde liegen. Damit eröffnet sich ein breites Spektrum von thematischen Oppositionen und Differenzen als Gegenstand der Lektüre.

Feministisch argumentierende Literaturwissenschaftlerinnen wie C. Chase, Sh. Felman und B. Johnson haben die Geschlechterdifferenz als Gegenstand eines „Dekonstruktiven Feminismus“ etabliert. (Pross, 424f.)

3. Der D. hat sich innerhalb der anglo-am. Lit.kritik zunächst hauptsächlich auf die Periode der Romantik konzentriert, in der nicht zuletzt Versuche, Lit. und Kritik aneinander anzunähern, ihre Wurzeln haben. Er ist aber inzwischen längst auf alle möglichen Epochen und Texte der Lit.geschichte angewendet worden, wobei nach einer Phase intensiver Produktivität eine gewisse Monotonie der Ergebnisse unverkennbar war. (Zapf, 86)

## Verdienste

1. Der Poststrukturalismus hat das fachgeschichtliche Verdienst, als eine der ersten Theorien überhaupt eine in sich stimmige Begründung für die maximale Ausweitung des Literaturbegriffes geliefert zu haben. Da alle Wörter auf alle anderen verweisen können, existieren auch unterschwellige Verbindungen zwischen literarischen Texten unterschiedlichster Art, ja man muss sogar von einer Verbindung zwischen allen nur denkbaren Äußerungen, seien sie literarischer oder nicht-literarischer Natur, ausgehen. (Schneider, 224)

## Kritik

1. Die Grenzen des D. liegen nicht nur in seiner mangelnden pragmatischen Komponente, insofern er sich auf kulturelle ‘Inhalte’ stets nur parasitär beziehen kann; sie liegen auch in den eigenen epistemologischen und texttheoretischen Voraussetzungen. So führt der Versuch der Abschaffung einer zentrierten und hierarchisierten Begrifflichkeit in einen Selbstwiderspruch, der durch keine noch so ausgeklügelte terminologische Vermeidungsstrategie entschärft werden kann, vielmehr auf einer Metaebene unvermeidlich neue Begriffszentren und -hierarchien hervorbringt (‘Schrift’, ‘Differenz’ usw.). Auch die Texte des D. müssen, wenn sie überhaupt einen Erkenntnisanspruch erheben wollen, abstrahieren und generalisieren. Und sie müssen darüber hinaus so geschrieben sein, dass sie von ihren intendierten Lesern verstanden werden können. Dies setzt voraus, dass ihre Begriffe einen (wie auch immer umwegig bestimmten) Bedeutungskern besitzen, womit aber der Prozess der *différence* gerade suspendiert ist. (Zapf, 86)

2. Unter professionellen Linguisten findet Derridas Radikalisierung des gegenwartstypischen Gedankens einer unendlichen Pluralität der Bedeutungen nur wenig Zustimmung.

Vielen Literaturwissenschaftlern erschien sie jedoch als eine nützliche Waffe im Kampf gegen bürgerliche Sprach- und Literaturauffassungen, die im Sinne des traditionellen Identitätskonzeptes nach der einzigen 'richtigen' Bedeutung irgendeines Textes suchen wollten. Vertreter dieser Spezies sind allerdings ohnehin selten geworden; manche Dekonstruktivisten errichteten sich deshalb ein wirklichkeitsfernes Feindbild von identitätsversessenen Hermeneutikern, die angeblich auf eine derartige Bedeutungsfestlegung abzielen. Mit der von Manfred Frank entwickelten (nachbürgerlichen) Neohermeneutik darf dieses Feindbild nicht verwechselt werden. (Schneider, 223)

## Nachtrag

1. a) Der Begriff der *Schrift* ist Derridas strategischer Einsatz gegen das, was er den fundamentalen *Phonozentrismus* der Philosophie nennt, „die Privilegierung der Stimme“. Der Glaube an die Priorität des Ersten, des Einen, Reinen, der sich im 'Phonozentrismus' manifestiert, ist exemplarisch für die Modelle und Konstruktionen, die zum Gegenstand der Derridaschen 'De-Konstruktion' werden; dieser Glaube funktioniert nur durch die komplementäre Vorstellung eines Anderen, des 'Zweiten', das als die Komplikation, Negation, Manifestation oder Zerstörung des 'Ersten' zu denken ist. Symptomatisch für diese Modelle ist die Abwehr der 'verderbenden' Schrift, die sich der „lebendigen Rede“ nicht nur parasitär auflagert, sondern diese auch infiziert. *Schrift* steht der Illusion der Durchsichtigkeit der Sprache, die sich als Transportmittel in der Botschaft möglichst restlos auflösen sollte, entgegen, die – seit Platon – mit dem Vorrang der Stimme und einer Abwehr der Schrift gekoppelt ist. *Schrift* weist darauf hin, dass die Sprache kein transparentes Medium ihr vorgängiger Gedanken oder Gefühle ist; sie ist Markierung, die sich vom Autor und dessen Intention ablösen kann und die damit auf ein Funktionieren aller Zeichen als solcher hinweist. (Menke, 244)

Die *Aufmerksamkeit* für die Sprachlichkeit oder Textualität unseres 'Wissens' stellt 'als solche' die Stabilität jeder Bedeutung und jeden Wissens 'von etwas' in Frage. Die 'Arbeit' des Textes: „die offene und produktive Fortbewegung der Textkette“ wird gegen deren Fixierung auf und in Aussagen beobachtet. Eine solche Lektüre findet im Innern der Texte deren Außen auf, das also, was sie fernhalten wollen und müssen. Ein solches Lesen exponiert den Text als eine 'Oberfläche' mit Rissen und Furchen.

Lektüren, die in den Texten eine 'Wiederherstellung' der Präsenz des Sinns suchen, müssen sich auf die Sprache als bloße Statthalterin, als Repräsentation, als ein bloßer Ersatz für Fehlendes und Nicht-Abwesendes, 'verlassen'. (Menke, 251f.)

2. Die traditionell als eien Form der Übertragung definierte Form der Metapher konnte von Derrida und de Man als ein Paradigma der Dezentrierung verstanden werden, die die Sprache als Bündel von Differenzen insgesamt kennzeichne. Dabei kann Hans Blumenbergs Entwurf einer „Metaphorologie“ (nach Haverkamp) eine Vorläuferrolle für die Dekonstruktion für sich beanspruchen. Insbesondere am Beispiel der Rede vom „Licht der Vernunft“ entwirft Blumenberg eien Theorie der „absoluten Metapher“, die sich allerdings letztlich nur als Ergänzung der traditionellen Begriffsgeschichte versteht. (Geisenhanslücke, 116f.)

3. Im Vergleich zu Blumenberg entgrenzt Derrida die Metaphorologie, indem er sie von jeder Dienstbarkeit gegenüber der Begriffsgeschichte befreit: Mit Nietzsche versteht Derrida die Metapher zugleich als Subversion philosophischer Begrifflichkeit.

Derrida begreift den philosophischen Text als eine Kreisbewegung, die sich beständig um ein leeres Zentrum herum bewege, das sich ihr einerseits als das Licht der Vernunft, andererseits aber als die Verdunkelung des Sinns durch die Sprache zeige. Wird der philosophi-



sche Text für Derrida ganz von der Metapher beherrscht, so ist dies demzufolge keinesfalls als Prozess der Offenbarung der Wahrheit. Im Vordergrund steht vielmehr die Idee eines Selbstverlustes des Sinns in der metaphorisch strukturierten Sprache, den die Philosophie durch ihre logischen Anstrengungen vergeblich wiedereinzuholen versucht.

Für Derrida ist die Philosophie ganz und gar von der dezentrierenden Arbeit der Metapher abhängig. Damit vollendet Derrida eine Umkehrung des traditionellen philosophischen Vorrangs des Begriffs vor der Metapher, die sich bei Blumenberg bereits angedeutet hatte. (Geisenhanslücke, 117f.)

4. Auch de Man vollzieht eine Rhetorisierung der Philosophie im Zeichen der Metapher, in deren Zusammenhang die Rhetorik der Sprache über die logische Begrifflichkeit die Oberhand behält. Bei de Man wie bei Derrida geht es letztlich um eine Selbstaufhebung der Philosophie durch die Metapher. (Geisenhanslücke, 118)

5. Was die Theorien von de Man und Derrida kennzeichnet, ist die Tendenz zu einer Allegorisierung der Metapher. Die sprachliche Form der Bedeutungsübertragung wird auf die metaphorische Übertragungsleistung der Sprache selbst zurückbezogen: In der Form der Übertragung fungiere die Metapher immer schon als eine Defiguration des Sinnes, da die Übertragung auf keinen Bereich der eigentlichen Bedeutung zurückführe, sondern Bedeutung im tropologischen System der Metaphern suspendiert werde.

Der Sinnverlust der Philosophie erscheint als Folge des Scheiterns der Sprache, eine andere als eine übertragene Bedeutung vorzubringen, wobei das Problem eben darin bestehe, sich hinter der Übertragung keine eigentliche Bedeutung mehr verberge.

Damit gibt sich die Dekonstruktion zugleich als ein Unterfangen zu erkennen, das, das selbst auf metaphorischen Grundlagen ruht: Die Dekonstruktion der sprachlichen Bedeutung durch Hinweis auf die unhingehbare Uneigentlichkeit der Sprache führt zu einer Theorie, die nichts anderes als den immer neu sich wiederholenden allegorischen Verlust der philosophischen Wahrheit in der Sprache in das Zentrum ihrer Überlegungen stellt. Die Uneigentlichkeit der Metapher wird zur Allegorie des Sinnverlusts in der Sprache. Damit bewegt sie sich auf dem Boden der Analogie. (Geisenhanslücke, 119f.)

### Wichtige Vertreter und Werke (Auswahl)

P. de Man: *Allegorien des Lesens*. Frankfurt/Main 1988 (amerik. 1979).

P. de Man: *Die Ideologie des Ästhetischen*. Frankfurt/Main 1993 (amerik. 1979-84).

P. de Man: *Der Widerstand gegen die Theorie*. In: V. Bohn (Hg.): *Romantik. Literatur und Philosophie*. Frankfurt/Main 1987, S. 80-107.

J. Derrida: *Grammatologie*. Frankfurt/Main 1974 (franz. 1967).

J. Derrida: *Die Schrift und die Differenz*. Frankfurt/Main 1976 (franz. 1967).

J. Derrida: *Positionen. Gespräche mit Henri Ronse u.a.* Hg. von P. Engelmann. Graz/Wien 1986 (franz. 1972).

J. Derrida: *Randgänge der Philosophie*. Wien 1988.

H. Bloom: *Die heiligen Wahrheiten stürzen. Dichtung und Glaube von der Bibel bis zur Gegenwart*. Frankfurt/Main 1991 (amer. 1989).

J. Culler: *Dekonstruktion. Derrida und die poststrukturalistische Literaturtheorie*. Reinbek 1988 (amer. 1982).

B. Johnson: *The Critical Difference. Essays in the Contemporary Rhetoric of reading*. Baltimore 1980.

S. Kofman: *Derrida lesen*. Wien 1987.

D. Martyn: *Die Autorität des Unlesbaren. Zum Stellenwert des Kanons in der Philologie Paul de Mans.* In: K.H. Bohrer (Hg.): *Ästhetik und Rhetorik. Lektüren zu Paul de Man.* Frankfurt/Main 1993, S. 13-33.

## 6 Intertextualität

[Zum Teil etwas geordnete Sammlung von Informationen aus einführenden Fachtexten]

### Ausgewertete Texte

Aczel, Richard (1998): Art. *Intertextualitätstheorien und Intertextualität*. In: Nünning, Ansgar (Hg.): *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Stuttgart, Weimar, S. 241-243.

Bossinade, Johanna (2000): *Poststrukturalistische Literaturtheorie*. Stuttgart, Weimar, S. 94-103.

Geisenhanslüke, Achim: *Einführung in die Literaturtheorie. Von der Hermeneutik zur Medienwissenschaft*. Darmstadt 2003, S. 102-105.

Lachmann, Renate / Schahadat, Schamma (1997): *Intertextualität*. In: Brackert, H. J./Stückrath, J. (Hg.): *Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs*. Reinbek, S. 677-686.

Martinez, Martias (1997): *Dialogizität, Intertextualität, Gedächtnis*. In: Arnold, H.L./Detering, H. (Hg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München, S. 430-445.

Schahadat, Schamma (1995): *Intertextualität: Lektüre – Text – Intertext*. In: Pechlivanos, Miltos u.a. (Hg.): *Einführung in die Literaturwissenschaft*. Stuttgart / Weimar, S. 366-377.

### Einstieg

1. Die Arbeiten Julia Kristevas bilden den Ausgangspunkt für die Entwicklung einer Intertextualitätstheorie. (Schahadat, 367)

### Konjunktur

Seit Ende der 60er-Jahre.

### Vorläufer, Vorbilder

Michail Bachtin.

### Die wichtigsten Ansätze

1. Die Arbeiten Julia Kristevas bilden den Ausgangspunkt für die Entwicklung einer Intertextualitätstheorie.

(a) In ihren Schriften, die Ende der sechziger Jahre im Umkreis der Gruppe Tel Quel (einer Verbindung linker französischer Intellektueller) entstanden sind, entwickelt Kristeva eine 'Translinguistik', die die Textgrenzen auflöst, was soweit geht, dass prinzipiell jedes Zeichensystem als Text begriffen werden kann. Auf diese Weise werden soziale Strukturen zu Texten und Texte zu Ideologemen. Wenn Kristeva Intertextualität als die Transposition eines Zeichensystems in ein anderes definiert, so bedeutet das, dass es ihr nicht nur um den Kontakt zwischen literarischen Texten geht, sondern auch um die Interaktion zwischen Text und Gesellschaft, Text und Geschichte.

(b) Kristeva ordnet das poetische Wort auf einer horizontalen Kommunikations-Achse an, die Sender (das schreibende Subjekt) und Empfänger (Leser) miteinander verbindet, und auf einer vertikalen Ebene, wo das Wort in seinem Kontext steht. Diese beiden Ebenen findet sie in Bachtins Dialogizitätskonzept wieder, der hier von *Dialogizität* und *Ambivalenz* spricht. In seiner Vorstellung vom dialogischen Wort geht Bachtin von einer Zweistimmigkeit aus; das Wort wird als hybride Konstruktion begriffen, in der zwei Stimmen, zwei Sprachen, zwei Kontexte aufeinandertreffen, so dass es eine innere Dialogizität erlangt. Ambivalenz ergibt sich eben daraus, dass jedes Wort in einen Kontext eingebettet ist. Der entscheidende Schritt, den Kristeva für die Intertextualität macht, ist die Übertragung des dialogischen Wortes Bachtins auf den dialogischen Text.

Ausgehend von Bachtin entwickelt Kristeva ihre Vorstellung von der poetischen Sprache als *double*, als Doppelzeichen: Jedes sprachliche Zeichen ist ein Doppelzeichen, ist dialogisch und ambivalent. Das Zeichen wird dabei nicht in seinem Binarismus von Signifikant und Signifikat als doppeltes begriffen, sondern das Doppeltsein wird auf die Ebene der Signifikanten verlagert. (> *Textauffassung*) Für die Ebene des Textes bedeutet das, dass jeder Text andere Texte impliziert, als Text an sich schon gedoppelt ist.

In Kristevas Theorie geht nicht nur Bachtin als 'anderer Text' ein, auch Derrida und Lacan hinterlassen ihre Spuren. Indem Derrida, Lacan und Kristeva die Einheit des Zeichens aufbrechen und die Signifikanten in den Mittelpunkt stellen, evakuieren sie das Signifikat und destabilisieren so die Zuweisung von Sinn. In Anlehnung an Lacan kann die Konsequenz gezogen werden, dass ein Text für einen anderen Text oder neben einem anderen Text stehen kann, doch repräsentiert nicht mehr ein Text einen Sinn.

(c) Kristevas Idee vom *double* geht zudem auf Starobinskis Arbeit über de Saussures Anagramm-Studien zurück: de Saussure vermutet in den saturnischen Versen, die er untersucht, Anagramme, d.h. Wörter, die durch Zerstückelung und kryptische Techniken der Buchstabenverstellung in die Verse eingeschrieben sind. De Saussures Anagramm wird von Kristeva zum Paragramm entwickelt, zum Doppelzeichen, das eine Lektüre notwendig macht, die unter der Textoberfläche, die unter der Textoberfläche Spuren eines anderen, 'fremden' Textes ahnt.. Eine solche Lektüre fordert der russische Formalist Tynjanov zum Beispiel für die Texte Dostoevskijs, bei denen Gogol immer als Folie mitgelesen werden muss. Das Doppelzeichen zieht eine weitere Konsequenz nach sich: die Vorstellung vom Schreiber als Leser, vom Schreiber, der das Gelesene im Schreiben doppelt. Schreiben wird als „produktives Lesen“ (Kristeva) interpretiert. Die Lektüre des fremden Textes erzeugt einen intertextuell organisierten Text, einen Intertext. (Schahadat, 367ff.)

2. Eine andere Folie für die Intertextualitäts-Theorie ist der russische Formalismus mit seinem linearen, vektorial gerichteten Einflussmodell; zentral ist in diesem Rahmen Jurij Tynjanovs Parodietheorie. Eine Schaltstelle zwischen Intertextualität und Einfluss nimmt hingegen Harold Bloom ein, der den formalistischen Evolutionsgedanken aufgreift, diesem jedoch eine psychoanalytische Dimension verleiht und zudem dekonstruktive Prämissen in sein Einflussmodell einbindet.

Tynjanovs Parodie-Aufsatz (1924) ist ein früher Beitrag zum formalistischen Evolutionskonzept, in dem die Parodie den Normbruch im herrschenden literarischen System bezeichnet und die Ablösung einer literarischen Richtung durch eine andere bewirkt. Der Kampf des verspäteten Nachkommen gegen den unvermeidlichen Vorläufer, der das Zentrum von Blooms Schriften bildet, ist in Tynjanovs Aufsatz über Dostoevskijys Auseinandersetzung mit Gogol schon angelegt. (Schahadat, 372)

3. Michail Bachtins (1895-1975) Theorie der „Dialogizität“ beruht auf seiner Auffassung sprachlicher Kommunikation. Er kritisiert an der Linguistik Saussures, dass sie nur die situationsinvariante „Bedeutung“, nicht aber den besonderen „Sinn“ einer sprachlichen Äußerung erfasse. Dieser wird erst verständlich, wenn man auch die besondere Situation berücksichtigt, in der sich der Sprecher mit seiner Äußerung an einen Hörer richtet. Erst in ihrem komplexen Sinn referiert die Äußerung auf Wirklichkeit. Kein Satz ist mit rein sprachlichen Mitteln auf einen fixen Sinn festlegbar – ein und derselbe Wortlaut kann, je nach Verwendungssituation, unterschiedlichen Sinn tragen.

In *mündlicher* Rede kann der Sprecher mit Hilfe außersprachlicher Mittel wie Gestik und Mimik über den propositionalen Gehalt seiner Worte hinaus eine persönliche Haltung zum Ausdruck bringen, die den aktuellen Sinn der Äußerung mitbestimmt. Aber auch einer weitgehend auf das Medium der Sprache reduzierten *schriftlichen* Äußerung ist die Position ihres Urhebers abzulesen. Bachtin geht so weit zu sagen, dass jede sprachliche Äußerung

vom „verbal-ideologischen“ Standpunkt ihres Sprechers imprägniert ist. Damit ist nichts Subjektiv-Privates gemeint. Bei Bachtin erscheint der Sprecher in seiner Rede stets als kollektives Subjekt, als Repräsentant soziologisch fixierbarer Gruppen, deren spezifische „Sprache“ er spricht. Jeder Mensch hat im Laufe seines Lebens je nach sozialer Situation und Funktion an unterschiedlichen Sprachen Anteil.

Indem der Sprecher sich eines kollektiven Sprachgebrauchs bedient, bezieht er sich auf den Gegenstand seiner Äußerung stets in einer sozialtypischen Färbung. Die anderen Sprachen bilden einen latenten Hintergrund für die explizite Rede. Darüber hinaus wird die sprachliche Kommunikation auch durch den Bezug auf den Gesprächspartner in der eigenen Rede dynamisiert.

So entsteht durch die Konfrontation verschiedener Sprachen und der durch sie repräsentierten Weltansichten eine *innere Dialogizität*. Eine sprachliche Kommunikation zu verstehen heißt, sie als Szenario einer Auseinandersetzung widerstreitender Weltansichten zu erkennen. Obwohl Bachtin einerseits behauptet, dass jede Äußerung dialogisch sei, spricht er andererseits auch vom Gegensatz zwischen „monologischer“ und „dialogischer“ Rede. Bachtin sieht die „ptolemäische“ Welt des monologischen Bewusstseins besonders in Epochen wie dem Hochmittelalter oder in oralen Gesellschaften ausgeprägt. Zwar gebe es auch in monologischen Gesellschaften verschiedene „Sprachen“, doch seien diese durch die zentrale Position einer einzigen Weltanschauung (etwa der katholischen Kirche) hierarchisch geordnet. Das dialogische Bewusstsein der „galileischen“ Welt sei hingegen durch die Koexistenz einer Vielzahl konkurrierender Weltansichten dezentralisiert. (Martinez, 430ff.)

4. Die literarische Rede ist nach Bachtin durch dieselben Züge charakterisiert, die für sprachliche Kommunikation allgemein gelten. Schriftliche Kommunikation ist gegenüber mündlichen insofern defizitär, als sie bei der Vermittlung von Sinn auf außersprachliche Mittel wie Mimik oder Gestik und auf den gemeinsamen Situationsrahmen verzichten muss. Bei schriftlichen Mitteilungen gibt es eine räumliche und zeitliche Differenz zwischen Entstehungs- und Rezeptionskontext des Textes. Fiktionale Texte fügen eine weitere Differenz hinzu, indem sie eine imaginäre Kommunikationssituation entwerfen, die der Leser allein aus dem Text heraus rekonstruieren muss.

Bachtins Interesse gilt jenen Fällen, in denen ein fremdes Wort mit der Rede des Sprechers interferiert und so ein „zweistimmiges Wort“ entsteht. Beim „zweistimmigen Wort“ sind zwei Typen zu unterscheiden: die explizite Reproduktion des fremden Wortes und die verdeckte Anspielung auf das fremde Wort in der eigenen Rede.

(1) Im Fall der „Stilisierung“ reproduziert der Autor das fremde Wort einer Figur vor dem Hintergrund seines eigenen, von der Figurenrede abweichenden Standpunktes, so dass ein „objektivierender Schatten“ auf das fremde Wort fällt und es mit einer zweiten „Bedeutungstendenz“ belegt. Das Wort dient so „gleichzeitig zwei Sprechern und drückt gleichzeitig zwei verschiedene Intentionen aus: die direkte Intention der sprechenden Person und die gebrochene des Autors“. (Bachtin 1979, 213) Eine Verschärfung der Stilisierung stellt die Parodie dar: Die verdeckte Autorstimme bestreitet implizit den Wahrheitsanspruch der Figurenstimme.

(2) Zweistimmigkeit entsteht auch, wenn der Autor in eigener Sache zu sprechen scheint, dabei aber in einer „hybriden Konstruktion“ indirekt auf ein fremdes Wort Bezug nimmt. Als Beispiel nennt Bachtin das unterwürfige, die eigenen Aussagen sogleich wieder infragestellende Sprechen oder auch beleidigende Anspielungen. (Martinez, 433ff.)

5. Bachtin sieht die Literatur in zwei große Gruppen zerfallen, welche antagonistische Grundkräfte repräsentieren, die jede Kultur prägen: einerseits die zentripetalen Kräfte der Vereinheitlichung und Zentralisierung, andererseits die zentrifugalen Kräfte der Dezentra-

lisierung und Differenzierung. Monologische Werke sind charakteristisch für zentralisierte Kulturen, dialogische Werke hingegen Ausdruck zentrifugaler Tendenzen.

Das Hochmittelalter ist für Bachtin Beispiel einer weitgehend zentralisierten Kultur, die aber von einer zentrifugalen, subversiven „zweiten Welt“ des Karnevals begleitet wurde. In der Renaissance fand die „Lachkultur“ schließlich auch Eingang in die Hochkultur. Ihr Grundzug ist die Subversion der traditionellen, ernst-offiziösen Lebensform. Die Karnevalisierung zerstört nicht anerkannte Werte, aber relativiert ihren absoluten Geltungsanspruch. (Martinez, 435f.)

6. Bei Bachtin erscheinen monologische und dialogische Tendenzen in der Literatur einerseits als anthropologische Konstanten, deren Kampf die gesamte Literaturgeschichte durchzieht. Andererseits beschreibt er Dialogizität als Emanzipation aus monologischen Anfängen, also als historisch spätes Stadium einer linearen Entwicklung. In dieser Perspektive gelten die Romane Dostoevskijs als erste vollständige Verwirklichung des dialogischen Prinzips in der Literatur. Bachtin erklärt ihn zum Schöpfer des „polyphonen Romans“. (Bachtin 1971, 201)

Die Protagonisten des polyphonen Romans vertreten unvereinbare Standpunkte, deren Konkurrenz nicht durch eine übergeordnete Autorinstanz entschieden wird. Nicht nur die Positionen der Figuren, sondern auch die des Autors sind im polyphonen Roman in die wechselseitige Relativierung einbezogen.

Dabei hält Bachtin jedoch an der Existenz einer „letzten Bedeutungsinstanz“ fest, nämlich an der „Intention des Autors“. Auch wenn der Autor nicht direkt spricht, wird seine Intention doch indirekt verwirklicht. (Martinez, 437f.)

7. (> *Kritik*) In Bachtins literaturgeschichtlichen Analysen vermischen sich deskriptive und normative Elemente. In Dichtotomien wie „monologisch“ vs. „dialogisch“, „zentripetal“ vs. „zentrifugal“ wird die jeweils zweite Hälfte favorisiert. Wenn ein Autor der dialogischen menschlichen Wirklichkeit gerecht werden möchte, dann – so wird suggeriert – *sollte* er dialogisch verfahren. Auf diese Weise wird die Legitimität monologischer Literatur ausgeblendet.

Bei Bachtin vermischen sich auch Aussagen über anthropologische und Aussagen über historische Sachverhalte. Ist Dialogizität eine Konstante menschlicher Wirklichkeitserfahrung, oder ist sie ein historisches Phänomen, das nur in bestimmten Epochen dominiert?

Ferner: Ist das Phänomen der Dialogizität auf den Gegenstandsbereich der literarischen ‘Worte’ beschränkt, oder betrifft es auch die Analyse des Literaturwissenschaftlers? Bachtin vertritt die Meinung, die Literaturwissenschaft müsse selbst dialogisch verfahren. Dialogisches Verstehen ist aber nicht elbe wie das Verstehen von Dialogizität. Man sollte zwischen Objekt- und Metasprache unterscheiden. (Martinez, 440f.)

8. Bachtins Ideen blieben jahrzehntelang weitgehend unbeachtet. Von den sechziger Jahren an erlangten sie jedoch über Julia Kristeva auch internationale Verbreitung. Mit Bezug auf Bachtin prägte Kristeva den Namen „Intertextualität“ für eine Theorie, die sich allerdings von derjenigen Bachtins in wichtigen Punkten unterscheidet. Seither ist unter diesem Namen eine Vielzahl von Ansätzen entstanden, die methodisch und konzeptionell oft weit auseinander liegen. (Martinez, 441)

9. Als der Begriff Intertextualität in den 60er Jahren von Julia Kristeva im Umfeld der Gruppe „Tel Quel“ geprägt wurde (Kristeva 1978, 69), hatte er in erster Linie politische und kulturkritische Implikationen. In seiner weiteren Entwicklung ist dieser Anspruch jedoch zunächst in den Hintergrund getreten; entworfen wurden eine Intertextualitätstheorie und ein Instrumentarium für die Textanalyse.

(> *Literaturtheoretische Grundannahmen*) Den Ausgangspunkt bildete Kristevas Konzept vom Text als *double*, als Doppelzeichen, das neben dem manifesten immer noch einen latenten Text umfasst. (Lachmann, Schahadat, 677)

10. (> *Ziele/Perspektive*) Intertextualität bezeichnet den Text-Text-Bezug. Dabei handelt es sich um eine Literaturbetrachtung, die nicht den geschlossenen Text ins Zentrum der Lektüre rückt, wie der Strukturalismus oder der New Criticism, sondern die Funktion der anderen Texte in einem gegebenen Text.

In der Literaturwissenschaft konkurrieren ein eher traditioneller Ansatz mit einem progressiveren, der theoretische Positionen des Dekonstruktivismus in die Textanalyse einbringt. Die erste Richtung instrumentalisiert Intertextualität zu einem hermeneutischen Handwerkszeug, ohne Konzepte wie Text und Sinn zu hinterfragen; die Lektüre zielt ab auf eine eindeutige Interpretation, auf die Erhaltung eines letztlich *einen* Sinnes. In den letzten Jahren tendieren intertextuelle Analysen jedoch dazu, eben diesen einen Sinn zu vermeiden; betont werden Ambivalenz, Doppelkodierung und Überdeterminierung des intertextuell organisierten Textes. (Lachmann, Schahadat, 677f.)

11. Anleihen wurden bei der Rhetorik und den Anagrammstudien Ferdinand de Saussures gemacht. Generell lassen sich zwei Tendenzen unterscheiden. Eine Richtung versucht, die Markierungen zu erfassen, die auf die Doppel- oder Mehrfachkodierung des Textes verweisen, die andere beschreibt die Relation zwischen den Texten. Hat erstere den Anspruch, eine Intertextualitätsgrammatik zu erstellen, so zielt letztere auf die Sinnerzeugung ab, die durch das Aufeinandertreffen zweier oder mehrerer Texte und Kontexte in Gang gesetzt wird; diese Tendenz steht im folgenden im Mittelpunkt.

Die Relation zwischen den Texten lässt sich mit Hilfe dreier Modelle genauer bestimmen: des Modells der Partizipation, der Transformation und der Tropik. Diese drei Modelle entsprechen den Strategien des Weiter-, Um- und Widerschreibens, die der manifeste Text im Umgang mit dem Vorläufertext einsetzt. (Lachmann, Schahadat, 678)

12. Einige Prämissen:

(1) Die intertextuelle Lektüre zielt auf die semantische Ebene der Texte ab, da diese der Ort ist, der durch das Aufeinandertreffen verschiedener Sinnpositionen affiziert wird. Erzeugt wird ein semantischer Mehrwert, der von Sinnkomplexion bis hin zur Sinnzerstäubung reichen kann.

(2) Die Frage nach dem Wechselverhältnis zwischen den Texten schließt die der kulturologischen Begründbarkeit ein. Intertextualität ist epochenspezifisch verankert, denn intertextuelle Praktiken variieren, ebenso wie intratextuelle Verfahren, von Epoche zu Epoche. Jede literarische Richtung baut Allusionen und Zitate auf eine Weise in die Texte ein, die ihrer Poetik entspricht.

(3) Begreift man die intertextuelle Dimension des Textes als Gedächtnis des Textes, in dem ein anderer, fremder Text erinnert, abgelöst oder weitergeschrieben wird, so erscheint Literatur als Gedächtnis der Kultur. Der Umgang mit dem fremden Text (Bewahren, Verbergen, Zerstören) zeugt von der Einstellung zur antezedenten Kultur und von seiner Selbstbestimmung im Rahmen der Kultur. Das bedeutet, dass Intertextualität eng mit einem Gedächtniskonzept verschränkt ist. (Lachmann, Schahadat, 678)

13. Partizipation meint den intertextuellen Dialog, das heißt die sich im Schreiben vollziehende Teilhabe an den Texten der Kultur. Ein Text, der an fremden Texten partizipiert, schreibt sich ein in die Tradition, wobei Tradition nicht als diachrone Textkette zu verstehen ist, sondern als offener Raum, als Textuniversum.

Durch ihr poetologisches Programm, das auf die Teilhabe an und den Dialog mit der vergangenen Kultur abzielt, avancieren die russischen Akmeisten – dazu gehören vor allem Anna Achmatova (1889-1966), Nikolai Gumilec (1886-1921), Ossip Mandel'stam (1891-1938) – zu klassischen Vertretern einer Intertextualität der Partizipation. Das akmeistische Gedicht erscheint als lyrische Replik in einem unendlich andauernden Gespräch, das nicht nur mit der vergangenen, sondern auch mit der gegenwärtigen Kultur geführt wird.

Der poetischen Handlung, die schreibend-erinnernd einen Kontakt mit der Literatur herstellt, entspricht die akmeistische Poetik, die Begriffe wie Schreiben – Text – Gedächtnis – Dialog in den Mittelpunkt rückt.

Die Zitate fremder Texte dominieren die akmeistische Lyrik, so dass diese ohne die Aufdeckung des intertextuellen Subtextes oft unverständlich, kryptisch wirkt. Das gilt z.B. für Anna Achmatovas *Poem ohne Held* (1940-1962), dessen zahlreiche Zitate die Aufschlüsselung der in den Text eingegangenen fremden Stimmen herausfordern. Der erste Teil des Poems evoziert das Silberne Zeitalter der russischen Kultur, speziell in Petersburg. Als die Verkörperung dieser vergangenen Epoche gilt Achmatova der symbolistische Dichter Alexandr Blok (1880-1921). Die scheinbar zusammenhanglos aneinandergereihten Zitate aus Blok-Gedichten haben die Funktion, die Epoche als Ganzes auferstehen zu lassen. Es wird eine metonymische Reihung entwickelt, durch die die Gegenwart (1940) mit den vergangenen Texten und in einem weiteren Schritt mit der vergangenen Epoche verbunden wird.

Die Partizipation an den Texten der Kultur geschieht in Achmatovas Poem mit Hilfe einer Poetik der Berührung, der Kontiguität; das Aufrufen der fremden Texte gestaltet sich zu einer Teilhabe an der fremden, vergangenen Kultur, die von der gegenwärtigen im Textspeicher aufbewahrt wird. (Lachmann, Schahadat, 679f.)

14. Im Gegensatz zur dialogischen Teilhabe, welche die antezedente Kultur sichtbar macht, neigt der transformierende Gedächtnisakt dazu, den früheren Text zu verbergen, ihn unkenntlich zu machen und den fremden als eigenen Text zu präsentieren. Intertextuelle Beziehungen solcher Art zeigen eine Tendenz zur Kryptik, wobei die originären Spuren verdeckt werden. Die Folge ist die Unterwerfung des fremden poetologischen Programms unter das eigene.

Transformation lässt sich als ein Überschreiben begreifen: der fremde Text wird dem eigenen gleichgemacht. Als Beispiel bietet sich der russische Symbolismus an. In Bloks Drama *Die Rose und das Kreuz* (1912) werden zwei Prätexte miteinander kombiniert, um eine spezifisch symbolistische Sujetstruktur hervorzubringen, das Sujet vom „Dichter auf der Suche nach dem Ideal“, das für alle Texte Bloks bestimmend ist. Die beiden Prätexte sind das provenzalische Romanepos *Flamenca* aus dem 13. Jahrhundert und Aleksandr Puskins romantisches Gedicht *Der arme Ritter* (1929). Die Abschrift des Prätextes im Posttext ist stellenweise so genau, dass das symbolistische Drama teils wie eine bloße Reproduktion des provenzalischen Vorläufers wirkt. *Die Rose und das Kreuz* ist auf Literatur gemachte Literatur.

Augenfällig ist, dass *Flamenca* ein offensichtlicher, Puskins Gedicht jedoch ein verborgener Prätext ist, so dass die Transformation fast unmerklich geschieht. Der fremde Text aus einer fremden Kultur und einer fremden Zeit wird in Verbindung mit einem Text, der fester Bestandteil des symbolistischen Lektürekansons ist, zu einem quasi-eigenen Text transformiert. (Lachmann, Schahadat, 681f.)

15. Tropik: die Abwendung des Vorläufertextes. Dieser Typus der intertextuellen Relation schließt an den Tropus-Begriff Harold Blooms an und bedeutet den Versuch der Überbietung, der Abwehr und Löschung des Vorläufertextes, ein Wegwenden des Vorläufers. Bloom begreift Literaturgeschichte als einen ständigen Kampf des späteren Dichters gegen den früheren. Gegen die Tradition des „Vaters“ und „Gottes“, dem der jüngere Dichter ausgesetzt ist, stellt Bloom den Begriff des Einflusses. Einfluss bedeutet die Möglichkeit,



sich gegen die Tradition zu wehren; denn Einfluss ist für Bloom eine Trope, die einerseits den Begriff der Tradition ersetzt, andererseits auch sein scheinbares Gegenteil meint, Abwehr. In einander abwechselnden Phasen der Imitation und der Ablehnung des Vorläufers finden ein *mis-reading* der Vorlauftexte und deren *re-writing* als revisionärer Akt statt.

Eine tropische intertextuelle Beziehung herrscht zwischen den Romanen Fedor Dostoevskijs und der Poetik seines Vorläufers Nikolaj Gogol. Ein weiteres Beispiel ist Popovs Roman *Vorabend ohne Ende* (russ. 1993). Schon der Titel verweist auf Ivan Turgenevs Roman *Vorabend* (russ. 1859). Popovs Roman ist eine fast wörtliche Wiederholung der Figuren, Dialoge und des Sujets des Romans, der ihm als Vorlage dient.

Popovs Figuren wirken wie Reinkarnationen von Turgenevs „überflüssigen Menschen“. Wenngleich Popovs Text auf den ersten Blick das postmoderne Diktum von der unendlichen Wiederholung des immer schon Gewesenen vorzuführen scheint, wird auch deutlich, dass das Neue eben doch nicht das Alte ist. Popov banalisiert und parodiert den Vorlauftext, der von selbstlosem Opfermut und grenzenloser Liebe handelt. Zugleich wirkt die parodistische Verkehrung auf Turgenevs Ursprungstext zurück; Imitation und Abwehr gehen ein komplexes Beziehungsgefüge ein. (Lachmann, Schahadat, 682f.)

Blooms Beharren auf dem Autor als Subjekt des Textes distanziert ihn von den Intertextualitätsmodellen, die räumlich, nicht zeitlich strukturiert sind; seine Fixierung auf einen begrenzten literarischen Kanon, in dem starke Dichter mit anderen starken Dichtern konkurrieren, entwirft eine elitäre Literaturgeschichte.

Neuere Arbeiten, die Blooms Einflussmodell aufgreifen, formulieren es um. Blooms psychoanalytischer Ausgangspunkt wird durch eine politische Perspektive ergänzt, indem die Kritiker Einfluss mit Hegemonie und Macht assoziieren, gegen die sie eine offene, multiperspektivische Intertextualität stellen. Dadurch lässt sich der restriktive Kanon entgrenzen. (Schahadat, 373)

Bloom sieht literarische Produktivität durch „anxiety of influence“ bestimmt und rekonstruiert die Literaturgeschichte als einen intertextuellen, aber innerliterarischen Kampf von Autoren gegen ihre kanonischen Vorbilder. Jeder bedeutende Autor sei unweigerlich auf literarische Vorbilder bezogen und versuche gleichzeitig, sie zu verdrängen. In ödipaler Ambivalenz verbleibe er zwar unter dem Einfluss des übermächtigen „Vaters“, müsse dessen Werke aber notwendig mißverstehen („misreading“), um eine selbständige künstlerische Artikulationsmöglichkeit zu finden. (Martinez, 443f.)

16. Die drei Modelle: Partizipation, Transformation und Tropik zeugen von einem unterschiedlichen Umgang mit dem vergangenen Text und mit der vergangenen Kultur: von Bewahren, Usurpieren, Abwehren. Doch sind diese verschiedenen Gedächtnisakte nicht klar voneinander abzugrenzen, denn alle Texte partizipieren und transformieren. Vielmehr ist es die Dominanz des einen oder anderen Modells, die sich behaupten lässt. (Lachmann, Schahadat, 684)

17. Als ein Grenzphänomen, das sich aus verschiedenen Quellen speist, wird Intertextualität von Denkrichtungen unterschiedlichster Provenienz aufgegriffen, mit einer oft verwirrenden Terminologie belegt und auf verschiedene Weise funktionalisiert. Der kleinste gemeinsame Nenner ist der, dass Intertextualität einen Text-Text-Bezug bezeichnet.

(> *Literaturtheoretische Grundannahmen*) Literatur wird dabei nicht als eine kontinuierliche Linie aufeinanderfolgender Werke gedacht, sondern als ein Textuniversum, ein Netzwerk, in dem die Texte miteinander in Kontakt treten und sich aufeinander beziehen, so dass (jeder) Text als ein „Gewebe“ (Barthes), als ein „Mosaik von Zitaten“ (Kristeva) erscheint.

Die einen verstehen Intertextualität als politisch subversives Potential (Gruppe Tel Quel), die anderen fassen sie als hermeneutische Technik unter neuem Namen (Intertextualität statt Einflussforschung) oder auch als eine dekonstruktive Lektüre-Strategie auf; zudem be-

günstigt die Offenheit des Konzepts Versuche, eine Intertextualität(stheorie) *avant la lettre* zu entdecken, z.B. bei antiken Autoren Die in verschiedene Richtungen strebenden Diskussionen lassen sich systematisieren, indem unterschieden wird zwischen einer theoretischen, einer deskriptiven und einer literatur- bzw. kulturkritischen Dimension der Debatte. (Schahadat, 366)

18. Die *Theoriebildung* ist von den ästhetischen und philosophischen Prämissen der amerikanischen Dekonstruktion beeinflusst, so dass sie die These von der Unlesbarkeit der Texte in den Mittelpunkt rückt. In der *Textinterpretation* konkurriert ein eher traditioneller Ansatz (rein textdeskriptiv) mit einem progressiveren, der versucht, die Ergebnisse der theoretischen Diskussionen für die Textanalyse zu nutzen.

Sei es nun eine Lektüre, die Eindeutigkeit im Sinn hat, oder eine, die Polyvalenz betont – in beiden Fällen richtet sich der Fokus der Leserschaft auf die semantische Ebene der Texte, die durch das Aufeinandertreffen verschiedener Sinnpositionen affiziert wird. Die Intertextualitätstheorie ist genetisch zu verstehen in Abgrenzung von einem autonomen und auktorial verankerten Textbegriff einerseits und von einem linearen, vektorialen Einflussmodell andererseits. Während sowohl der Strukturalismus als auch der New Criticism Sinnkonstitution textimmanent (intratextuell) zu etablieren versuchen, richtet eine Theorie der Intertextualität den Blick auf die Text-Text-Bezüge. (Schahadat, 367)

19. Kristevas kulturkritischer Ansatz impliziert die Vorstellung vom Text als einer „politisch transformativen Praxis“ (Mai, 41, in: Plett 1991). Diese politischen Implikationen wurden in der weiterführenden Diskussion zunächst ausgespart. In letzter Zeit hat sie jedoch neue Impulse gewonnen. Verschiedene Beiträge des Sammelbandes von Clayton / Rothstein (1991) sehen Intertextualität als Möglichkeit, sich gegen ein traditionelles Einfluss-Konzept zu wehren, denn mit Einfluss wird Macht (von männlichen Dichtern auf Dichterinnen, von weißen Autoren auf die Literatur von Minderheiten) ausgeübt, während Intertextualität eine dynamische Interaktion erlaubt. Still/Worton konstatieren eine – auf traditionelle Konzepte feministischen Denkens zurückgehende – hierarchische Opposition zwischen phallischem Monologismus und femininer Empfänglichkeit. Dadurch kann das Prinzip des Monologischen als Kennzeichen maskulinen Hegemonialstrebens begriffen werden, Dialogizität oder Intertextualität hingegen lassen sich als Figuren der „Weiblichkeit“ deuten. (Still/Worton 1990, 30) (Schahadat, 369f.)

20. Aus dem Anspruch, den Text-Text-Kontakt zu beschreiben, ergab sich eine Vielzahl von Begriffen, die jeweils unterschiedliche Aspekte in dieser Relation betonen. Ein uneinheitlich verwendeter Begriff ist der des *Intertextes*, mit dem Riffaterre den früheren Text, den Prätext meint, während Smirnow und Greber darunter den intertextuell organisierten Text verstehen, d.h. der Intertext ist der Posttext – in diesem Sinne wird er auch hier verwendet. Genette unterscheidet, ausgehend von einer „Transtextualität“ (all das, was den Text „in eine geheime oder manifeste Beziehung zu anderen Texten bringt“) fünf Typen des Text-Text-Bezugs: *Intertextualität* (hier: die „effektive Präsenz eines Textes in einem anderen“ in Form von Zitat, Plagiat oder Anspielung), *Paratextualität* (die pragmatische Einrahmung des Textes durch beigeordnete Texte wie Titel, Motto, Vor- oder Nachwort etc.), *Metatextualität* (ein impliziter Kommentar eines Textes über einen anderen), *Architextualität* (ein unausgesprochener Text-Text-Bezug [Martinez: taxonomische Zugehörigkeit zu bestimmten Gattungen, Textsorten oder Schreibweisen]) und *Hypertextualität* (der spätere Text wird als „Text zweiten Grades“ gelesen, „der von einem anderen, früheren Text abgeleitet ist“. [Vgl. auch Martinez, 442f.]

Mit ihrer Terminologie von *Geno- und Phänotext* für den früheren und den späteren Text betont Kristeva den textgenerativen Aspekt der Intertextualität und impliziert, dass zwischen

den Texten immer ein Akt der Interpretation und auch der Transformation stattfindet. Andere Begriffe, die in die Diskussion eingegangen sind, sind *Prättext* und *Posttext* (womit die zeitliche Achse der Relation betont wird) und *manifeste Text* und *Referenztext*. (Schahadat, 370)

Zu Genette: Bei intertextuellen Bezügen ist zwischen *Einzeltextreferenz* und *Systemreferenz* (Genette: Architextualität) zu unterscheiden, d.h. zwischen Verweisen auf individuelle Prättexte oder aber auf literarische Muster wie Gattungen oder Schreibweisen. Die intertextuellen Bezüge können außer der semantischen auch andere Ebenen des Textes betreffen, nämlich linguistische Aspekte wie Graphie, Interpunktion, Phonologie, Morphologie, Lexik oder Syntax, aber auch Aspekte der metrischen, rhetorischen oder erzählerischen Gestaltung. (Martinez 443)

21. In den genannten Ansätzen rückt der Text in den Mittelpunkt der Lektüre, und zugleich wird der Aspekt der Intentionalität sekundär. Bachtins Dialogizitätsmodell geht von einer Produktionsästhetik aus, im Entwurf Kristevas wird Intertextualität als Aktivität des Textes aufgefaßt. Der Text als *écriture* erzeugt Intertextualität. Im weiteren hat sich der Schwerpunkt von der Kreativität des Textes auf die Seite des Rezipienten verlagert. Ein Beispiel dafür ist Riffaterres Ansatz. Stierle unterscheidet zwischen einer produktionsästhetischen und einer rezeptionsästhetischen Intertextualität. Eingebettet in ein Konzept von der „Literatur als Gedächtnis“ wiederum tritt die Frage nach Produktion oder Rezeption in den Hintergrund – beide werden in einem Gedächtnisraum angesiedelt, in dem der Text selbst zum Mittelpunkt wird und an dem Autorin und Leserin gleichermaßen teilhaben. (Schahadat, 370f.)

22. Feststellen lassen sich somit unterschiedliche Grade der Erweiterung des Textbegriffs und der Akzeptanz oder auch der Betonung von Sinnerzeugung in den verschiedenen Konzeptionen: Kristeva und Barthes postulieren die totale Entgrenzung, die Interaktion zwischen Text- und Lebensraum, die endlose semantische Produktivität des Textes, die Egalisierung zwischen Schreiber und Leser, zwischen Autor und Kritiker. Auf der anderen Seite wird hingegen eine „Reakademisierung des Konzepts“ versucht, indem ein Instrumentarium und eine Metasprache entwickelt werden, deren Aufgabe darin liegt, das Auseinanderstreben der semantischen Bewegungen zu kontrollieren. In expliziter Ablehnung von Kristevas Transgression spricht z.B. Laurent Jenny von einer „Arbeit der Transformation und der Assimilation mehrerer Texte, die von einem zentralen Text geleitet werden, der die Leitung des Sinns kontrolliert“. (Jenny 1976, 262) (Schahadat, 371)

23. Die intertextuelle Fragestellung unterscheidet sich von der Einflussforschung dadurch, dass sie die Interaktion zwischen den Texten betont, nicht den Einfluss. „Einfluss geht nur in eine Richtung, während Intertextualität eine flexible Beziehung zwischen den Texten etabliert“. (In. Clayton/Rothstein 1991, 50) Dabei wird dem Posttext eine Mehrdeutigkeit zugestanden, die sich aus der Konfrontation des einen Textes mit einer Vielzahl von Referenztexten ergibt.

Seit Aufkommen der Intertextualitäts-Debatte sind verschiedene Modelle entwickelt worden, um die unkontrollierbar scheinenden semantischen Bewegungen im nunmehr entgrenzten Textraum mithilfe eines Beschreibungsinventars zu ordnen und Intertextualität als eine Technik der Textinterpretation zu funktionalisieren. Übergreifend lassen sich zwei grundlegende Operationen unterscheiden, die zur Beschreibung des Text-Text-Bezugs eingesetzt werden: Ein Ansatz sucht die Art des Bezugs zwischen den Texten zu erfassen, während ein anderes Theorieinteresse den Blick auf die Markierungen richtet, die auf eine Doppel- oder Mehrfachkodierung verweisen. (Schahadat, 373f.)

24. Die Relation eines Textes zu anderen (früheren) Texten impliziert immer schon ein transformatives Element; es gilt zu untersuchen, wie genau diese Transformation aussieht. Genette etwa unterscheidet zwischen *Transformation* und *Nachahmung*. Genügt es in dem einen Fall, einen Text an einer einzigen Stelle zu verändern, so ist die Nachahmung ein komplizierterer transformativer Prozess. Als Beispiele nennt Genette den Bezug von James Joyces *Ulysses* und von Vergils *Aeneis* zu Homers *Odyssee*: Joyce versetzt die Geschichte des Odysseus ins Dublin des 20. Jahrhunderts, transformiert sie, während Vergil eine andere Geschichte, die Geschichte des Aeneas, in der Manier Homers erzählt, sie imitiert. Genette betont den konstruktiven Charakter literarischen Wirkens, versteht Literatur als Basteln. Damit vertritt er eine für die Intertextualität typische Absage an romantische Genie-Ideen. (Schahadat, 374)

25. Lachmann unterscheidet zwischen einer Kontiguitäts- und einer Similaritäts-Intertextualität: Manifester Text und Referenztext können einander punktuell berühren, oder aber der frühere Text ist dem späteren aufgrund ähnlicher Strukturen als Paradigma eingeschrieben. Im ersteren Fall wird durch ein Zitat der Prätext als Ganzes aufgerufen, während der letztere Fall vorliegt, wenn beide Texte einander an mehreren Stellen überlappen. Ausgehend von diesen beiden intertextuellen Strategien kann darauf geschlossen werden, welche Einstellung ein Text zu seinem kulturellen Erbe hat. Zeugt die Beziehung der Kontiguität von einer Berührung mit und Partizipation an der Tradition, so ist die Relation der Similarität eine Wiederholung des Äquivalenten mit gleichzeitiger Transformation, d.h. das gegebene Modell wird überschrieben. Ist ersteres ein Akt der Teilhabe, des Weiterschreibens der Tradition, so ist letzteres ein Akt des Gegen- und Neuschreibens. Transformation und Partizipation sind die beiden Pole, die die Einstellung zur Tradition bestimmen. Parodie, Kontradiktio, Kontrafaktur auf der einen Seite oder aber Imitatio (im Sinne von Machen durch Neumachen) auf der anderen sind Strategien, die unterschiedliche Schwerpunkte im Umgang mit dem fremden Text setzen. Als drittes Modell führt Lachmann das der Tropik ein [s.o.]. (Schahadat, 374f.)

26. Die beiden allgemeinsten Begriffe für eine intertextuelle Markierung sind *Allusion* und *Zitat*. Beides sind Verfahren zur Etablierung eines Text-Text-Bezugs, und ihre Funktion liegt in erster Linie darin, die intertextuelle Lektüre des Rezipienten in Gang zu setzen. Herausgearbeitet wurden auch Sonderformen des Zitats: das *Autozitat*, mit dem eine Dichterin eigene Werke aufruft, sowie das *Zitatzitat*, das Zitieren eines Zitats, das selbst schon Zitat ist, denn zitiert werden kann nicht nur ein anderer Text, sondern auch ein anderes Medium, z.B. ein Film, zitiert werden können außerliterarische Figuren und historische Ereignisse. (Schahadat, 376)

27. Ein zentraler Diskussionspunkt ist nach wie vor, ob Intertextualität ein Kennzeichen aller oder ein spezifisches Merkmal bestimmter Texte ist. Zu einem Kompromiss lassen sich die beiden Positionen führen, wenn man davon ausgeht, dass es Texte gibt, die (aufgrund ihrer Poetik und ihres kulturellen Umfelds) stärker intertextuell organisiert sind als andere. Demzufolge werden intertextuelle Analysen vornehmlich entweder bei Texten angewendet, die sich einer intratextuellen Deutung verweigern, was insbesondere auf Autoren der Moderne und Postmoderne zutrifft, oder bei Texten literarischer Gruppierungen, deren Poetik durch die Auseinandersetzung und den Dialog mit dem fremden Text bestimmt wird. Das gilt zum Beispiel für die russischen Akmeisten, die zu einem zentralen Paradigma der Intertextualitätsforschung geworden sind. Für die Analyse wurden zunächst Texte mit einer deutlichen Affinität zur Intertextualität bevorzugt, doch kann sie sich prinzipiell auf alle Texte erstrecken, denn der hermetisch abgeschlossene Textraum ist eine Illusion. Eine intratextuelle Lektüre ist zwar möglich, bleibt

aber eindimensional, während andererseits eine intertextuelle Lektüre Gefahr läuft, Sinn zu zerspalten und aufzulösen, vor allem in Texten mit einer anarchischen intertextuellen Struktur.

Intertextualität ist eine Art von Welterfahrung, die auf Entgrenzung aus ist. Affiziert von den unterschiedlichsten Disziplinen wird Intertextualität zu einer synkretistischen Theorie, die sich den Synkretismus zugleich als Programm aneignet. Denn vertreten wird ein Modell von Literatur, das die Grenzen nicht nur zwischen Text und Text, sondern auch zwischen Literatur und Ideologie oder zwischen Literatur und Psychoanalyse aufzuheben versucht. (Schahadat, 376f.)

28. Die verschiedenen Intertextualitäts-Ansätze richten ihre Aufmerksamkeit zwar alle auf das Verhältnis eines Textes zu anderen Texten und begreifen Intertextualität als Faktor der Textbedeutung. Aber sowohl der Begriffsinhalt wie der Begriffsumfang von 'Intertextualität' werden sehr unterschiedlich bestimmt. Bei Kristeva ist die Intertextualität ein allgemeines Merkmal von Texten: „[...] jeder Text baut sich als Mosaik von Zitaten auf, jeder Text ist Absorption und Transformation eines anderen Textes“. (Kristeva 1969, 348) Da sie den Textbegriff sehr weit im Sinne kulturell codierter Zeichensysteme fasst und literarische Texte in dem „allgemeinen Text (der Kultur)“ eingebettet sieht (ebd., 113), ist die Intertextualität (wie auch Bachtins Dialogizität) nicht auf den Bereich literarischer Texte beschränkt.

(> *Literaturtheoretische Grundannahmen*) Anders als Bachtin spricht Kristeva dem als „Mechanismus“ und „Produktivität“ verstandenen Text jedoch eine bedeutungsproduzierende Selbstständigkeit zu, die sich von der Instanz einer künstlerischen Gestaltungsabsicht des Autors, dem Konzept eines geschlossenen Werkes und der Idee einer dialogischen Kommunikation zwischen Subjekten ablöst. Der Autor wird zum Schnittpunkt von Diskursen, das intendierte Werk zum ambivalenten Text, an die Stelle der Intersubjektivität tritt die Intertextualität.

In diesem Verständnis wird Intertextualität zu einem Leitbegriff von Poststrukturalismus. Dabei erscheint die intertextuelle Verfassung der kulturell codierten Wirklichkeit als repressive Repetition, aber auch als subversive Differenz: Einerseits gleicht sie als allumfassendes Reservoir ideologischer Diskurse einem Gedankengefängnis, andererseits unterläuft sie wegen der Unkontrollierbarkeit diskursiven Sinns jede ideologische Fixierung. (Martinez, 441f.)

29. Hermeneutisch oder strukturalistisch orientierte Ansätze versuchen demgegenüber, Intertextualität als begrenztes Verfahren innerliterarischer Sinnbildung zu fassen und halten an einem traditionelleren Verständnis von Begriffen wie 'Autor', 'Werk' und 'Leser' fest. Im Unterschied zur gewöhnlichen Quellen- und Einflussforschung geht es diesen Intertextualitätstheorien jedoch weniger um die Einwirkung fremder Texte auf die Textgenese als vielmehr um Verweise des Folgetextes auf Prätexte, die vom Autor beabsichtigt, im Text markiert und vom Leser im Interesse eines angemessenen Textverständnisses erkannt sein müssen. (Martinez, 442)

30. Die verschiedenen Arten und Grade intertextueller Bezüge sind wohl nur durch ein Bündel von einander überschneidenden Kriterien erfassbar, die teils graduelle Unterschiede, teils dichotomische Entweder-Oder-Alternativen anzeigen. Ein Text kann bei der Übernahme einzelner Elemente die Fremdheit des ursprünglichen Kontexts und damit seine Referentialität mehr oder weniger deutlich als solche markieren; er kann seine eigene Intertextualität autoreflexiv thematisieren; er kann punktuell Anleihen machen oder sich zu großen Teilen oder auch insgesamt eines Prätextes als struktureller Folie bedienen; er kann in direkter oder indirekter Weise auf den Prätext anspielen; schließlich kann er in größerer

oder kleinerer semantischer und ideologischer Spannung zum Prätext stehen. (Martinez, 443)

31. Im weitesten Sinne umfaßt Intertextualität alle Bezüge eines literarischen Textes auf andere literarische oder auch außerliterarische Texte. Meist allerdings wird Intertextualität enger gefaßt und steht dann im Gegensatz zum Begriff der *imitatio*. Der Verfasser einer *Imitatio* erkennt die Überlegenheit des nachgeahmten Prätextes an oder versucht, ihn wetteifernd zu übertreffen (*aemulatio*). Jedenfalls wird eine Vergleichbarkeit von Prä- und Folgetext im Hinblick auf absolut gesetzte poetologische Normen angenommen; der überlieferte Kanon besitzt vorbildhafte Verbindlichkeit, und der Zielpunkt der Beurteilung des Folgetextes liegt in der Person des Autors, dessen Bildung und Können sich in seinem Text ausdrücken. Intertextualität hingegen betont eher den selbständigen Umgang des Folgetextes mit der Tradition, gesteht kanonischen Werken keine privilegierte Rolle gegenüber anderen Prätexten zu und bezieht sich eher auf den Text als auf die Person des Autors.

Dessen ungeachtet bleibt festzuhalten, dass literarische Texte seit jeher intertextuelle Verfahren in Form von Parodien, Travestien, Pastiche, Adaptionen, Florilegien oder auch von Zitaten und Anspielungen verwendet haben. Dominierend allerdings werden bestimmte Arten der Intertextualität, in denen der Text einen offenen, vom Leser allererst auszufüllenden Assoziationsspielraum möglicher intertextueller Bezüge anbietet, erst in Texten der literarischen Moderne und Postmoderne. (Martinez, 444)

32. I. bezeichnet die Eigenschaft von insbes. literar. Texten, auf andere Texte bezogen zu sein. I.stheorien beschreiben, erklären oder systematisieren die Bezüge zwischen Texten. – Dass ein literar. Text nicht in einem Vakuum existiert, ist seit langem bekannt, zumal Begriffe wie *Imitation*, *Parodie* oder *Epikrise* schon der klassischen Rhetorik vertraut waren. Darüber hinaus ist allein die Idee von literar. oder anderen Gattungen ohne die Annahme intertextueller Bezüge undenkbar, da die bloße Klassifizierung eines Texts als Typus schon eine Aussage über Ähnlichkeiten oder Unterschiede zu anderen Texten impliziert. (Aczel, 241)

33. Grundsätzlich sind zwei Kategorien von I.stheorien zu unterscheiden. In der einen wird I. als deskriptiver Oberbegriff für herkömmliche Bezugsformen von Texten verstanden, in der anderen in einem umfassenderen ontologischen Sinn zur qualitativen Bezugnahme auf sämtliche Arten von bedeutungstragenden Äußerungen verwendet. Während deskriptive I.stheorien versuchen, die intentionale und spezifische Anspielung eines Autors auf das Werk eines anderen zu bezeichnen, wurde der ontologische Begriff der I. urspr. innerhalb eines radikaleren theoretischen Projekts geprägt, das gerade die Vorstellung auktorialer Intentionalität sowie die Einheit und Autonomie des 'Werks' selbst unterminieren wollte. (Aczel, 241)

34. Diese radikaleren Theorien haben ihre Herkunft in M. Bachtins Theorie der Dialogizität, obgleich die Unterschiede zwischen dieser und der I.stheorie genauso bedeutsam sind wie ihre Gemeinsamkeiten. Nach Bachtin ist jede Äußerung untrennbar mit Dialog und Zitat verbunden. Weil Sprache ein soziales Medium ist, sind die Wörter, die wir benutzen, bereits angereichert mit den Intentionen und Akzenten anderer Sprecher. Äußerungen beziehen ihre Bedeutung nur aus der „dialogisch erregte[n] und gespannte[n] Sphäre der fremden Wörter, Wertungen und Akzente“, mit welchen sie in „komplexen Wechselbeziehungen“ stehen. (Bachtin 1979, 169) Sprache ist gekennzeichnet von Heteroglossie, der komplexen Konfiguration konkurrierender sozialer, generischer und berufsspezifischer Sprachen, die die Stratifikation jeder Einzelsprache zu einem beliebigen Zeitpunkt ausmachen. (Aczel, 241)

35. J. Kristeva berief sich explizit auf Bachtin, als sie den Begriff I. prägte, um damit die dialogische Relation der Texte untereinander zu beschreiben. Laut Kristeva baut sich jeder Text „als Mosaik von Zitaten auf, jeder Text ist Absorption und Transformation eines anderen Textes“. (Kristeva 1972, 348) Kristeva und anderen Poststrukturalisten zufolge ist I. eine Eigenschaft aller Texte und beschreibt nicht nur die intentionalen Bezüge von bewusster Anspielung auf andere Texte. Die Kristevasche I.stheorie geht sogar so weit, die auktoriale Intentionalität völlig zu marginalisieren, indem der Dialog von intendierenden Sprechern durch den Dialog von Texten ersetzt wird: „An die Stelle des Begriffs der Intersubjektivität tritt der Begriff der Intertextualität.“ (Ebd.)

An diesem Punkt vollzieht Kristeva jedoch einen Bruch mit Bachtins Dialogizität. Insbes. in seinen späteren Schriften betont Bachtin, dass jeder Text ein Subjekt oder einen Autor habe, und dass Sprache immer die Form einer Äußerung annehme, die zu einem bestimmten sprechenden Subjekt gehört und außerhalb dieser Form nicht existieren kann. (Bachtin 1986, 71, 104) (Aczel, 241f.)

36. In der Kristevaschen I.stheorie dient der Begriff I. sowohl als polemische Waffe als auch als deskriptives Instrument innerhalb des umfassenderen poststrukturalistischen Projekts der Subjektdezentrierung. Kristeva zufolge ist gerade das Vorhandensein von I. für eine Verwischung der Grenze zwischen lesendem und schreibendem Subjekt verantwortlich; beide werden textualisiert: „Derjenige, der schreibt, ist auch derjenige, der liest“ und ist „selbst nur ein Text, der sich aufs neue liest, indem er sich wieder schreibt.“ (Aczel, 242)

37. Auch R. Barthes stellt in seiner I.stheorie Vorstellungen von Subjektautonomie und auktorialer Intentionalität in Frage, wenn er in *Der Tod des Autors* (1968) den Leser als Raum beschreibt, in welchen das den Text konstituierende Gewebe von Zitaten“ eingeschrieben sei. Dieser Leser sei jedoch kein unschuldig Subjekt, das dem Text vorausginge, sondern selbst schon eine Pluralität anderer Texte, ‘unendlicher Codes’. (Aczel, 242)

38. Die universalisierende Tendenz ist ein entscheidendes Moment poststrukturalistischer I.stheorien. J. Derrida, für den Sprache immer ‘Zitat’ oder ‘Iteration’ ist, spricht von einem grenzen- und nahtlosen ‘texte général’. Bachtin zufolge sind intertextuelle Bezüge demgegenüber weder universell noch unendlich, sondern historisch determiniert. Heteroglossie ist nicht das Produkt subjektloser Texte, sondern ein soziales und historisches Phänomen. (Aczel, 242)

39. H. Bloom versucht in seiner I.stheorie eine absolutistische Variante der poststrukturalistischen I. (‘there are no texts, but only relationships between texts’) mit deskriptiver literar. Einflussforschung zu vereinbaren. (> *Textauffassung*) Bloom zufolge ist der Text, in bes. Maß das Gedicht, ein Schlachtfeld, auf dem der Dichter einen ödipalen Konflikt mit den Prätexten der Tradition und den Einfluss ausübenden ‘Vätern’, die diese Prätexte projizieren, ausagiert. Blooms Konzept einer ‘*anxiety of influence*’ grenzt nicht nur die möglichen Beziehungen zwischen Text und Prätext ein, sondern repersonalisiert diese wieder, so dass Subjektivität und Intersubjektivität wieder von Bedeutung sind. (Aczel, 242)

40. In dem bisher umfassendsten intertextualitätstheoretischen Projekt versucht G. Genette eine systematische Typologie intertextueller Relationen aufzustellen. [s.o.] (Aczel, 242)

41. Der Begriff I. ist derzeit als Bezeichnung für eine Vielzahl möglicher Bezugsformen von Texten in Gebrauch, seien sie intentional oder unbewusst, zufällig oder von theoretischer Notwendigkeit. (> *Kritik*) Darüber hinaus widersprechen sich die beiden extremen Versio-

nen. Wenn alle Texte nur Aktualisierungen eines anonymen und uneinholbaren Intertextes oder 'texte général' sind, wie kann man dann noch von einzeln auffindbaren oder abgrenzbaren Prätexten sprechen? Und wie können der Strukturalismus und der anti-teleologische und ahistoristische Poststrukturalismus die diachrone Vorgängigkeit aufrechterhalten, die der ontologische Begriff des Prätextes impliziert? So bleiben die zwei Richtungen innerhalb der I.stheorie nicht nur praktisch, sondern auch theoretisch unvereinbar. Während die I.stheorie in ihrer textanalytischen Anwendung die Bezüge zwischen einzelnen Texten ermittelt und analysiert, stellt sie in ihrer sprachontologischen Anwendung gerade die Grundlage einer solchen Auswahl in Frage. (Aczel, 242f.)

42. Die Intertextualität ist mit Abstand das erfolgreichste Konzept der poststrukturalen Literaturtheorie. Der hohe Bekanntheitsgrad bedeutet aber nicht, dass Intertextualität ein einfacher Begriff wäre.

Es liegen zwei Hauptrichtungen vor, die sich dadurch unterscheiden, das strukturalistische Theorem der Transformation (= prozesshafte Umgestaltung der Textzeichen) jeweils anders ausgelegt wird. Der Streitpunkt ist, inwieweit, wenn überhaupt, die Transformation vom Prinzip der Äquivalenz gelenkt wird.

Die erste Richtung radikalisiert die Transformation, indem sie sie mit der Figur des offenen Textes verknüpft. Texte sind umgestaltbar, weil sie unabschließbar sind. Dieser im engeren Sinn poststrukturalistische Ansatz geht auf Julia Kristeva zurück, die den Intertextualitäts-Begriff auch in die Diskussion eingeführt hat. Die zweite Richtung vollzieht die Öffnung des Textes nur in gemäßiger Weise nach und macht das Erfordernis praktischer Beschreibungskategorien geltend. (> *Literaturtheoretische Grundannahmen*) Während im poststrukturalen Ansatz die Transformation der textlichen Zeichen als ambig und unendlich offen angesehen wird, vollzieht sie sich in der zweiten Richtung nach kodifizierbaren Prozessen oder anhand von Hinweisen im Text selbst.

Im literaturwissenschaftlichen Sprachgebrauch haben sich die Differenzen allerdings abgeschliffen. 'Intertextualität' verweist global auf die literarische Zitierpraxis. (Bossinade, 94f.)

43. Zu Kristevas Aufsatz *Der geschlossene Text* (dt. 1977). Der theoretische Kernbegriff der Autorin lautet 'poetische Sprache'. Das Poetische ist hier eine modellierende (= formende, bildende) Funktion, die der semiosymbolischen Gespaltenheit des sprachlichen Zeichens entspringt. Sie führt dazu, die Vereinheitlichungstendenz der Sprache geschwächt wird. Seit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert setzt sich die Sprache mit erhöhter, von gattungspoetischen Normen befreiter Dynamik gegen die Sinn- und Sachzwänge der Gesellschaft zur Wehr.

Die „Normalsprache“ ist der poetischen Sprache als ein entmachtetes, der Wahrheitslogik entzogenes System inkludiert. Die wahre Macht fällt im poetischen Text dem untrennbaren Doppel von Schreiben-Lesen zu, auf dem auch die Dynamik der intertextuellen Beziehung fußt. Weil der poetische Text die Wahrheitslogik der Sprache prinzipiell überwunden hat, kann er sich auf den Raum der Geschichte hin öffnen. (Bossinade, 95ff.)

44. *Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman* (dt. 1972) ist Kristevas bekanntester Aufsatz zur Intertextualität. Als Ausgangspunkt wählt sie die Arbeiten des russischen Literaturtheoretikers Michail Bachtin (1885-1975). Aus dessen Begriffsvorgaben 'Dialog' und 'Ambivalenz' wird die Intertext-Perspektive extrapoliert. Bachtin hatte den Begriff des Dialogs auf der Ebene des Worts angesetzt: Ein Wort werde vom Romanschriftsteller in einen Diskurs, einen Zusammenhang von Redensarten gebracht, der die Spuren anderer Wortverwendungsweisen in sich virulent halte. Den Begriff der Ambivalenz hatte Bachtin dem volkstümlichen Brauch des Karneval entnommen, dessen zweideutige Verkehrungen er in die Sprache des von ihm so bezeichneten 'polyphonen Romans' übernommen sah.



Kristeva verallgemeinert Bachtins Vorgaben. Sie fasst 'Dialog' und 'Ambivalenz' als Ausdruck einer „logique du *transfîni*“ auf.

Wenn der fremde Text samit seiner historisch-semantischen Ladung in einen neuen Kontext 'eingelesen' wird, wird er zum Teil eines Dialogs. Dieser ist ein unauflösbar ambivalentes Nebeneinander von alter und neuer Bedeutung. Jeder Text erscheint nun als „Mosaik von Zitaten“. (Bossinade, 97f.)

45. In ihrem *Revolutions*-Buch von 1974 schlägt Kristeva vor, fortan von „Transposition“ zu reden, da der Begriff „Intertextualität“ dem Missverständnis philologischer Quellenkunde ausgesetzt sei. Der Begriffswechsel ist auch daraus erklärbar, sich Kristeva zunehmend für die Sache der Psychoanalyse engagiert. Die Transposition trägt der triebsemiotischen Dynamik der Sprache Rechnung, die in den frühen Intertextualitäts-Studien noch keine Leitfunktion hat. Der Unterschied lässt sich an der Frage der thetischen Setzung ermesen. In der Logik des Paragramms existieren beidseits des thetischen Einschnitts zwei nebengeordnete Positionen, ein basisdemokratisches Modell, wenn man so will. Die Dynamik des Semiotischen hingegen ist auf den Umsturz jeweils einer, sich an anderer Stelle erneuernden Setzung gerichtet. Das Semiotische begnügt sich damit, unermüdlich *eine* Autoritätsposition abzubauen, eben die, die sich gerade errichtet hat. Das Paragramm hält den Konflikt zweier im selben Textraum vorhandener, aber orts- und zeitverschobener und aufeinander nicht abbildbarer Positionen offen. Das Semiotische wiederum vermag den Anspruch an die Literatur auf eine Erneuerung des Symbolischen konkreter, nämlich aus dem körperdynamischen Substrat der Sprache zu begründen. Subjekt und Intersubjektivität sind nun wieder relevante Begriffe. (Bossinade, 99f.)

46. (> *Textauffassung*) Literatur wird als ein Textraum konzipiert, in dem jedes Bedeutungselement die Replik auf unendlich viele andere ist. Ein einfaches Textverstehen ist nach dem Urteil der Autorin aufgrund der literarischen „Echos“ für immer ausgeschlossen. Nicht, dass der Textsinn als solcher vieldeutig wäre. Es ist vielmehr so, dass für die sinnverändernde Transformation der literarischen Zeichen keine letzte Grenze anzugeben ist. (Bossinade, 100)

47. In der Intertextualitäts-Diskussion kehrt ein bestimmter Konflikt regelmäßig wieder. Es ist der Konflikt zwischen der Annahme eines universellen Textraums einerseits und den pragmatischen Anforderungen der Analyse andererseits. Ein „Konzept“, so die kritische Bilanz, „das so universal ist, dass zu ihm keine Alternative und nicht einmal dessen Negation mehr denkbar ist, ist notwendigerweise von geringem heuristischem Potential für die Analyse und Interpretation.“ (Pfister 1985, 15) Aus hermeneutischer, rezeptionsästhetischer und kommunikativ-semiotischer Sicht ist das Intertextualitäts-Konzept entsprechend eingegrenzt worden. (Bossinade, 100)

48. Derrida spricht von 'Intertextualität' nur selten. Etwas anderes als intertextuelle Operationen gibt es in seiner Optik nicht. Intertextualität ist für Derrida nicht eine Besonderheit, sondern der permanente Zustand der Kommunikation, zu deren Beschreibung ihm das Wort 'Textualität' genügt (Bossinade, 102f.)

49. Derrida hat die Grundlage für einen neuen Textbegriff gelegt, der bald schon eine zentrale Bedeutung für die Literaturwissenschaft gewinnt: den der Intertextualität. Zwar war das Phänomen der Intertextualität als Verweis eines Textes auf einen ihm vorangegangenen Text ein Kennzeichen der abendländischen Literatur von ihren Anfängen her. Eine neue Wendung gewinnt der Begriff der Intertextualität in der Dekonstruktion jedoch, wenn die Beziehung eines Textes zu einem Vorgängertext zu der auf eine dem Text überhaupt vor-

gängige Form der Abwesenheit erweitert wird. Indem er den Text als Transformation eines anderen Textes beschreibt, der als solcher nie präsent ist, begründet Derrida einen Begriff der Intertextualität, der nicht mehr einfach das Verhältnis von zwei empirisch vorliegenden Texten zum Gegenstand hat, sondern die Relation von einem Text zu einem ihm vorgängigen abwesenden Text zum Paradigma der Literatur erhebt. (Geisenhanslücke, 102f.)

50. Kristeva beruft sich nicht nur auf Derrida, sondern auch auf Bachtin. Wie Bachtin die dialogische Rede, so begreift Kristeva den Text insgesamt als ein dynamisches Konzept. Die These, jeder Text nur ein Baustein aus ihm vorgängigen Elementen sein soll, ist das Revolutionäre an Kristevas Begriff der Intertextualität. Denn damit nennt die Intertextualität nicht mehr ein empirisch nachweisbares Phänomen in der Geschichte der Literatur, sie wird zum Paradigma literarischer Sprache überhaupt. Der Begriff der I. kann somit für sich beanspruchen, die poststrukturalistische Antwort auf die von Jakobson erhobene Frage nach der Poetizität der Sprache zu sein: Die poetische Funktion der Sprache beruht demzufolge auf dem Verweisungscharakter, der einen Text an ihm vorgängige Texte zurückbindet. (Geisenhanslücke, 103)

51. Analog zur Idee der nicht abschließbaren Signifikantenkette bei Lacan definiert Kristeva den Begriff der Intertextualität als unendlichen Verweisungszusammenhang zwischen den Texten. Dabei geht es nicht mehr um die zeitlich-historische Dimension des Verhältnisses von einem bestimmten literarischen Text zu einem bestimmten literarischen Vorgängertext, sondern um die räumlich-systematische Ebene eines Bündels von Texten, das wechselseitig aufeinander, aber auf keinen Ursprungstext mehr verweist. Die Frage nach der Relation zwischen Texten wird wichtiger als die nach den Texten selber. Prinzip eines nicht mehr einheitlichen, sondern multiplen Textbegriffs, der frei von der Frage nach einem Autor-Subjekt eine eigene Selbständigkeit erlangt: Am Ursprung der Texte steht kein schaffender Autor, sondern ein unendlicher Fluss von Texten, die sich immer neu kombinieren lassen. (Geisenhanslücke, 104)

52. *Bloom*. Seine Auffassung vom literarischen Text hat Bloom in dem Begriff der „Einfluss-Angst“ zusammengefasst: „Einfluss, wie ich das Wort verstehe, bedeutet, dass es *keine Texte* gibt, nur *Beziehungen zwischen Texten*“ (Bloom 1997, 9). Damit knüpft er einerseits an die Vorstellung eines rein relationalen Textbegriffes an. Andererseits aber geht er über den Begriff der Intertextualität hinaus, indem er mit der Theorie der Einflussangst das rhetorisch wie psychologisch strukturierte Moment des Nachgeborens moderner Dichtung benennt. Auf Rebellion beruhender Traditionsbegriff. Eine agonale Theorie der Autorschaft auf der Grundlage einer Rhetorik zwischen den Texten leitet die Verknüpfung von Rhetorik und Psychoanalyse im Begriff der Einflussangst, da jeder literarische Text von Rang Bloom zufolge letztlich aus dem uneingestandenem Versuch resultierte, seinen Vorgängertext zu übertreffen, umzuschreiben und letztlich ungeschehen zu machen. (Geisenhanslücke, 104f.)

53. Dass der späte Bloom seine agonale Theorie der Intertextualität im Zeichen Nietzsches und Freuds zu einer Sanktionierung des literarischen Kanons umfunktioniert hat, die ganz auf den Schultern des Säulenheiligen Shakespeare ruhen soll, hat zu Irritationen auf Seiten der Kritiker geführt.

(> *Kritik*) Der Erfolg des dekonstruktiven Intertextualitätsbegriffes geht mit einem deutlichen Verlust an Präzision einher. Wenn jeder literarische Text die Wiederholung eines anderen, ihm vorgängigen Textes ist, wie Kristeva meint, jedes Gedicht die Trope eines anderen Gedichtes ist, wie Bloom meint, dann ist es gerade nicht mehr die Singularität und Materialität der historischen Erscheinungsweise eines literarischen Textes, die in den Blick rückt, sondern die Idee eines selbstmächtigen Transformationsprozesses, der über alle Tex-

te regiert. Rechtfertigen lässt sich dieser erweiterte Begriff von Intertextualität nur, wenn die Prämisse von der unaufhebbaren Abwesenheit eines Urtextes geteilt wird, wenn der Begriff der Intertextualität mithin nicht empirisch verwendet wird, sondern als Ausdruck eines dem Text vorgängigen Unbewussten oder als Zeichen der verschiebenden Arbeit der *différance* verstanden wird. In jedem Fall aber führt der Begriff der Intertextualität die post-strukturalistische Literaturtheorie an ihre Grenzen: In der Definition als Relation zwischen Texten lässt er nichts zu, was nicht schon Text wäre. (Geisenhanslüke, 105)

### Wichtige Vertreter und Werke (Auswahl)

- Bachtin, Michael (1971): *Probleme der Poetik Dostoewskijs*. München.  
 Bachtin, Michael (1979): *Die Ästhetik des Wortes*. Frankfurt/Main.  
 Bachtin, Michael (1985): *Literatur und Karneval*. Frankfurt/Main, Berlin, Wien.  
 Bloom, Harold (1975): *A Map of Misreading*. New York.  
 Bloom, Harold (1989): *Kabbala. Poesie und Kritik*. Basel und Frankfurt/Main.  
 Genette, Gérard (1993): *Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe*. Frankfurt/Main.  
 Jenny, Laurent (1976): *La stratégie de la forme*. In: *Poétique* 27 (1976).  
 Kristeva, Julia (1969): *Séméiotikè. Recherches pour une sémanalyse*. Paris.  
 Kristeva, Julia (1972): *Wort, Dialog und Roman bei Bachtin*. In: Ihwe, Jens (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik*. Bd. 3, S. 345-375.  
 Kristeva, Julia (1978): *Die Revolution der poetischen Sprache*. Frankfurt/Main.  
 Kristeva, Julia (1980): *Desire in Language. A Semiotic Approach to Literature and Art*. New York.  
 Lachmann, Renate (1990): *Gedächtnis und Literatur. Intertextualität in der russischen Moderne*. Frankfurt/Main.

### Weitere Forschungsliteratur (Auswahl)

- Broicher, Ulrich / Pfister, Manfred (1985) (Hg.): *Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien*. Tübingen.  
 Clayton, Jay / Rothstein, Eric (1991) (Hg.): *Influence and Intertextuality in Literary History*. Madison.  
 Lachmann, Renate (1982) (Hg.): *Dialogizität*. München.  
 Plett, Heinrich F. (1991) (Hg.): *Intertextuality*. Berlin/New York.  
 Schmidt, Wolf/Stempel, Wolf-Dieter (1983) (Hg.): *Dialog der Texte. Hamburger Kolloquium zur Intertextualität*. Wien.  
 Worton, Michael / Still, Judith (1990) (Hg.): *Intertextuality. Theories and Practices*. Manchester / New York.

## 7 Feminismus / Gender Studies 1 und 2

[Zum Teil etwas geordnete Sammlung von Informationen aus einführenden Fachtexten]

### Ausgewertete Texte

- Erhard, Walter/Herrmann, Britta: *Feministische Zugänge – Gender Studies*. In: Arnold, H.L./Detering, H. (Hg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München <sup>2</sup>1997, S. 498-515.  
 Geisenhanslüke, Achim: *Einführung in die Literaturtheorie. Von der Hermeneutik zur Medienwissenschaft*. Darmstadt 2003, S. 113-116.  
 Hahn, Barbara: *Feministische Literaturwissenschaften*. In: Bogdal, Klaus-Michael (Hg.): *Neue Literaturtheorien. Eine Einführung*. Opladen <sup>2</sup>1997, S. 225-241.  
 Rippl, Gabriele: *Feministische Literaturwissenschaft*. In: Pechlivanos, Miltos u.a. (Hg.): *Einführung in die Literaturwissenschaft*. Stuttgart/Weimar 1995, S. 230-240.

Schneider, Jost: *Einführung in die moderne Literaturwissenschaft*. Bielefeld 1998, S. 231-232.

Weigel, Sigrid: *Geschlechterdifferenz und Literaturwissenschaft*. In: In: Brackert, H. J./Stückrath, J. (Hg.): *Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs*. Reinbek <sup>5</sup>1997 (<sup>1</sup>1992), S. 685-698.

Zens, Maria: *Feministische Literaturwissenschaft*. In: Baasner, Rainer: *Methoden und Modelle der Literaturwissenschaft. Eine Einführung*. Berlin 1996, S. 151-170.

## Konjunktur

1. Die feministische Literaturwissenschaft entstand Ende der 60er Jahre im Gefolge der Frauenbewegung und ging zunächst von dem skandalösen Faktum aus, dass Frauen in der traditionellen Literaturgeschichtsschreibung nur eine Nebenrolle spielten. Es war ein erstes wichtiges Anliegen dieser Forschungsrichtung, alternative Literaturgeschichten zu schreiben und an die vielen 'vergessenen' Schriftstellerinnen zu erinnern, die schrieben und teilweise sehr erfolgreich publizierten. (Schneider, 231)

## Hauptvertreter und -werke der 'Hintergrundtheorie'

1. 1928 veröffentlichte Virginia Woolf ihren Essay *A Room of One's Own*, in dem sie unter anderem mit der hypothetischen Frage nach Judith Shakespeare, einer fiktiven Schwester Williams, die historische Situation von Schriftstellerinnen, die Möglichkeiten einer Frauen-Literaturgeschichte sowie die historischen Unterschiede zwischen einer männlichen und einer weiblichen Schreibweise in den Blick rückte. 1949 erschien Simone de Beauvoirs Buch *Le Deuxième Sexe*, eine erste große systematische Untersuchung über die soziale Konstruktion von Weiblichkeit, über den Ort der Frau in der Geschichte und über die ideologische Gleichsetzung von 'Frau' und 'Natur'. Berühmt geworden ist der Satz „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es.“ (Erhart, Herrmann, 499f.)

## 'Übergreifende' Voraussetzungen

1. Das Etikett „Feministische Literaturwissenschaft“ ist auf eine soziale und politische Bewegung bezogen, der sie in den späten sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts zunächst ihre Entstehung verdankt.

Wie kaum eine andere Richtung der Literaturtheorie haben feministisch orientierte Zugänge zur Literatur bis in die Gegenwart hinein eine Vielzahl ganz unterschiedlicher Theorien integriert, die sich weder zu einem geschlossenen Theoriegebäude fügen noch ein einziges methodisches Verfahren zugrundelegen. Feministische Theorien in den Literaturwissenschaften haben aufgrund dieser eklektischen Vorgehensweise inzwischen eine eigene immanente Theorie-Entwicklung aufzuweisen, so dass sich viele historische Auseinandersetzungen zwischen einzelnen Literaturtheorien in der Theorie-Geschichte der feministischen Literaturwissenschaft wiederfinden lassen.

Mittlerweile finden sich diese Ansätze in den „gender studies“ mit neuen Schwerpunkten wieder, die das Interesse von frauenspezifischen Themen auf die generellen Konstruktionsmechanismen von sozialem wie biologischem Geschlecht verlagert haben. (Erhart, Herrmann, 498f.)

2. Aufgrund ihrer Verflechtung mit historisch-sozialen Bewegungen sowie aufgrund ihrer immanenten Theorie-Entwicklung lassen sich feministische und geschlechtsspezifische Ansätze in den Literaturwissenschaften am besten in ihrer Genese und in ihrer Geschichtlichkeit darstellen.

Die Literaturwissenschaft in Deutschland hat feministische Theorie-Impulse eher von Zeit zu Zeit absorbiert als beige-steuert. Die feministische Literaturwissenschaft befindet sich von Anfang an an einem Schnittpunkt zwischen französischer und anglo-amerikanischer Theoriebildung. (Erhart, Herrmann, 499)

3. (> *Vorläufer, Vorbilder auf der 'übergreifenden' Ebene*) Virginia Woolf und Simone de Beauvoir haben beide darauf aufmerksam gemacht, dass die Frau in der Literatur- und Kulturgeschichte als Mythos und als Bild zwar ständig präsent ist, in der Geschichtsschreibung selbst aber kaum einen Platz hat – weder innerhalb einer 'universalen' Geschichte, die lediglich die Taten männlicher Akteure aufzeichnet, noch als Teilnehmerinnen und Produzentinnen eines literarisch-kulturellen Systems, von dem Frauen aufgrund ihrer Lebensbedingungen zumeist ausgeschlossen geblieben sind.

Nach dem frühen Kampf um politische und rechtliche Gleichberechtigung an der Wende zum 20. Jahrhundert formierte sich mit der sogenannten zweiten Frauenbewegung in den späten sechziger Jahren auch eine feministische Literaturwissenschaft in Europa und in den USA, die an die von Woolf und Beauvoir vorgegebenen Themen und methodischen Ansätze nur noch anzuknüpfen brauchte. Schon Beauvoir hatte Frauenbilder in literarischen Werken untersucht und die in der gesamten 'schönen Literatur' zahlreich verbreiteten Bilder und Imaginationen aufgezeigt, in denen sich der Weiblichkeits-Mythos spiegelt und immer aufs neue inszeniert wird (*Frauenbildforschung*). Zum Vorschein kommen dabei die unterschiedlichsten Formen, in denen 'die Frau' jeweils als 'das Andere' des Mannes konstruiert wird: als bloßes Naturwesen, als bedrohte Sinnlichkeit, als idealisierte Natur oder als negative Folie, vor der sich männliche Selbstbehauptung und Macht um so deutlicher abheben. (Erhart, Herrmann, 500)

4. Die Frauenbewegung versuchte nun, eine bisher verborgen gebliebene Realität von Frauen wieder zu entdecken und zugänglich zu machen, indem sie nach den verschütteten Quellen suchte, in denen Frauen als Subjekte sichtbar werden und in denen sie sich selbst – statt der auf sie projizierten Bilder – wiedererkennen können. Ein programmatischer Schwerpunkt der Frauenforschung bestand in der Archäologie einer weiblichen Kulturtradition (*Frauen-Literaturgeschichte*). Indem vergessene literarische Werke von Schriftstellerinnen aus allen Epochen entdeckt und erschlossen, weibliche Lebensbedingungen und Erfahrungszusammenhänge in diesen Werken zu Tage gefördert, interpretiert, historisch eingeordnet sowie die historischen Produktionsbedingungen und Biographien der Autorinnen untersucht werden, sollte eine Neuorientierung des Kanons und der Literaturgeschichtsschreibung eingeleitet werden, die die bisherige Ausrichtung auf männliche Autoren in Frage stellt, einen 'anderen' Kanon weiblicher Autoren etabliert und die geschlechtsspezifischen Ausschlussprozeduren der Literaturwissenschaft offen legt, um sie unterlaufen zu können.

(> *Kritik*) Die Suche nach Autorinnen blieb beschränkt, und oft ließen sich wieder nur jene Autorinnen anführen, die im literarischen Kanon bisher ohnehin berücksichtigt waren. Die Erforschung zahlreicher bislang unbekannter Autorinnen war hingegen bald mit Fragen nach der ästhetischen Qualität und der literarischen Wertung konfrontiert.

Die Kritik an den fest immer gleichen Frauenbildern und die Erweiterung des literarischen Kanons um Autorinnen ergänzten zwar die Inhalte des Faches, methodisch ließen sich über die politisch-soziale Orientierung hinaus jedoch kaum neue Wege beschreiten. (Erhart, Herrmann, 500f.)

5. Die Forschungsschwerpunkte begannen sich zu verlagern: Die Frauenbildkritik konzentrierte sich zunehmend auf die Analyse der literarischen Mechanismen und Strategien, mit denen diese Bilder erstellt werden. Das Interesse an der Literatur von Frauen führte zunächst zu einem Nachdenken über 'Frauenliteratur' als einer speziellen Gattung, mündete jedoch schließlich in Konzepten über 'weibliches Schreiben'.

Beim ersten Projekt rückten zunehmend die ästhetischen Verfahrensweisen in den Blick, mit denen Weiblichkeit buchstäblich ins Bild gesetzt wird. Dies führte zur Frage, von wel-

chem Ort aus diese Bilder denn überhaupt kritisiert werden sollen, wenn 'Frau' und 'Weiblichkeit' seit jeher nur in diesen Bildern existiert haben. Hinter den Bildern lässt sich kaum ein Geschlecht 'an sich' oder ein von Bildern befreites Subjekt erkennen. Vielmehr besteht weibliche Subjektivität gerade darin, die Bilder zu durchqueren, den Ort der Zuschreibungen beständig zu wechseln, die Konstruiertheit der Bildzuweisung zu enthüllen, bewusst zu machen und ständig neu in Gang zu setzen.

Wie keine andere Literaturtheorie haben die von der feministischen Forschung ausgehenden Interpretationen auf die Ausschlussverfahren aufmerksam gemacht, mit denen eine Kultur das in ihr Verborgene und 'Verdrängte' in Bildern thematisiert und oftmals unter der Oberfläche ihrer Texte versteckt. Die feministisch inspirierte Literaturtheorie hat historische Zusammenhänge immer wieder auf den ästhetischen Eigensinn der vorliegenden Texte zurückgeführt.

(> *Ziele/Perspektive*) Auf der Ebene der Textproduktion wurde die bloße Kritik an literarischen Frauenbildern in eine Analyse überführt, die einerseits die Entstehung und Mechanismen der Geschlechter-Differenz auf ihre literarisch-ästhetischen Konstruktionen hin durchsichtig macht, andererseits die Literatur auf ihre verborgenen Geschlechter-Texte hin untersucht. (Erhart, Herrmann, 501ff.)

6. Die neuere Geschlechter-Theorie unterscheidet zwischen biologischem Geschlecht („sex“) und der sozial wie kulturell zugeschriebenen Geschlechtsidentität („gender“). Die Zuordnung des biologisch festgesetzten Geschlechts besitzt gegenüber dem sozio-kulturell konstruierten Geschlecht für die Subjektwerdung kaum Gewicht, und jeder Text ist seinerseits immer schon daran beteiligt, die jeweiligen Zuschreibungsprozesse von Geschlecht und Geschlechtlichkeit vorzunehmen. Die Ordnungsfunktion der Kategorie 'Geschlecht' bleibt jedoch nicht nur auf die Subjektkonstitution beschränkt, sie besteht zusätzlich darin, dass Geschlechtlichkeit ein Feld von Oppositionen strukturiert, die auch in zunächst scheinbar geschlechtsunabhängige kulturelle Symbolbereiche hineinreichen.

So entfaltet z.B. *Effi Briest* ein ganzes Feld von Metaphern und Bildern, die in Opposition zur Männlichkeit und zur Gesellschaft stehen, indem sie mit dem Ort von Weiblichkeit, mit weiblicher Sexualität und mit Natur verbunden werden. Mit der Gleichsetzung Natur – (Unschuld –) Weiblichkeit wird jedoch nicht nur Effis 'Weiblichkeit', sondern gleichzeitig auch ein bestimmtes Naturbild als 'weiblich' entworfen. Garten, Teich, Tiere gewinnen dadurch ebenso eine an die Geschlechter-Differenz angelehnte Bedeutung wie z.B. das Spiel mit der Schaukel. (Erhart, Herrmann, 504f.)

7. Die Geschlechter-Klassifikation übernimmt eine konstitutive Funktion für sämtliche Prozesse der kulturgeschichtlichen, sozialen und politischen Bedeutungszuweisung, und ihre soziokulturelle Macht besteht gerade darin, dass sich 'Geschlecht' von den biologisch jeweils vorgesehenen Trägern gelöst hat. Es geht dabei weniger um eine stets zu konstatierende binäre Opposition zwischen 'männlich' und 'weiblich' als vielmehr um den historisch jeweils unterschiedlichen Prozess, durch den diese Oppositionen immer wieder neu hergestellt und gestaltet werden. So wird z.B. im 19. Jahrhundert die Trennung zwischen Öffentlichkeit und Häuslichkeit nicht nur als neues soziales und politisches Ordnungssystem festgesetzt, sondern auch als natürliches System der Geschlechter ausgegeben. Zugleich führt diese neue Geschlechter-Ordnung zu einer tiefgreifenden geschlechtlichen Überformung kultureller und sozialer Wertsphären – mit dem Ergebnis, dass Kindheit, Familie, Gefühl und Poesie fortan mit Weiblichkeit assoziiert und verbunden werden, dass Männlichkeit sich umgekehrt durch strenge Zurückweisung von 'Weiblichem' – Gefühl, Emotionen, Schwäche – geradezu definiert. Wirksam werden die hierarchisch strukturierten Zeichen des Geschlechts überall dort, wo sich Gegensätze, Wertbinaritäten und Machtverhältnisse herausbilden.

(*Literaturtheoretische Grundannahmen*) In literarischen Werken kommen nicht nur diese vielfältigen Bedeutungszuweisungen zum Ausdruck, es lassen sich dort in ganz besonderer Weise das Zustandekommen, die Historizität und die Rhetorik dieser Vorgänge analysieren. So geben literarische Texte über die narrativen Strukturen Auskunft, mit denen die Geschlechter-Differenz jeweils inszeniert wird.

(*Ziele/Perspektive*) Die Position des aktiven und mobilen Helden in mythischen Erzähltexten etwa ist 'männlich' konnotiert, und die von ihm zu überwindenden Hindernisse sind als unbewegliche Positionen eines 'weiblich' figurierten Raumes gekennzeichnet – unabhängig vom biologisch fixierten Geschlecht der Heldenfigur. Durch solche literarischen Strukturen werden geschlechtsspezifische Bedeutungen fortgeschrieben. Doch bereits die Rede von Körpern, von Sexualität und vom biologisch festgelegten Geschlecht („sex“) selbst ist historisch bedingt und diskursiv festgelegt, und auch ihre Literarisierung ist keineswegs unabhängig von den Diskursen zu denken.

(*Vorgehensweise/Anwendung*) In *Effi Briest* wird unentwegt über Sexualität geredet – in Anspielungen, versteckten Bezügen, unter der Oberfläche von scheinbar neutralen Diskursen, die sich stets mit 'anderen' Bedeutungen aufladen können. Gerade dieses 'uneigentliche' Sprechen aber bringt den Gegenstandsbereich einer tabuisierten Sexualität und das Tabu selbst erst hervor. (Erhart, Herrmann, 505ff.)

8. Von der Literatur der Frauen zum 'weiblichen Schreiben'. Schon Virginia Woolf hatte die „Auswirkung seines Geschlechts auf den Schriftsteller“ zum Thema gemacht und die unterschiedlichen Inhalte in 'weiblichen' Werken untersucht. Vor allem amerikanische Literaturwissenschaftlerinnen sind der von Woolf eingeschlagenen Richtung gefolgt und haben die Literatur von Frauen in Analogie zur Literatur anderer 'Minderheiten' untersucht, die sich im Laufe des historischen Prozesses erst eine 'Stimme', nämlich Medien und Verfahrensweisen, zur Artikulation ihrer Erfahrungen aneignen müssen. Elaine Showalter etwa hat die historische Entwicklung der englischen Frauenliteratur als einen solchen Prozess rekonstruiert und der damit befassten Literaturwissenschaft den Namen „gynocriticism“ gegeben. Sandra Gilbert und Susan Gubar haben englische Frauenromane des 19. Jahrhunderts auf die darin vorfindbare doppelte Tradition untersucht – als eine Schreibweise, die sich an dem Kanon männlicher Schriftsteller und an dem dort reproduzierten Bild der Frau als eines weiblichen und objektivierten Raumes häuslicher Tugenden orientiert, und zugleich als eine andere, in der die Stimme der Frau selbst zum Ausdruck kommt. Unter der Oberfläche dieser Romane wird das Bild einer 'anderen' Frau sichtbar, die sich in Phänomenen des Wahnsinns und der schizophrenen Aufspaltung, im Durchbrechen narrativer Kohärenz und in der ständigen Präsenz eines die männlichen Textmuster in Frage stellenden weiblichen Subtextes zu erkennen gibt.

Diese Beschreibungskategorien sind häufig aufgenommen werden, um die historische Entwicklung der Literatur von Frauen zu rekonstruieren. Zugleich entstand die Schwierigkeit, jenen Ort anzugeben, von dem aus die Artikulation einer weiblichen Perspektive ausgehen soll, denn jede Berufung auf eine genuin weibliche Erfahrung und Perspektive markiert die Position des von der allgegenwärtigen männlichen Tradition und Sprache ausgeschlossenen 'Anderen'. (Erhart, Herrmann, 508f.)

9. Spätestens seit Myra Jehlens Essay *Archimedes and the Paradox of Feminist Criticism* (1981) ist dieses Dilemma zu einem festen Bestandteil der feministischen Literaturtheorie geworden und hat zwei unterschiedliche Bewegungen ausgelöst. Auf der einen Seite hat eine vornehmlich aus Frankreich stammende feministische Theorie versucht, sich diesem Ort trotzdem anzunähern, indem sie spezifisch weibliche Körpererfahrungen als Ausgangspunkt genommen hat, um zu einem 'anderen', nicht-linearen und fragmentarischen Schreiben zu gelangen, zu einer „écriture féminine“. Auf der anderen Seite haben Vertreterinnen

des Feminismus aus der Not einer prinzipiell unmöglichen weiblichen (Selbst-)Repräsentation eine Tugend gemacht und in der Wiederholung des männlichen Blicks bei gleichzeitiger Durchquerung der weiblichen Bilder und im doppelten Status der schreibenden Frau als Subjekt und Objekt, Strategien gesehen, sich der binären Logik der Geschlechter-Differenz zu entziehen. (Erhart, Herrmann, 509)

10. Von dieser Problemstellung aus lässt sich auch die seit den späten siebziger Jahren beobachtbare Rezeption der Psychoanalyse in der feministischen Theorie erklären. Die Psychoanalyse bot sich an, weil sie unter den beschreibbaren sozialen Geschlechterrollen jene Mechanismen und Faktoren zu erkennen vorgab, die auf tiefgreifendere Weise an der Entstehung der Geschlechtsidentität beteiligt sind. Die Rezeption der psychoanalytischen Theorie in der feministisch orientierten Literaturwissenschaft stellte folgerichtig jene Ansätze ins Zentrum, die sich mit der Phase *vor* dem von Freud beschriebenen Ödipus-Komplex beschäftigen, nämlich mit der präödipalen Einheit von Mutter und Kind. Dort – so lehrt es die psychoanalytische Objektbeziehungstheorie – sind die Identitätsgrenzen noch nicht genau markiert, aber es bilden sich schon jene ambivalenten Objektbeziehungen heraus, die später die weibliche Geschlechtsidentität und die Bedeutung von Weiblichkeit prägen: eine im Gegensatz zum männlichen Kind nie ganz aufgegebene Bindung an die Mutter, ein Gefühl der Abhängigkeit ebenso wie die Disposition zu einem Denken in Beziehungen, eine stärkere ‘Verflüssigung’ der Ich-Grenzen und der geschlechtlichen Identität.

Die feministische Rezeption der Psychoanalyse führte auch zu einem neuen Verständnis darüber, wie die scheinbar selbstverständliche Zuschreibung von Weiblichkeit und Männlichkeit sich schon in der Genese jeder geschlechtlichen Identität festsetzt und in jeweils unterschiedlichen historischen Kontexten die Bildung und die geschlechtliche Differenz von Identität hervorbringt. So konnte sich ein Verfahren entwickeln, das ‘weibliche Erfahrung’ und ‘weibliches Schreiben’ in Begriffe fasst, ohne auf verborgene biologische Grundlagen zurückgreifen zu müssen und etwa weibliche Autoren ‘essentialistisch’ auf bestimmte Schreibweisen festzulegen. (Erhart, Herrmann, 509f.)

11. In diesem Sinne hat bereits 1974 die französische Theoretikerin Julia Kristeva in ihrem Buch *Die Revolution der poetischen Sprache* die Psychoanalyse mit einer Literaturtheorie verbunden. Sie knüpft dabei an die psychoanalytische Theorie Jacques Lacans an, in der jede Subjektwerdung mit dem Eintritt in die vom „Gesetz des Vaters“ konstituierte sprachliche Ordnung beginnt und damit eine für jedes Geschlecht immer schon erfolgte Spaltung zwischen der ‘weiblichen’ Mutter-Kind-Einheit und der ‘männlichen’ Ordnung der Sprache voraussetzt. Kristeva rekonstruiert eine Schreibweise, die die von der „symbolischen Ordnung“ des Vaters gesetzte Sprache unterläuft und sich jener präödipalen, „semiotisch“ genannten Erfahrung annähert, die im Rückgriff auf die verlorene Einheit mit der Mutter das nach hierarchisierenden grammatischen Strukturen geordnete Sprechen des Symbolischen stört. Den Einbruch des „Semiotischen“ ins „Symbolische“ untersucht Kristeva anhand der Lyrik von Lautréamont und Mallarmé, und sie findet es in der Fragmentarisierung, der abstrakten Poesie, der semantischen Offenheit, der Aufsplitterung sprachlicher Sinneinheiten. All jene hinlänglich bekannten literarischen Techniken der klassischen Moderne also werden nun als geschlechtsspezifische und psychoanalytische, aber sich unabhängig vom biologisch ‘männlichen’ Geschlecht der Autoren vollziehende Prozesse lesbar. Die Theorie des ‘weiblichen Schreibens’ begründet sich so gerade nicht in einer Wesenheit, die sich einzig unter der Hand von Autorinnen entfalten würde, wie es etwa noch die Vorstellung von einer speziellen ‘Frauenliteratur’ gefordert hatte. Letztere sollte nicht nur die weibliche Autorschaft benennen, sondern darüber hinaus eine frauenspezifische Realität mit mehr oder minder bekenntnishaftem bis politischem Anspruch verarbeiten und diese einer weiblichen



Zielgruppe als Identifikationsangebot nahe bringen. (> *Kritik*) Dabei blieben ihre Schreibpraktiken jedoch in der Regel konventionell und gerieten zum Teil auch ins Populistische. Eine von Kristeva ausgehende Theorie wiederholt hingegen weder das egalitäre Postulat der Frauenbewegung, die sich am Status des Männlichen orientiert, noch versucht sie die Differenz, nämlich weibliche Eigenart und weibliche Qualität zu produzieren. Vielmehr geht es darum, die binäre Geschlechter-Opposition auf ihre Bruchstellen, ihre Fragilität und ihre der Differenz immer schon innewohnenden Auflösungserscheinungen hin zu untersuchen sowie ihre Binarität selbst außer Kraft zu setzen. (Erhart, Herrmann, 510f.)

12. Statt einer monotonen, immer wieder aufs neue auftauchenden Geschlechter-Differenz kommt nun eher eine Vielfalt an Differenzen zum Vorschein: sowohl in historischer Perspektive, wo sich die Kategorie 'Geschlecht' mit klassenspezifischen und ethnischen Positionsbestimmungen vielfach überschneidet, als auch in den geschlechtsspezifischen Positionen selbst, die bei genauerem Hinsehen zwischen den Geschlechtern und den Sexualitäten oszillieren. So wird Weiblichkeit als jener Ort lesbar, der die linear-narrative Handlung aufbricht, fragmentarisiert und blockiert, und innerhalb der Erzähl- und Handlungsmodelle finden sich Bewegungen, die geschlechtlich interpretierbare Oppositionen hervorbringen und ineinander umschlagen lassen. 'Männlichkeit' und 'Weiblichkeit' enthüllen sich in solchen Lektüren als diskursive Effekte und als rhetorische Figuren, die jene binäre Festlegung immer schon unterlaufen, indem die ihnen zugeschriebenen Charakteristika zwischen den vermeintlich getrennten Bereichen hin- und herwechseln. 'Geschlecht' ist daher nicht mehr zu denken als ein System von Oppositionen, sondern als ein Ensemble von Positionen und Beziehungen, die sich je nach Kontext anders entfalten und anders gruppieren. (Erhart, Herrmann, 512)

13. Unter diesen Gesichtspunkten hat sich auch die in der Frauenforschung oft als einheitlich vorausgesetzte Kategorie der 'Männlichkeit' aufgelöst. Auch männliche Identität lässt sich fortan nicht mehr auf ein klar umrissenes Bild, also weder auf eine psychische Einheit noch auf ein Ensemble an Rollenerwartungen, reduzieren, sondern verweist nur noch auf den komplizierten Prozess, in dem geschlechtliche Identität und Geschlechtlichkeit selbst hergestellt werden. (Erhart, Herrmann, 512)

14. Die Aufhebung eines festgelegten Schemas, das über die Geschlechter-Differenz entscheidet, sowie die Verlagerung von festgelegten Bildern auf die rhetorischen Effekte unterschiedlichster Geschlechter-Merkmale hat schließlich auch die Bedeutung einer ihrerseits festgelegten heterosexuellen Sexualität relativiert. Eine von Foucault ausgehende und wesentlich von Judith Butler beeinflusste Interpretationsweise versucht die Existenz einer konstanten sexuellen, geschlechtlichen und sogar körperlichen Identität als Phantasma zu entlarven, an dessen Stelle ganz unterschiedliche Inszenierungen, zeitlich befristete Identitätskonstellationen und wechselnde Subjekt-Positionen sichtbar werden. In den USA haben die „gay and lesbian studies“ inzwischen Eingang in literaturwissenschaftliche Untersuchungen gefunden. (Erhart, Herrmann, 513f.)

15. Inhaltlich geht es den feministischen Forscherinnen um grundsätzliche Fragen des Selbstverständnisses und der Selbstbestimmung von Frauen. Schreiben und lesen Frauen anders als Männer? Mussten Frauen ggf. diese Andersartigkeit verleugnen, wenn sie in der althergebrachten Männerwelt der Literatur Anerkennung oder zumindest Berücksichtigung finden wollten? Können männliche Autoren die Gedanken und Empfindungen weiblicher Figuren und können weibliche Autoren die Gedanken und Empfindungen männlicher Figuren adäquat darstellen? Ist das weibliche Schreiben unmittelbar an das biologische

Geschlecht geknüpft (angeboren) oder eine gesellschaftliche Konstruktion (anerzogen)? (Schneider, 232)

16. In den letzten Jahren hat es eine Wende zu den *Gender Studies* gegeben, die das Problem der Geschlechterrollen nicht nur aus weiblicher Sicht, sondern aus der teils komplementären, teils antagonistischen, sich teilweise aber auch überschneidenden Perspektive beider Geschlechter beleuchten. Männliche und weibliche Literaturwissenschaftler arbeiten hierbei zusammen, um z.B. charakteristische Geschlechterrollenstereotype und ihre Beziehung zur epochentypischen Situation von Autorinnen und Autoren bzw. Lesern und Leserinnen zu untersuchen. (Schneider, 232)

17. In den siebziger Jahren dieses Jahrhunderts entwickelte sich eine feministisch orientierte Forschungsrichtung, deren erklärtes Ziel es war, die Gleichstellung der Frau in allen gesellschaftlichen Bereichen, auch an den Hochschulen, zu erreichen. „Der Konvergenzpunkt aller feministischen Forschungsansätze, so unterschiedlich sie im einzelnen auch sein mögen, besteht in ihrem Anliegen, die patriarchalen Strukturen innerhalb einer Gesellschaft aufzudecken und den darin eingeschriebenen Ort der Frau oder des ‘Weiblichen’ zu analysieren, sowie langfristig auf eine Abschaffung oder zumindest eine Veränderung dieser Strukturen hinzuwirken. (Fischer/Kilian/Schönberg 1992, 19). (Rippl, 230)

18. Frauenforschung wird heute in angloamerikanischen Ländern *Women Studies*, Geschlechterforschung *Gender Studies* genannt. Gehen die *Women Studies* vom biologischen Geschlecht (engl. *sex*) aus und folglich von einer homogenen Gruppe von Frauen mit identischer Erfahrung, die biologisch bestimmt ist, so verstehen die Gender Studies Geschlecht als sozialkulturell konstruierte Kategorie (engl. *gender*). Damit tragen sie zur De-Essentialisierung des Konzepts ‘Frau’, insofern bei, als sie Raum schaffen für die Berücksichtigung unterschiedlicher Vorstellungen dessen, was eine bestimmte Epoche oder eine bestimmte Kultur meint, wenn sie von ‘Frau’ und ‘Mann’ spricht. Zugrunde liegt hier die Überzeugung, dass es keine natürlichen, angeborenen geschlechtsspezifischen Eigenschaften von Mann und Frau gibt, sondern immer nur kulturspezifische Zuschreibungen von Rollen und Verhaltensstereotypen, die historischen Veränderungen unterliegen. ‘Frau’ konnotiert in unserer westlichen Kultur heute nur deshalb Passivität, Gefühl, Körper, Natur und Anpassungsfähigkeit, weil ‘Mann’ Aktivität, Rationalität, Geist, Kultur und Individualismus verkörpert. (Rippl, 230f.)

19. Seit ein paar Jahren läuft eine feministische Debatte darüber, ob die Differenzierung nicht noch radikaler aussehen müsste. So nämlich, dass in das Konzept der Geschlechtsidentität selbst Differenzen hineingetrieben werden und von Geschlecht somit nicht mehr als Positions-, sondern als Relationsverhältnis gesprochen wird. Die Transvestismus-Forschung z.B. spricht von einem dritten Geschlecht, das der Transvestit verkörpert. Damit wird versucht, das schwierige Problem des Denkens in binären Oppositionspaaren wie *männlich/weiblich* zu umgehen. (Rippl, 231)

20. Wie nun literarische Texte Geschlechtsidentitäten und -differenzen ins Spiel bringen, sie inszenieren, travestieren, u.U. unterlaufen und ein differentielles Geschlechts- und Textmoment einspielen, damit beschäftigt sich die feministisch orientierte Literaturwissenschaft seit den siebziger Jahren.

Im allgemeinen unterscheidet man drei Hauptrichtungen feministischer Forschung innerhalb der Literaturwissenschaft: 1. die Frauenforschung, 2. die feministische Literaturwissenschaft und 3. den dekonstruktiven Feminismus.

Diese Richtungen folgen nicht aufeinander. Die feministische Literaturwissenschaft, wie sie sich am Ende der siebziger Jahre herausgebildet hat, löst die Frauenforschung der siebziger Jahre nicht ab, genauso wenig wie sie selbst vom dekonstruktiven Feminismus am Ende der achtziger Jahre verabschiedet wird. Vielmehr bestehen diese Richtungen bis heute nebeneinander und ergänzen sich gegenseitig, was bedeutet, dass es *den* Feminismus nicht gibt. Generell kann man sagen, dass sich die Frauenforschung mit Texten von Frauen und Repräsentationen von Frauen in literarischen Texten auseinandersetzt. Dagegen beschäftigen sich die feministische Literaturwissenschaft und der dekonstruktive Feminismus stärker mit methodologischen und theoretischen Fragestellungen und Problemen. (Rippl, 231f.)

21. Die Frauenforschung orientiert sich zunächst an den Forderungen des liberalen Feminismus, der unter dem Stichwort „Gleichheit der Geschlechter“ vor allem gleiche Chancen für Frauen in Beruf, Wissenschaft und Politik fordert. Theoretische Grundlage dieser Forderung ist Simone de Beauvoirs Feststellung, dass man nicht als Frau geboren, sondern zur Frau gemacht wird. Für die Literaturwissenschaft bedeutet diese Forderung nach Gleichheit, dass vergessene Schriftstellerinnen wiederentdeckt werden und ihre Texte in Frauen-Literaturgeschichten Eingang finden. Dies trägt zu einer verstärkten Rezeption der Texte von Autorinnen bei und führt im Idealfall dazu, dass sie in den herrschenden, von Männern geprägten Literaturkanon aufgenommen werden.

(*Ziele/Perspektive*) Die Beschäftigung mit den bislang ‘verdrängten’ Autorinnen geschieht zunächst aus biographischer Perspektive: Meist steht das ungewöhnliche Leben der Autorinnen im Mittelpunkt, die literarische Qualität der Texte wird dagegen vernachlässigt. (Rippl, 232)

22. Parallel dazu richtete sich das Interesse der Frauenforschung auf die in Literatur und philosophischen Werken vorkommenden Frauenbilder und Weiblichkeitskonzeptionen, was eine Reihe von Untersuchungen männlicher Mythen über Frauen, die Frau als Heilige oder Hexe, als Maria oder Eva, als Jungfrau oder Hure, hervorbringt. Heftige Kritik wurde an phallogozentrischen Annahmen oder frauenfeindlichen Aussagen in literarischen Texten geübt.

(*Kritik von ‘innen’*) **Nicht reflektiert werden die eigenen ideologischen Voraussetzungen, insbesondere das Postulat, dass weibliche Erfahrung als Basis der Interpretation betrachtet werden kann. Hier wird von einer einheitlichen, natürlichen weiblichen Erfahrung ausgegangen, Frau als metaphysische Kategorie begriffen und übersehen, dass ‘weibliche Erfahrung’ immer schon kulturell geprägt ist.** (Rippl, 232)

23. Die feministische Literaturwissenschaft geht ebenfalls zunächst von einer genuin weiblichen Erfahrung aus, deren nachdrückliche Aufwertung sie vornimmt bei gleichzeitiger Ablehnung der männlichen symbolischen Ordnung. Postuliert wird eine „weibliche Schreibweise und Ästhetik“, ein weibliches „metonymisches Schreiben“ als „Gegendiskurs“, das sich thematisch, strukturell und stilistisch von einer männlichen Schreibweise unterscheiden soll.

(*Kritik von ‘innen’*) Selbstkritisch wurden in einem nächsten Schritt die Voraussetzungen der eigenen Theoriebildung hinterfragt und als Ergebnis konstatiert, dass alle „gynozentrischen“ Tendenzen, die das Weibliche als dem Männlichen dem Wesen nach unterschiedlich definieren und dem Weiblichen so eine intrinsisch überlegene Moralität zusprechen, als essentialistisch-metaphysische Deutung der Kategorie weiblich einen Rückfall in biologische Denkmuster darstellen. Dazu gehört z.B. die Vorstellung, dass Texte von Frauen unmittelbar weibliche Erfahrung ausdrückten. (Rippl, 233)

24. Zentrale Figuren der feministischen Literaturwissenschaft sind die französischen Philosophinnen und Literaturwissenschaftlerinnen Hélène Cixous und Luce Irigaray, sowie die in Frankreich lebende Bulgarin Julia Kristeva. Ihre poststrukturalistische Kritik wendet sich, in Anlehnung an die Dekonstruktion und ihren Hauptvertreter Jacques Derrida, gegen die phallo- und logozentristische, metaphysische Denkweise der westlichen Philosophie. Damit geht eine grundlegende Kritik an der Freudschen, aber auch der Lacanschen Psychoanalyse Hand in Hand, die das Weibliche an der männlichen Norm mißt und es aufgrund seiner anderen Anatomie als Mangel definiert.

Cixous betrachtet als wichtigste feministische Aufgabe die Dekonstruktion der patriarchalen, logozentristischen Metaphysik. Die von ihr proklamierte neue Sprache der 'Frau', die *écriture féminine*, soll die binären Oppositionsbildungen wie *Mann/Frau*, *Logos/Pathos*, *Kultur/Natur*, *Aktivität/Passivität*, *Subjekt/Objekt* usw. sprengen helfen, weil diese Oppositionen nicht neutral sind. Damit einer der Begriffe des Oppositionspaares *männlich/weiblich* Bedeutung erhalten kann, muss der andere zerstört werden, wobei unter dem Patriarchat der männliche Teil immer der Sieger, der weibliche der Verlierer ist.

(*Kritik von 'innen'*) Es droht der Rückfall in einen biologischen Essentialismus, wenn Cixous beispielsweise die 'weibliche' Schreibweise zuweilen mit der Schreibweise einer Frau gleichsetzt. (Rippl, 233f.)

Die feministische Diskussion trug wesentlich zur Rezeption des französischen Strukturalismus und Neostrukturalismus in der bundesrepublikanischen Literaturwissenschaft bei. Charakteristisch ist die Koppelung von linguistisch-zeichentheoretischen und psychoanalytischen Überlegungen. So bezieht sich Cixous mit ihren Texten zur subversiven Kraft weiblichen Schreibens insbesondere auf Derridas Gedanken der *différance*, des freien Spiels der Signifikanten. Wie Derrida verwirft sie die binär-hierarchische Einteilung der Welt, die das logozentristische Denken des Abendlands hervorbringt.

*Logozentrismus* und *Phallozentrismus* verbünden sich in der Herrschaftsstruktur eines *patriarchalen binären Denkens*, in dem die 'weibliche' Seite immer als die negative, die untergeordnete erscheint. Alle Oppositionen sind auf diese geschlechterdifferenzierende Grundstruktur zurückzuführen. In dieser Ordnung hat die Frau keine Chance.

Die 'männliche Ökonomie' der Aneignung und Unterordnung kann nur durch ein anderes, vom *Phallogozentrismus* selbst undenkbares Denken unterlaufen werden: die *weibliche Ökonomie des Begehrens*, auf deren Grundlage eine von der männlichen *littérature* unterschiedene *weibliche Schreibpraxis*, *écriture féminine*, entsteht. Diese ist nicht an das biologische Geschlecht geknüpft, sondern an die Ausdrucksmöglichkeit des Begehrens im Text. Die weibliche Ökonomie ist keine des Eigenen, das sich durch die Abgrenzung vom Anderen konstituiert, sondern ist durch ein kontinuierliches Geben und plurales Sich-Verströmen gekennzeichnet.

(*Kritik von 'innen'*) Trotz Cixous' Ablehnung der logozentristischen Hierarchisierung basieren ihre Überlegungen also ausgerechnet auf einer binären Opposition der 'Ökonomien'.

Die Bewegung der Entäußerung, die Identität und Subjektivität zugunsten unmittelbaren Sprechens auflöst, sei an das dezentrierte sexuelle Lustempfinden der Frau geknüpft, das ihr ermögliche, 'den Körper zu schreiben'. Cixous formuliert so eine utopische Kreativitätstheorie, die sexuelles und textuelles Lustempfinden ineins setzt. Weibliches Schreiben ist dann der Freiflug des geknebelten Begehrens, das die symbolische Ordnung erschüttern. Die Allegorie dieses Verfahrens ist die *Hysterikerin*.

(Zens, 162ff.)

25. In *Speculum – Spiegel des anderen Geschlechts* (1980), ihrer kritischen Neulektüre zentraler Texte der westlichen Geistesgeschichte (Freud, Marx und Platon), wiederholt Irigaray auf spielerisch-imitierende und ironische Weise deren zentrale Ideen und vermag so Differenzen in die männlichen Phantasiebildungen zu treiben. Indem die Schreibweise Irigarays eine fixierte, logische Bedeutungspraxis unterläuft und sie durch Wortspiele zu einer prozes-

sualen macht, die die Syntax und Linearität des Textes durchbricht, parodiert sie die wissenschaftliche Sprache.

Gegen den 'männlichen' Begriff des Blicks, der die Frau zum schönen Objekt männlicher Schaulust degradiert, führt Irigaray Berührung als 'weiblichen' Begriff an. Die Frau zeichnet sich durch eine andere Anatomie, ein anderes Lustempfinden, ein anderes Imaginäres, eine andere Subjektkonstitution und Sprache aus. Konstituiert sich der Mann als das Eine, als Identität, als Eigenname, als Individuum und als Eigensinn, so die Frau durch die Berührung der zwei Lippen ihres Geschlechts, „das nicht eins ist“, als von vornherein gedoppelte Identität. Diese schlägt sich in der differentiellen, mehrstimmigen Sprache der Frau und ihrer nicht-identischen, pluralen Subjektivität nieder. Folglich fungiert die Frau im westlichen, auf der Identitätslogik beruhenden Patriarchat als das Andere des Mannes (und nicht als ein unabhängiges Anderes), als das negative Abbild des Mannes, als sein Spiegelbild. „Die Frau ist [...] nichts als eine mehr oder weniger gefällige Stütze für die Inszenierung der männlichen Phantasien.“ (Irigaray 1079, 24) Weil die Frau im psychoanalytischen Diskurs Freuds über den sichtbaren anatomischen Mangel und dessen Folge (Penisneid) beschrieben wird, weil sie ein minderwertiger Mann ist, ist sie aus dem Diskurs ausgeschlossen und kann den Phallus, den Signifikanten sexueller Macht und Kennzeichen der Beherrschung der symbolischen Ordnung, nie erreichen. Im männlichen Diskurs ist die Frau sprachlos; spricht sie dennoch, so inszeniert sie, indem sie den Diskurs wie eine Hysterikerin mimt. Darin aber liegt ihre Stärke, denn der männlichen spekularen Logik setzt Irigaray ein positiv gefasstes Mimikry und Mimen, den hysterischen und mystischen Diskurs der Frau gegenüber, der den männlichen Diskurs zu sprengen vermag. (Rippl, 234f.)

Luce Irigaray hat keine Theorie der Literatur formuliert; ihre psychoanalytische Revision der abendländischen Philosophie ist trotzdem zu einem der wichtigsten Leittexte für feministische Relektüren avanciert. In *Speculum* vollzieht sie die *Durchquerung* des philosophisch-phallischen Diskurses über das Weibliche. Mit Hilfe des mimetisch-ironischen Wiederlesens, der Mimikri, sollen Spuren des Imaginären in der Sprache aufgefunden werden.

In der psychoanalytischen Theorie Lacans wird zwischen dem Imaginären und dem Symbolischen unterschieden. Das Imaginäre besteht aus prä-ödipaler und Spiegel-Phase und ist Transitotium auf dem Weg zum Symbolischen, der Ordnung des Vaters, dem Gesetz. Das Erkennen des Selbst in der Spiegelphase, die Konstitution des Subjekts, ist nur für das männliche Kind möglich.

In *Das Geschlecht, das nicht eins ist* (1979) nimmt Irigaray diesen Gedanken auf. Die Weiblichkeit in der symbolischen Ordnung kann nur eine gespiegelte Männlichkeit sein; sie ist Mangel, verkehrte Wiedergabe des Subjekts. Die Frau ist hier nie sie selbst, sie dient lediglich der Selbstkonstitution des Mannes. Weiblichkeit in der phallischen Ordnung des Vaters ist 'maskuline Weiblichkeit'. 'Weibliche Weiblichkeit' hingegen muss im *Imaginären* vor der phallischen Phase aufgesucht werden.

In der herrschenden Sprache als Artikulation der Ordnung ist nur die Entfremdung des Weiblichen aufzufinden. Das Korsett der entfremdeten Sprache kann aus der Sicht der Frau durch *Frau-sprechen* durchbrochen werden. Dieses ist polyvalent, es korrespondiert mit der im Gegensatz zur phallisch-zentrierten multiplen Sexualität der Frau. Es repräsentiert aber nicht den weiblichen Körper, es ist der weibliche Körper. Die Frau als das Nicht-Festlegbare verweigert sich der Benennung. Wie schon bei Cixous und Lacan ist auch für Irigaray Hysterie der weibliche Diskurs. Frau-sprechen ist nur in der Ent- oder Verrückung möglich – als mystisches, hysterisches, nicht-referentielles Sprechen. (Zens, 164f.)

26. Julia Kristeva versucht nicht, die Frau zu definieren. Ihre Auseinandersetzung mit Hegel, Freud, Heidegger und Lacan in *Die Revolution der poetischen Sprache* (1978) bewegt sich im traditionellen Wissenschaftsdiskurs und wirft zunächst keine geschlechtsspezifischen, feministischen Fragen auf.

Gingen Irigaray und Cixous von einer anderen Sprache der Frau aus, so hat bei Kristeva die Sprache, und nicht nur die Sprache der Frau, schon immer zwei Ebenen, die sie das *Symbolische* und das *Semiotische* nennt. Innerhalb der Sprache selbst liegt hier das Sprengungspotential für die Identitätslogik der Sprache, indem es laufend zu Einbrüchen des Semiotischen in das Symbolische kommt. Das *Semiotische* bzw. die *semiotische chora* (= geschlossener Raum, Mutterleib) benennt das, was die Triebe artikulieren. Sie ist kein Zeichen und auf keinen Signifikaten zu reduzieren, sondern ist Vorsignifikant, vorsprachlich (gestisch, rhythmisch, gleitend, Ort der Spaltung und Zerstückelung), polymorphisch, frei-flottierend und präödipal). Das Symbolische und das Semiotische der Sprache sind durch eine thetische Phase getrennt. Erst die Setzungen in der thetischen Phase ermöglichen die Konstituierung der symbolischen Ordnung während der Zeit des Spracherwerbs. Nachdem das Subjekt während der thetischen Phase in die symbolische Ordnung eingetreten ist und damit das ödipale Stadium hinter sich gelassen hat, wird die *semiotische chora* verdrängt und kann nur als Ansturm der Triebe auf die symbolische Ordnung, das heißt in sprachlichen Widersprüchen, Sinnlosigkeiten und Brüchen wahrgenommen werden.

Indem sich Sprache als Symbolisches erstellt, indem sie zum Ort der Signifikaten wird, führt umgekehrt das Phantasma vor, was der Sprache entgangen ist: die Triebheterogenität. Die Triebangriffe können aber nicht nur Phantasmen oder Psychosen hervorrufen, sondern einer Wiederaufnahme einer *semiotischen chora* in der Sprache stattgeben. Dieses Thetische zweiten Grades ist die poetische Sprache, die Kunst. Poetische Texte bezeugen gesellschaftliche Strukturen und unterlaufen sie gleichzeitig. Sinnggebung innerhalb der Sprache ist laut Kristeva ein polyvalenter, heterogener, nicht-statischer Prozess, der aus dem dialektischen Verhältnis des Symbolischen und des Semiotischen besteht. Der Text hat damit bei Kristeva keinen fixierten, einheitlichen oder eindeutigen Sinn mehr, sondern ist immer ein Doppeltes, hat „gleichzeitig die eine und die andere“ Bedeutung. Gekoppelt ist dieser Sinnggebungsprozess und Textbegriff an ein Subjekt, das nicht mehr als ein mit-sich-identisches, kartesisches, sondern als ein prozessuales Ich zu denken ist.

Eine spezifisch weibliche Schreibweise gibt es in Kristevas Modell nicht, weil es keinen ‘anderen Ort’ gibt, von dem aus die Frau spricht, höchstens einen von der herrschenden symbolischen Ordnung marginalisierten Ort, der nicht geschlechtsspezifisch ist, sondern gerade auch von Avantgarde-Künstlern eingenommen wird.

**(Kritik von ‘innen’) Judith Butler konnte nachweisen, dass Kristevas Modell doch ein inhärent geschlechtsspezifisches Moment besitzt: Kristeva identifiziert das Semiotische mit dem Körper der Mutter. Das hat für die Frau zur Folge, dass ihre semiotische Rückkehr zum Mütterlichen in einer vordiskursiven, psychotischen Homosexualität enden muss.**

In der feministischen Debatte kam es zur höchst problematischen Gleichsetzung des Symbolischen mit dem Männlich/Metaphorischen und des Semiotischen mit dem Weiblich/Metonymischen. Das Weibliche als Metonymisches ist in diesem Modell ein Gegenentwurf, der das verdrängte Andere der Vernunft, das Vorsymbolische und Unbewusste, den marginalisierten Rand der herrschenden Ordnung metaphorisch repräsentiert. Re-Essentialisierungen des Weiblichen schreiben so ihrerseits das Weibliche als ein „Nicht-Entscheidbares“, „Nicht-Festlegbares“ fest. (Rippl, 235ff.)

Die Sprachwissenschaftlerin und Semiologin Julia Kristeva gehörte zu der Gruppe um die Zeitschrift *Tel Quel*, von der in den 1960er/70er Jahren die wohl wichtigsten Impulse für den französischen Poststrukturalismus ausgingen. In *Die Revolution der poetischen Sprache* (1978, frz. 1974) entwickelte Kristeva eine von der Psychoanalyse Freuds und Lacans informierte Sprach- und Literaturtheorie.

Literatur ist vergleichbar mit den Triebkräften der politischen Revolution; die eine erreicht beim Subjekt, was die andere im Gemeinwesen erreicht. In Bezug auf die vorgegebenen Symbolsysteme sind grundsätzlich zwei Positionsnahmen möglich: die identifikatorische

des ängstlichen Subjekts, oder die der Triebstruktur gehorchende, die die Gewissheiten der symbolischen Ordnung erschüttert.

Der poetische Mehrwert, den die Literatur gegenüber der Alltagssprache aufweist, ist, als besonderer Akt der Signifikation diesem *Begehren* Ausdruck zu verleihen. Die Polysemie des poetischen Sprechens gründet in seiner Verbindung zum Semiotischen. Das *Semiotische* der *Chora* ist im Gegensatz zum symbolischen Diskurs flüchtig, wenn auch nicht gänzlich regellos, sie läuft dem Diskurs der Repräsentation zuwider, obwohl dieser auf ihr ruht. In der thetischen Phase, die den Eintritt in die symbolische Ordnung markiert, erfolgt Sinngebung durch Einschnitte in das heterogene Kontinuum der Chora, durch Objektsetzung wird das Semiotische verdrängt. Alle Strukturierung ist gesellschaftliches Produkt. Die Brüche, Unvollständigkeiten, der Rhythmus und das Phantastische in der Sprache, vor allem in der poetischen, sind Aufscheinen des in der Struktur eliminierten Semiotischen. Die Transposition tradierter Zeichensysteme bezeichnet Kristeva als *Intertextualität*. Dabei geht es nicht nur um den Kontakt zwischen zwei oder mehr Texten, sondern um die „Neuartikulation des Thetischen“.

Für Kristeva gibt es kein weibliches oder männliches Schreiben, die Sphären des Semiotischen und des Symbolischen sind geschlechtsneutral, auch wenn Männer und Frauen unterschiedliche Positionen einnehmen. Statt einer homogenen weiblichen Identität nimmt Kristeva ‘so viele Weiblichkeiten wie Frauen’ an. Das Weibliche ist das Unbestimmbare und offen für das Semiotische. Diese Offenheit ist aber kein Wesensmerkmal der Frau, sondern Qualität des Marginalen, von der Frau, Arbeiterklasse und avantgardistische Dichter gleichermaßen profitieren. Das Spannungsverhältnis zwischen Marginalität und Machtzentrum erscheint somit als positiv gewendetes, nicht als unterdrückendes. (Zens, 165ff.)

27. Ende der achtziger Jahre formierte sich in den USA der dekonstruktive Feminismus; seine Vertreterinnen sind dort Cynthia Chase, Shoshana Felman, Mary Jacobus, Barbara Johnson, Naomi Schor und Gayatri Spivak, in Deutschland Bettina Menke und Barbara Vinken. Der dekonstruktive Feminismus rekurriert auf die theoretischen Überlegungen der Dekonstruktion und deren Weiterformulierung durch Cixous, Irigaray und Kristeva. Konsequenter hinterfragt er die Oppositionsbildung *männlich/weiblich* und die essentialistische Vorstellung der Geschlechtsidentität, sei sie nun als biologische, gesellschaftliche, historische oder kulturell geprägte Positionalität gedacht. ‘Weiblichkeit’ ist demnach ein „Effekt symbolischer Anordnungen“, die in Texten lesbar werden, und wird durch Sprechakte erzeugt, die den „Effekt des Natürlichen“ hervorbringen. Geschlechtsidentität bezeichnet man – so die These Butlers – „als *Ursprung* und *Ursache* [...], obgleich sie in Wirklichkeit *Effekt* von Institutionen, Verfahrensweisen und Diskursen mit vielfältigen und differenten Ursprungsorten“ (Butler 1991, 9), also gesellschaftliche Konstruktion ist, die den Glauben an ihre „Natürlichkeit und Notwendigkeit“ fordert.

Der dekonstruktive Feminismus geht nun davon aus, dass diese „rhetorische Verfassung“ der Geschlechter in (literarischen) Texten lesbar wird. Die durch männliches Lesen verdrängte Differenz der Geschlechter, des Anderen, hinterlässt in den Texten Spuren ebendieser Verdrängung. Als-Frau-lesen heißt daher, diesen Spuren nachzugehen, ‘männliche Lektüren’ zu vermeiden und Korrekturen an den Verzerrungen der ‘männlichen’ Lektüren durchzuführen. (Rippl, 237f.)

Der dekonstruktive Feminismus führt die textzentrierten Traditionen des amerikanischen Re-Reading und des kontinentaleuropäischen Dekonstruktivismus Derridas zusammen. Die Rezeption der Dekonstruktion verläuft über zwei Wege: einmal über die feministische Adaption dekonstruktiver Verfahren durch Cixous, Irigaray und Kristeva, zum anderen über den Einfluss des ‘amerikanischen Dekonstruktivismus’ Paul de Mans. Der dekonstruktive Feminismus lässt, wie Kristeva, die Geschlechterdifferenz nicht als Unter-

scheidung bestimmbarer Entitäten gelten, obwohl er immer wieder auf die Opposition rekurrieren muss, die er dekonstruieren will.

Die Praxis des Gegen-den-Strich-lesens erscheint hier im Gewand der *différance*. Die Differenz als „unheimlicher Zwischenraum“ stellt die Repräsentationslogik in Frage. Sexuelle und textuelle Differenz funktionieren analog, die Frau ist die Allegorie dieser Figuration.

In der dekonstruktiven Lektüre der textuell verfassten Geschlechterdifferenz findet selbst das Weibliche einen zumindest flüchtigen Ort.

Was den dekonstruktiven Feminismus vom ‘einfachen’ dekonstruktiven Lesen unterscheidet, ist die Suche nach den differentiellen Effekten, den textuellen Modifikationen, in denen Geschlechteridentität verfasst ist. Die ausdrückliche Abgrenzung von „frauenzentrierten“ Ansätzen äußert sich praktisch in einer Rekonzentration auf die Neu-Lektüre des Kanons, der neu gewichtet wird. „Dekonstruktive Feministen lesen männliche Autoren ‘wie Frauen’ – und nicht weibliche Autoren ‘wie Männer’.“ (Vinken 1992, 24) (Zens, 167f.)

28. Als in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre – ausgehend von der Frauenbewegung und den Anfängen einer neuen ‘Frauenliteratur’ – erste ‘Frauenseminare’ bzw. geschlechtsspezifische Untersuchungen in der Literaturwissenschaft stattfanden, konzentrierten sich die Interessen auf die Literatur von Frauen und auf die stereotypen Weiblichkeitsbilder in der Literatur männlicher Autoren. Die auffällige Diskrepanz zwischen der Fülle der beschriebenen Frauen und dem Mangel schreibender Frauen in den Überlieferungen begründet ein Untersuchungsparadigma, das in variationsreicher Begrifflichkeit stets als Paar auftritt, z.B. Heldin und Autorin. Unterschieden wird hier der jeweilige Status von Weiblichkeit, je nachdem, ob es sich um Texte über oder von Frauen handelt.

**(F 2: Kritik von ‘innen’) Problematisch wird dieses Paradigma dort, wo beides als Verhältnis von ‘Fiktion und Realität’ bewertet und als Gegensatz konstruiert wird, wo also Texte von Frauen als unmittelbarer Ausdruck des weiblichen Lebenszusammenhangs betrachtet werden.**

Die Erkenntnis, dass auch literarische Produktionen von Frauen an der Geschichte der Weiblichkeitsmythen teilhaben, führt zu einer Verschiebung der Untersuchungsperspektive, in der das zunächst dominierende Begriffspaar immer mehr in den Hintergrund tritt. Aus der Dominanz der männlichen Perspektive im Diskurs (nicht nur) über die Geschlechter, aus der männlichen Vorherrschaft im Entwurf der Bilder und Vorstellungen von Weiblichkeit folgt nicht die Frage nach anderen Bildern, sondern nach der Art und Weise, in der sich Frauen auf die vorgefundenen imaginären Muster beziehen, ob sie sie reproduzieren, kritisieren, durchqueren, nachahmen, dekonstruieren usw. (Weigel, 687f.)

29. Das Skandalon, an dem sich ein feministisches Engagement im Fach zuerst und immer wieder entzündet, ist die auffällige Abwesenheit von Schriftstellerinnen in der Literaturhistorie. Schreiben erscheint als eine genuin männliche Domäne. Aus dem männlichen Schriftsteller-Kanon treten nur wenige weibliche Gestalten hervor. Zudem erfährt man meist mehr über die Mütter, Musen und Idole ‘großer’ Autoren als über ihre Kolleginnen und, wenn diese schon mal Erwähnung finden, mehr über deren (Liebes-)Leben als über die Texte, die sie geschrieben haben.

Dies war die Ausgangssituation, aus der das große Arbeitsprojekt einer Rekonstruktion der weiblichen literarischen Tradition entstanden ist, die Suche nach ‘vergessenen’ Autorinnen in den Beständen der Archive – ein Projekt, das so erfolgreich war, dass sich das Bild in den letzten zwei Jahrzehnten gründlich geändert hat. Dabei ist sichtbar geworden, dass die Schattenexistenz von Frauen in der Literaturgeschichte der Effekt eines regelförmigen Vergessens ist, Produkt aktiven Ausgrenzens und Verschweigens durch die Literaturgeschichtsschreibung, Ergebnis eines zumeist unbewussten Vorgangs, der sich über die etablierten Werturteile, Wahrnehmungsweisen und Begriffe herstellt. In der Literatur-Geschichte wird



bei der ordnenden Darstellung des Materials die Dominanz von männlicher Stimme und männlichem Blick nicht nur reproduziert, sondern noch verstärkt.

Das Vorhaben, die Geschichte der Literatur von Frauen zu rekonstruieren, gleicht einem archäologischen Projekt, denn es gilt dabei, durch die Schichten der Überlieferungen hindurch die Spuren eines verdrängten Wissens von und über eine weibliche Kulturgeschichte zu entziffern. (Weigel, 688ff.)

30. Am Beispiel der Freikorpsliteratur arbeitete Klaus Theweleit in *Männerphantasien* (1977) ein kulturgeschichtliches Paradigma der Geschlechterverhältnisse heraus, das Horkheimer/Adornos *Dialektik der Aufklärung* fortschreibt. Theweleit konzentriert sich auf die Bildlichkeit der Geschlechterverhältnisse: auf die Geometrisierung der Leiber und die Panzerung der soldatischen Körper als Abwehrmechanismen gegen die Furcht der Entgrenzung und Überflutung, die in den Bildern sexualisierter Frauen, in Angstbildern von Fluten und Massen zum Ausdruck kommt. Die Gleichsetzung von Frau und Natur sowie deren Dämonisierung und Domestizierung, das Frauenopfer und die heimliche Homosexualität männerbündischer Institutionen, die Herrschaft des Blicks und die Abwehr gegenüber dem Leiblichen: All dies sind Topoi, die in zahlreichen Studien über Frauenbilder und Weiblichkeitsmythen bestätigt und konkretisiert werden konnten. (Weigel, 690)

31. Mit der Frage nach dem Ursprung bzw. den Bedingungen der Möglichkeit bestimmter Weiblichkeitsentwürfe verschiebt sich das Interesse von den stereotypen Bildern hin zu den kultur- und diskursgeschichtlichen Konstitutionsbedingungen für die mythische Präsenz des Weiblichen und die Funktion der Frau als Bild. Insbesondere im Anschluss an Horkheimer/Adorno und Foucault wird die Geschichte des 'Weiblichen' als „Nachtseite der Humanwissenschaften“ beschreibbar. Dabei geht es sowohl um die Lektüre von Mythen, die – verstanden als kulturelles Gedächtnis – bestimmte Urszenen einer tradierten Geschlechterdramaturgie erinnern, als auch um Studien zur Abspaltung des „Mythos Frau“ in den Wissenschaften vom 'Menschen'.

Hier erhält der philosophische Diskurs der 'Aufklärung' bzw. des 18. Jahrhunderts insofern den Charakter einer paradigmatischen Konstellation, als ihm ein modernes Konzept von *Differenz* entspringt, das im Kontext naturrechtlicher Entwürfe die Bilder vom 'Anderen' mit deren sogenannter Natur begründet. Dies kann geschehen unter Bezugnahme auf die Physiognomie, auf die andere leibliche Konstitution der Frau, ihre 'natürliche Schamhaftigkeit' oder auch auf die Hautfarbe, wie etwa im Entwurf einer 'Rassen'-Theorie. Diese Zusammenhänge sind Gegenstand diskurshistorischer Untersuchungen über: (1) die Konstruktion des weiblichen 'Geschlechtscharakters' und (2) Überschneidungen im Entwurf der Geschlechterverhältnisse mit Bildern anderer Kulturen, beispielsweise zwischen dem Bild vom 'guten Wilden' und dem Bild der Frau. Viele dieser Studien sind theoretisch Michel Foucaults Geschichte der Sexualität verpflichtet. Gegen die Auffassung von der Sexualität als einer gleichsam natürlichen Kraft, die durch soziale Verhältnisse eingeschränkt und unterdrückt werde, analysiert Foucault die Geschichte von Macht-Wissen-Beziehungen, aus denen heraus die 'Sexualität' als ein gesonderter Bereich von Vorstellungen und Praktiken entsteht. (Weigel, 691f.)

32. Ebenso wie das 'Werk' ist der 'Autor' in der Moderne im Verschwinden begriffen – zusammen mit einer Aufwertung des Fragmentarischen, mit programmatischen Grenzüberschreitungen zwischen 'Kunst' und 'Leben' und mit dem Verzicht auf Originalität in Zitat und Intertextualität. Und mit dem Autor verschwindet der Kritiker, der sich wiederum als Agent, wenn nicht als Schöpfer des Autors versteht.

Die feministische Literaturkritik, auf der Suche nach weiblichen Autoren, ist damit in der paradoxen Situation, sich in dem Moment um die weibliche Variante einer Instanz zu be-

mühen, da diese als allgemeine obsolet geworden zu sein scheint. Eine Autorin ist jedoch insofern etwas anderes als ein Autor, als sie aus dem Aufbegehren – oder auch dem praktischen Zuwiderhandeln gegen den Ausschluss von Frauen aus dem Konzept ‘Autor’ und aus der Opposition gegen daran gebundene Normen hervorgegangen ist. Viele Autorinnen haben aus dieser Not eine Tugend gemacht, haben ästhetische Verfahrensweisen jenseits des klassischen Werkbegriffs praktiziert, wie etwa Gertrude Stein. Aufgrund des konzeptionellen Gegensatzes von ‘Weiblichkeit’ und konventionellem Werkbegriff wird an das Weibliche nicht selten die Hoffnung auf Praktiken der subversiven Dekonstruktion herrschender Bedeutungsstrukturen geknüpft, sind viele Ästhetiken der Moderne, speziell der Avantgarde, mit einer Aufwertung des ‘Weiblichen’ verbunden. Dies geht jedoch nicht selten mit dem faktischen Verschwinden der ‘Frau’ einher.

Die Hoffnungen auf Möglichkeiten weiblichen Schreibens jenseits der etablierten Ästhetiken hat die Rezeption der sogenannten französischen Theorie in der Literaturwissenschaft wesentlich befördert. [Zu Cixous, Irigaray und Kristeva: s.o.] (Weigel, 692f.)

33. Die Geschichte weiblicher Autoren und ihrer Texte ist voll der Widersprüche, die entstehen aus dem Begehren, Autor zu werden, und der Unmöglichkeit, das Werk von sich abzutrennen. Als frühe Alternative zum Werkbegriff findet man häufig die Ablehnung eines Kunstanspruchs: wenn die Autorinnen des sogenannten Frauenromans im 18. und 19. Jahrhundert etwa in ihren Vorreden immer wieder betonen, dass ihr Roman dem ‘Leben’ und nicht der ‘Kunst’ zugehöre. Solche Bestimmungen beziehen sich auf die Kongruenz von literarischen Gesetzen und männlichen Subjektentwürfen. (Weigel, 693f.)

34. Ausgehend von der Beschreibung des Natur-Kultur-Verhältnisses als Gegensatz von weiblich und männlich, schreibt sich die Geschlechterdifferenz fort, so dass das Geschlechterverhältnis gleichsam als *Emblem der Kulturgeschichte* verstanden werden kann.

Die Einsichten in den Zusammenhang von Sprache und Geschlecht, die der strukturalen Psychoanalyse entstammen, sind bislang hauptsächlich in subjektgeschichtlicher Dimension diskutiert worden: vor allem hinsichtlich der Konflikte, die sich für weibliche Subjekte mit dem Eintritt in die Sprache, in die herrschende ‘symbolische Ordnung’ ereignen. In kulturgeschichtlicher Perspektive aber eröffnet sich ein anderes Untersuchungsfeld, in dem es um den Zusammenhang von Geschlecht und kulturellem Gedächtnis geht.

Ausgehend von der Beobachtung, dass die Städte in der Literatur häufig als weiblich imaginiert werden, lassen sich verschiedene Konstellationen in der Geschichte der imaginären Stadt untersuchen. Von besonderem Interesse sind hier die Korrespondenzen zwischen topographischen Metaphern in der Bilder-Sprache der Moderne und mythischen Urszenen. Sie lassen die Hypothese zu, dass die konfliktreiche Beziehung der Geschlechter ein Archiv von Metaphern ausgebildet hat, mit dem die tradierten Geschlechterverhältnisse (unbewusst) reproduziert werden – mit ihnen aber auch die Erinnerung an eine materielle und leibliche Vorgeschichte jener Konflikte, die heute oft als ‘innere’ erfahren werden. Insbesondere kehrt der Frauen-Leib als symbolisierter Körper bzw. als sexualisiertes Sprachmaterial im Text oder Kunstprodukt wieder. (Weigel, 694f.)

35. Die feministische Perspektive ist politischen Ursprungs; sie übernimmt vorhandene Ansätze und Verfahren, modifiziert sie und ist an der Entwicklung neuer beteiligt, es gibt aber *keine eigenständige oder verpflichtende feministische Methode*.

Die politische neue *Frauenbewegung* der 1960er/70er Jahre und ebenso der *akademische Feminismus*, der aus der politischen Aktion wichtige Impulse bezog, schöpfen wesentliche Teile ihrer Antriebsenergie aus der Erkenntnis, dass die gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Aufbrüche, die von Männern und Frauen unterstützt werden und das Banner der Emanzipation vor sich hertragen, von der Gleichberechtigung der Geschlechter nichts wissen wol-

len. Mit den verkrusteten Verhältnissen wollen viele Frauen jedoch die verkrusteten Geschlechterverhältnisse ändern. Feminismus ist ein moralisches und politisches Projekt, eine Strategie zur Veränderung einer als ungerecht empfundenen Gesellschaftsstruktur. (Zens, 151f.)

36. Die Literaturwissenschaftlerin Toril Moi geht von der Triade *female – feminine – feminist* aus, um auf die biologische, soziale, politisch-emanzipatorische Dimension hinzuweisen. So ziehen weder biologisches 'Frau sein', noch die Erfahrung sozial konstruierter Femität notwendigerweise feministische Positionen nach sich. Umgekehrt ist es patriarchale Strategie, biologische Weiblichkeit und weibliche Geschlechtsrolle zu einem untrennbaren Ganzen zu erklären und damit als natürliche Ordnung festzuschreiben. Feministinnen geht es um eine eigene Wirklichkeit von Frauen in einer Umwelt, die kaum etwas anderes als entfremdete Erfahrung ihrer Interessen und Bedürfnisse zulässt.

(*Kritik von 'innen'*) Frühe Konzepte, die authentische Erfahrung und die erfolgreiche Suche nach weiblicher Identität postulieren, sind inzwischen als naive, sozial- oder geschlechtsromantische Vorstellungen zurückgedrängt worden. (Zens, 152)

37. Der Unterschied feministischer Literaturwissenschaft liegt im Zugriff. (> *C 1: Literaturtheoretische Grundannahmen*) Die Annahme, dass die Differenz der Geschlechter als soziale Faktizität und symbolische Konstruktion konstitutiv für die moderne Gesellschaft ist, lässt vermuten, dass auch Literatur und Literaturwissenschaft in ihren relevanten Teilen davon nicht unberührt bleiben. Dass diese Differenz asymmetrisch ist, d.h. mit der Unterordnung der einen unter die anderen verbunden, legt als feministische Strategie nahe, die Partialität der scheinbar objektiven, geschlechtsneutralen Wissenschaft zu decouvrieren. Die Einsicht in den Konstruktionscharakter von Wissenschaft ermöglicht auch die Kritik eines männlichen Blicks, der sich seiner Parteinahme und Interessengebundenheit nicht bewusst ist und der feministischen *Erweiterung* und *Korrektur* bedarf. (Zens, 153)

38. (> *Ziele/Perspektive*) Feministische Literaturwissenschaft konzentriert sich, vereinfacht gesagt, auf zwei Fragestellungen: Was macht die Literatur mit der Frau (der Geschlechterdifferenz)? Was macht die Frau (die Geschlechterdifferenz) mit und in der Literatur? Dabei geht es zum einen – auf Literatur als *semiotisches System* bezogen – um die literarisch konstruierten Sinnwelten, sowie Schreibweisen und literarischen Formen. Zum anderen – auf Literatur als *gesellschaftlichen Handlungsbereich* bezogen – um Geschlecht als sozial strukturierendes Merkmal. Verbunden sind diese Perspektiven durch die Frage, wie Literatur als Text und Handlung zur symbolischen Strukturierung, zur Konstitution eines geschlechterdiffernten *Kultursystems* beiträgt.

Die Bereiche des ästhetischen und sozialhistorischen Interesses sind zwar verklammert, erfordern aber unterschiedliche Zugriffsweisen: eine Soziologie oder historisch-rekonstruierende Betrachtung kann auf Biographien, Zensurbestimmungen, Verhältnisse des literarischen Marktes und die Diffusion sozialer Normen angewendet werden, der Literarizität von Literatur wird sie nicht gerecht. Literarische Texte sind immer *Imaginationen des Weiblichen*; es geht nie um wirkliche Frauen, sondern um Konstruktionen biologischer und sozialer Weiblichkeit, die die Freiheit der literarischen Fiktionalität nutzen. Durch die Nicht-Referentialität unterscheiden sich literarische Entwürfe von Weiblichkeit von anderen Diskursformen, über die sich der historische Ort von Frauen erschließen ließe, wie Anstandsbücher, Rechtsvorschriften, Modezeitschriften. (Zens, 153f.)

39. Die Begriffe *Gleichheit* und *Differenz* markieren nicht nur politische, sondern auch erkenntnistheoretische Fluchtpunkte feministischer Forschung: Sind Frauen und Männer gleich oder unterschiedlich, sollen sie gleichberechtigt sein, sollen sie gleich behandelt wer-

den oder muss einer biologischen oder sozialen Differenz Rechnung getragen werden, die eine Gleichbehandlung geradezu ungerecht erscheinen lässt? Heißt Gleichheit, dass Frauen so sind oder werden wie Männer oder gibt es den goldenen 'dritten Weg', die gute Androgynität?

Kompliziert wird es, wenn *deskriptive* (beschreibende) und *präskriptive* (vorschreibende) Begriffe aufeinandertreffen oder abgeleitete Vorstellungen auf essentialistische. Bei Differenz z.B. stellt sich die Bewertungsfrage: sind die Unterschiede signifikant oder eher unwichtig? (Zens, 154)

40. Zu *sex* und *gender* [s.o.]: Es geht immer um beides, um Faktizität und Geltung: biologisches Geschlecht denotiert körperliche Unterschiede, die mit einer gewissen statistischen Häufigkeit auftreten und kategorisierbar sind. Das sagt aber noch gar nichts über die kulturelle Behandlung dieser Unterschiede aus, die offiziell als Folge ausgegeben wird. Die Kategorisierung biologischer Geschlechter ist ein konstruktives Verfahren, das aus empirischen Befunden Regelmäßigkeiten und Normen ableitet.

Auch das soziale Geschlecht besitzt unbestreitbare Faktizität: geschlechtsspezifische Arbeitsteilung ist ein Faktum, ebenso, dass die Geschichte der literarischen Produktion mehr schreibende Männer als Frauen aufweist. Darüber hinaus aber kursieren auch gesellschaftliche Vorstellungen über Geschlechtsrollen, die mit der faktischen Wirklichkeit wenig zu tun haben, sie aber trotzdem als Normvorstellungen ordnen.

Die Differenz, das Ausgeschlossene, ist Funktionsbedingung für die Perpetuierung von Ordnung. Die *Komplementarität ohne eigene Position* ist das Kennzeichen realer Frauen und der Vorstellungen von Weiblichkeit in einer androzentrischen Kultur. Frauen bewahren die hegemoniale Ordnung, indem sie als das Andere aus ihr ausgeschlossen bleiben. Diese widersprüchliche Positionierung ist in die literarische Produktion von Frauen eingeschrieben. (Zens, 155f.)

41. Zu den Klassikerinnen Woolf und Beauvoir [s.o.]: Für Woolf ist *ökonomische Unabhängigkeit* und die Selbstbestimmtheit des 'eigenen Zimmers' Grundlage für die soziale und intellektuelle Freiheit, die auch literarische Produktivität erst ermöglicht.

Das Weibliche spielt in der Literatur eine bedeutende Rolle, die Frau in der Literaturgeschichte aber keineswegs.

Woolf formuliert keine spezifische weibliche Kreativitätstheorie. (> *Kritik von 'innen'*) Ihre Auffassung, der „große Geist“ sei androgyn, hat ihr harsche Kritik von Seiten einiger Feministinnen eingetragen.

*Das Andere Geschlecht* von Simone de Beauvoir ist eine umfassende Analyse der Funktion des Weiblichen in der bürgerlichen Gesellschaft, die auf sozialistischer Gesellschaftskritik ruht. Als vom Patriarchat konstruierte „Alterität schlechthin“ ist der *Mythos Frau*, das verdrängte des Patriarchats, Funktionsbedingung und Garant der männlichen Machterhaltung. Die Frau erlangt keine Eigenständigkeit, sie ist nicht als Selbst zu denken.

Die Frau ist nicht nur anders, sondern dem Mann nachgeordnet. Etwas Eigenes schaffen die Frauen nicht einmal in der Projektion. Die Zweitrangigkeit der Frau, das Weibliche als soziale Funktion des männlichen Machtanspruchs und den daraus resultierenden Ausschluss zeichnet Beauvoir in den Denkkordnungen der Psychoanalyse und des historischen Materialismus, in den Sozialordnungen der Geschichte und in den mythischen Weiblichkeitskonstruktionen der Literatur nach.

(> *Ziele/Perspektive*) Beauvoirs Literaturbetrachtung will die literarische Konstruktion des patriarchalen Mythos Frau in der Relektüre kanonisierter männlicher Autoren auffinden (Zens, 156ff.)

42. In der literaturwissenschaftlichen Tradition der Interpretation einzelner Texte prosperierte vor allem in den USA in den 70er Jahren die Analyse der *Images of Women*. Im Verfahren des *close reading* wird die dargestellte Welt auf die Lebenswirklichkeit von Frauen bezogen.

**(Kritik von 'innen')** Dieses ideologiekritische Verfahren geht häufig von einem undifferenzierten realistisch-didaktischen Literaturbegriff aus, der über der Freude, einen Autor der Misogynie anklagen zu können, die Polyvalenz der Literatur außer acht lässt und die Komplexität ihrer Beziehung zur Literatur übersieht.

Die *Images of Women*-Kritik ist in erster Linie autor- und textzentriert. Das Geschlecht des Verfassers literarischer Texte ist dabei wichtig; zum einen wird Kritik an den Frauenbildern männlicher Autoren geübt, zum anderen die Hoffnung gehegt, dass Schriftstellerinnen bessere oder angemessenere Frauenfiguren zeichnen. Problematisch ist, wenn auf diese Weise allzu kurzschlüssig Autorbewusstsein und literarische Frauenbilder ineins gesetzt werden und nicht die literarisch konstruierte Sinnwelt, sondern die mutmaßliche Gesinnung des Autors einer Prüfung unterzogen wird. Die feministische Ideologiekritik geht in solchen Fällen von der Vorstellung einer weiblichen Identität 'hinter den Bildern' aus, die sich im Stande der Nicht-Entfremdung befindet und nur befreit werden müsse.

So wenig sich 'falsche' von 'richtigen' Bildern separieren lassen, so wenig lassen sich 'gute' an die Stelle von 'bösen' setzen, soll nicht eine literarische Zensur etabliert werden. Kein 'feministischer Realismus' der einen (Trübsinn des weiblichen Alltags) oder der anderen (Superweib) Sorte. (Zens, 159)

43. Literarisch wurde die Forderung nach weiblicher Authentizität in den 1970er Jahren durch die *Frauenliteratur* beantwortet. Darunter werden in der Regel die Texte weiblicher Autoren gefasst, die sich mit dem Thema der Frauenemanzipation auseinandersetzen. Die Vorstellung, *weiblicher Erfahrung* eine Stimme zu verschaffen und über die Klammer der *Betroffenheit* eine Verbindung zwischen Leserinnen, Autorinnen und auch Protagonistinnen literarischer Texte herzustellen, prägt den Umgang mit Frauenliteratur. Die angenommene Gemeinsamkeit weiblicher Erfahrung soll im *identifikatorischen Leseprozess* zu einem gemeinsamen Bewusstsein führen.

Von einem emphatischen Authentizitätsbegriff weitgehend verabschiedet haben sich hingegen literar- und kulturhistorische Ansätze, die ebenso auf fiktionale wie auf nicht-fiktionale Texte von Frauen als *Quellen* zurückgreifen. (Zens, 160)

44. Die feministische Literaturgeschichtsschreibung versucht, eine Tradition weiblicher literarischer Produktion zu rekonstruieren. Die Zahl der im Keller der Literaturgeschichte gefundenen weiblichen Leichen wächst im Zuge dieser Bemühungen kontinuierlich.

(> *Literaturtheoretische Grundannahmen*) Grundlage dieser Bemühungen ist, die Erfahrungen von Frauen in ihrer Literatur aufsuchen zu wollen, den doppelten Ort für die Geschichte der Geschlechterdifferenz erkenntnistheoretisch fruchtbar zu machen. Zunächst ist die *Herstory*, der Versuch, eine *Genealogie weiblichen Schreibens* aufzuzeigen, jedoch als andere Geschichte neben der *History* angelegt.

**(Kritik von 'innen')** Erst im Laufe der Zeit kristallisiert sich heraus, dass die Geschichte der Frauen kaum als eigene Linearität nachgezeichnet werden kann, sondern als komplexe Verklammerung und Relationalität geschrieben werden muss.

Elaine Showalter hat mit *Gynocritics* dem männerfixierten Feminismus, der sich empört an misogynen Autoren und Kritikern abarbeitet, ein Konzept entgegengestellt, das als Grundlage einer methodischen und thematischen Konsolidierung Texte von Frauen in den Mittelpunkt rückt. Sie versucht eine Rekonstruktion der Geschichte des englischen Romans von Frauen entlang eines Dreiphasenmodells: der 'feminine phase', die von Überanpassung an patriarchale Normen und imitativem Schreiben geprägt ist, der 'feminist phase' als Pha-

se des politischen Protests, schließlich der 'female phase' als Phase der künstlerischen Selbstfindung. Für die Geschichte der deutschen Literatur sind Brinker-Gabler 1978 und 1988 sowie Gnüg/Möhrmann 1985 zu nennen. (> *Verdienste*) Wichtige Leistungen dieser Unternehmen sind neben dem Nachweis, dass es durchaus eine – wenn auch diskontinuierliche – Geschichte weiblichen Schreibens gibt, die Erkenntnis, dass eine feministische Historiographie anders verfahren muss als eine traditionelle. (Zens, 161)

45. Der Zugriff auf den Literaturkanon sichert die Einflussnahme auf einen wesentlichen Teil der literarischen Sozialisation, die in einer Gesellschaft geleistet wird. Eine wichtige Aufgabe sieht die feministische Literaturgeschichte deshalb darin, den literarischen Kanon auf seine Zusammensetzung zu befragen und Autorinnen einen Platz zu sichern. Außerdem verbindet sich die *feministische Kanonrevision* mit der Suche nach einer Tradition weiblichen Schreibens und der Konstruktion einer Frauenliteraturgeschichte. Die Ausschlussverfahren des Literatursystems bestehen nicht nur in Selektionsmechanismen, die in böswilliger Absicht Texte von Frauen an den Rand drängen, sondern greifen im Vorfeld, indem sie die Bedingungen weiblicher literarischer Produktion einschränken. Deshalb wenden sich die Wissenschaftlerinnen zunehmend den Kanonisierungsstrategien und -prozessen zu. (Zens, 162)

46. Eine Frauensozial- oder Kulturgeschichte geht über den traditionellen Rahmen von Literaturwissenschaft hinaus. Die soziale und symbolische Verfaßtheit der Geschlechter(differenz) rückt in den Blick.

(> *Literaturtheoretische Grundannahmen*) Dem liegt die Annahme zugrunde, dass auch ein ausdifferenzierter Bereich Literatur sich nicht unabhängig von anderen Faktoren wie politischen und ökonomischen Bedingungen entwickelt, sondern in Interaktion mit diesen. Das gilt für die vernetzten Teilgebiete literaturbezogenen Handelns und seiner Institutionen – Entwicklung des literarischen Marktes, Sozialstruktur des 'literarischen Lebens', Publizistik und Literaturkritik –, aber auch für die literaturinternen: Entwicklung und Funktion ästhetischer Präferenzen und Programme, von Schreibweisen, bevorzugten Stoffen und literarisch verhandelten sozialen Normen.

Eine sozialhistorische Topographie der Geschlechter wird fragen, welche gesellschaftlichen und diskursiven Räume Frauen offen stehen, welche ihnen verschlossen bleiben, welche ihnen gehören. Für den Handlungsbereich Literatur hieße das beispielsweise für das 19. Jahrhundert zu fragen, warum eigentlich – zugespitzt – Männer schreiben und Frauen lesen, Autoren belletristische Texte für ein weibliches Lesepublikum verfassen, der realen Leserin aber in ästhetischen Konzeptionen ein idealer männlicher Leser entgegengesetzt wird.

Was umgekehrt den Gegenstandsbereich Literatur und literarisches Handeln für die Frauengeschichte und feministische Kulturforschung prädestiniert, liegt auf der Hand: zum einen finden sich hier tatsächlich Zeugnisse von Frauen, zum anderen spielen Frauenfiguren und die Imagination von Weiblichkeit in literarischen Texten eine nicht unbedeutende Rolle. Kulturelles Handeln scheint somit permissiver als andere Gesellschaftsbereiche.

Zugleich bedient sich der Kulturkampf um die Konstruktion von Geschlechterdifferenz des Mediums der Literatur. Die Distinktion und Selbstpräsentation von Klassen und Gruppen in der bürgerlichen Gesellschaft verläuft in wesentlichen Teilen über diese kulturellen Praktiken. Was läge also näher, als diese Erkenntnisse zu verbinden? (Zens, 168f.)

47. Wurde feministische Literaturwissenschaft programmatisch definiert, dann in einer Ambivalenz von Marginalisierung und universellem Anspruch.

(> *Kritik von innen*) Als Wegweiser der Lektüre bilden Frauenbild und Frauenliteratur eine erhebliche Einschränkung dessen, was überhaupt lesbar ist. Die Literatur bleibt ein gegebene

ner Gegenstand, der nur aus einer anderen Perspektive betrachtet werden soll, in den Blick kommen darüber hinaus lediglich Texte, die unter diesen eingegrenzten Fragen überhaupt bearbeitet werden können. „Unlesbar“ sind dagegen alle Texte, die nicht an einen Autor gekoppelt werden können, unlesbar sind Texte, die nicht narrativ und ohne Figurationen gearbeitet sind. Statt eine Erweiterung des Literaturbegriffs zu initiieren, führen diese Termini also zu einer Einengung; sie rekurrieren auf eine Kategorie, die spätestens seit der literarischen Moderne obsolet geworden ist: der Autor als mit sich selbst identisches und damit identifizierbares Subjekt, der seinen Intentionen schreibend Ausdruck verleiht. Folgerichtig wird auch der literaturwissenschaftliche Text als Spiegelung dessen angesehen, was das literarische Werk gemäß den Intentionen seines Autors als Substanz enthält.

Statt die Konstitutionsbedingungen des „Gegenstandsbereiches“ zu analysieren und zu fragen, wie und warum die Differenz der Geschlechter in diese eingeschrieben ist, wird die Differenz noch ein weiteres Mal bestätigt. Die Definition einer *Frauenliteratur* treibt die Affirmation auf die Spitze, weil damit die vermeintliche Randständigkeit des Schreibens von Frauen so präzise wie nie zuvor festgeschrieben worden ist. (Hahn, 227f.)

48. Feminismus ist gegenwärtig ein negativ konnotierter Begriff. Er markiert die Grenze dessen, worüber man sich ungestraft Gedanken machen darf. Wer das Wort ohne Distanzierung in den Mund nimmt, steht unter Ideologieverdacht. (Hahn, 228)

49. Nimmt man das gesamte Spektrum feministischer Annäherungen in den Blick, dann zeigt sich eine große Vielfalt. Es wird anders gelesen, und es werden andere Texte gelesen. Die interessanteste Tendenz jedoch könnte man folgendermaßen benennen: Es werden andere Texte anders gelesen.

Neu ist, dass Texte, die in überkommenen Überlieferungsrastern schwer tradierbar waren, nun kritisch und kommentiert herausgegeben werden. Mit diesen Arbeiten wird neues Terrain erschlossen: Im Kanon der deutschen Literatur hatten zuvor nur wenige Schriftstellerinnen einen Platz.

Die Desiderate sind jedoch noch enorm. Nur ein Beispiel: Die „Frauen der Romantik“ spielen in der Literaturgeschichtsschreibung bis heute eine wichtige Rolle – als Topos, nicht jedoch als Lektüregegenstand. (Hahn, 230ff.)

50. Die Geschichte von Frauen in den Literaturwissenschaften harrt nach wie vor der Rekonstruktion. Im Blick auf unsere Vorgängerinnen zeigt sich, dass auffallend viele mit erstaunlicher Selbstverständlichkeit über Schriftstellerinnen gearbeitet haben. Oft stammen die ersten monographischen Arbeiten über deren Texte von Frauen. Ähnliches gilt für editorische Arbeiten und für kulturtheoretische Entwürfe von Weiblichkeit.

Hartnäckig hält sich die Vorstellung, dass entscheidende Paradigmen feministischen Denkens erst im Kontext der neuen Frauenbewegung entwickelt worden seien. Das ist durchaus falsch, wie die Arbeiten von Margarete Susman und Alice Rühl-Gerstel zeigen.

In der Geschichtsschreibung neuerer feministischer Literaturtheoriebildung lässt sich ein ähnliches Phänomen beobachten. Über immer neuen Theorieimporten bleiben Texte ungelesen, die dieses theoretische Feld hierzulande schon bearbeitet haben. (Hahn, 232ff.)

51. Bislang wurden nur wenig Schriftstellerinnen Bücher gewidmet. Biographische Studien überwiegen eindeutig. (> *Kritik von 'innen'*) Nach wie vor wird nicht das Werk, sondern das Leben schreibender Frauen in den Mittelpunkt gestellt. Die erschienenen Bücher bestätigen die Vorstellung, wonach das Leben von Frauen unmittelbar deren Leben spiegle. Vorausgesetzt wird eine vermeintliche Einheit von Leben und Schreiben, die die Biographin identifizierend weiterschreibt. Die Texte dienen als Beleg oder Illustration für die Thesen der Biographin. (Hahn, 234)

52. Das Grundanliegen der Dekonstruktion liegt vor allem darin, die traditionellen Oppositionsbegriffe der abendländischen Metaphysik zu destabilisieren. Von den metaphysikkritischen Intentionen der Dekonstruktion bis zur Geschlechtertheorie der feministischen Literaturwissenschaft ist es daher nur ein Schritt. Denn so wie Derrida die Geschichte der Metaphysik als die des logozentrischen Denkens begreift, so erkennt die feministische Literaturtheorie in der Geschichte der Philosophie und der Literatur einen Phallozentrismus, einen Diskurs also, der von Männlichkeitsbildern bestimmt wird, innerhalb derer das Weibliche nur als das ganz Andere zur Erscheinung kommen kann. Ein Hauptanliegen der feministischen Literaturtheorie liegt daher darin, das Andere des Weiblichen als eine längst fällige Korrektur am Phallozentrismus zur Geltung zu bringen, indem sie zum einen auf die spezifisch weiblichen Züge der Schrift eingeht und zum anderen die sozialen, institutionellen und politischen Herrschaftsmechanismen des männlichen Diskurses nachweist. (Geisenhanslücke, 113)

53. Wichtige Ansätze zu einer feministischen Literaturwissenschaft hat schon die Kritische Theorie geliefert. Wie Bovenschen anhand der Literatur des 18. Jahrhunderts zeigt, enthüllt sich diese Geschichte zum einen als die der Abwesenheit der realen Frauen und zum anderen als die männlich imaginerter Frauenfiguren. (Geisenhanslücke, 113)

54. Die bedeutendsten Vertreterinnen der feministischen Literaturtheorie, Cixous, Irigaray und Butler, greifen auf Lacan, Derrida und Foucault zurück.

*Irigaray.* In *Speculum* wendet sie sich gegen Freuds Phallozentrismus, die einseitige Orientierung seiner Thesen zur Sexualität am Vorbild des männlichen Geschlechts im Rahmen seiner umstrittenen Theorie des Penisneids. Dem stellt Irigaray eine Theorie entgegen, die auf der Eigenständigkeit des weiblichen Geschlechts beharrt. Dabei orientiert sie sich am Vorbild der weiblichen Schamlippen als Grund des nichtphallischen weiblichen Geschlechts. Sie begreift Weiblichkeit in einem übertragenen Sinne zugleich als Dekonstruktion der männlichen Logik der Repräsentation.

Es kommt darauf an, das Weibliche in seiner Eigenständigkeit zur Geltung kommen zu lassen. Damit bahnt Irigaray zugleich den Weg für eine kritische Analyse, die nach der Ordnung des Weiblichen in der Literatur fragt. (Geisenhanslücke, 113f.)

55. *Cixous.* Sie lässt sich vom Begriff einer *écriture féminine*, eines „weiblichen Schreibens“ leiten, mit dessen Hilfe sie die Opposition Mann/Frau zu dekonstruieren sucht. In Nähe zu Positionen Derridas untersucht C. die Ökonomie des männlichen Diskurses als einer Aneignungsmacht und stellt dem das weibliche Prinzip der Annäherung gegenüber. Weibliches Schreiben bestehe in der Verbindung beider Ökonomien, die den Grund der sexuellen Differenz zum Ausdruck bringe.

(> *Kritik*) Die relativ schematische Gegenüberstellung der Weiblichkeit als einem Prinzip des Offenen, Pluralen, Fließenden und Lebendigen gegenüber der männlichen Rigidität beeinträchtigt die innovativen Grundlagen von Cixous' Ansatz. Gefahr einer Mystifizierung, die Freuds Phallozentrismus zwar außer Kraft setzt, zugleich jedoch die kritische Frage stellt, ob die Bestimmung des Weiblichen als das ganz Andere des männlichen Diskurses ausreichen kann. (Geisenhanslücke, 114f.)

56. *Butler.* Ihre Ausgangsfrage lautet: „Ist 'weiblich sein' eine 'natürliche Tatsache' oder eine kulturelle Performanz?“ (Butler 1991, 9) Ihr Ziel ist es, die Geschichte des Geschlechterbegriffs zu rekonstruieren.

Es sei insbesondere die Unterscheidung zwischen der biologischen Kategorie *sex* und der kulturellen Kategorie *gender*, die eine Spaltung ins weibliche Subjekt eintrage und es somit



verbiete, in traditioneller Weise von einem „Subjekt“ der Weiblichkeit zu sprechen. Vielmehr deute die Diskontinuität von sexuell determinierten Körpern und kulturell bestimmtem Geschlecht darauf hin, dass die Geschlechtsidentität (gender) eine kulturelle Konstruktion sei. Wieviel Butlers Theorie dem späten Foucault verdankt, zeigt sich darin, sie das Geschlecht letztlich als einen Effekt diskursiver Praktiken begreift, die so etwas wie die Rede von weiblicher Identität überhaupt erst ermöglichen. Es ist nicht der Nachweis einer „weiblichen Identität“ oder auch der „weiblichen Differenz“, der Butler leitet, sondern die Infragestellung der binären Kategorien männlich/weiblich als Grundlage der Kulturgeschichte. (Geisenhanslücke, 115)

57. (> *Kritik*) Die Grenzen dieses Ansatzes zeigen sich in der Auseinandersetzung mit literarischen Texten. Ausgangspunkt ihrer *Antigone*-Analyse ist die Frage nach einer feministischen Position, die Antigone im Streit mit Kreon verkörpere und die gegen den männlich regierten Staat gerichtet sei. Butler sucht dabei letztlich vor allem eine kritische Auseinandersetzung mit Hegel, Lacan und Irigaray, um ihre eigene Position zu markieren. Das führt zu einer Kritik an der Heterosexualität, die an der Figur der Antigone festgemacht wird. Wie schon Lacan vollzieht Butler damit eine Tendenz zur Erotisierung der weiblichen Heldin der Tragödie. Über Lacan hinaus geht Butler zwar, wenn sie Antigones unbewusstes Verlangen als ein lesbisches darstellt. Die philologische Frage, ob der Antrieb für Antigones Handeln letztlich wirklich dem *eros* oder nicht doch der familiär gebudnenen *philia* entspringt, bleibt dagegen weitgehend unberücksichtigt. Kluft zwischen den Ansprüchen der Theorie und denen der Literatur. (Geisenhanslücke, 115f.)

### Vorgehensweise/Anwendung

1. (Zu 2.5) Fontanes *Effi Briest* gilt als einer jener Ehebruch-Romane des 19. Jahrhunderts, die das Schicksal von Frauen in einer männlich dominierten, patriarchalischen Gesellschaft, also den Objekt- und Opfer-Status weiblich sozialisierter Subjekte, besonders eindringlich vorführen. Gerade hier lässt sich jedoch ein Subtext entziffern, der das Verhältnis von aufgezwungener Rolle und darunter liegendem weiblichen Subjekt nicht nur auf der Figurenebene in Frage stellt, sondern auch die narrative Strategie verdeutlicht, die diese Leseweise gesteuert hat.

So gibt der Erzähler Effi unmerklich als ein aus den ‘Händen der Natur’ hervorgegangenes Produkt aus. Die ‘Natur’, d.h. das, was Effi angeblich ohne gesellschaftliche Konvention „ist“, erweist sich als eine Konstruktion, mit der Weiblichkeit projiziert, hergestellt und wirkungsvoll inszeniert wird. Zahlreiche Interpreten reproduzierten das Bild vom unschuldigen Naturkind Effi, dessen ursprüngliches „Leben“ im Verlauf des Romans entfremdet, zerstört und den gesellschaftlichen Verhältnissen geopfert wird. Fontane ist so insgeheim selbst an der Konstruktion von Weiblichkeit beteiligt, indem er darauf all jene Bilder projiziert, die seine Frauenfiguren als eine durch Gesellschaft geopfert ‘Natur’ kennzeichnen.

(> *Literaturtheoretische Grundannahmen*) Eine von Geschlechtervorstellungen freie Perspektive ist nicht denkbar. Eine geschlechtsspezifisch orientierte Lektüre geht vielmehr davon aus, dass jede Subjektkonstruktion immer schon und von Anfang an mit der Konstruktion geschlechtlicher Identität verknüpft ist. (Erhart, Herrmann, 503f.)

2. (Zu B 2.13) Man kann sich bei der Analyse von *Effi Briest* auch fragen, welche unterschiedlichen Positionen von Männlichkeit etwa der Ehemann Geert von Instetten, der Ehebrecher Major von Crampas und Effis Vater einnehmen oder welche Positionen ihnen von den Figuren ihres Umfeldes zugeordnet werden. Auch die Geschlechtlichkeit Instet-

tens ist kaum thematisiert worden, ebenso wenig die Strategien Effis, seine Zuneigungen und Zärtlichkeiten abzuwehren. (Erhart, Herrmann, 513)

3. (zu B 2.14) Weiblichkeit und Sexualität lassen sich auch in *Effi Briest* nicht eindeutig zuordnen, sondern werden von Bewegungen durchkreuzt, aufgrund derer jede Ordnung der Geschlechter nur als zeitlich befristetes Oberflächen-Arrangement sichtbar wird, das durch eine genaue Lektüre seine Instabilität immer aufs neue enthüllt.

4. (Zu B 2. 27) Felmans Interpretation von Balzacs *Adieu* und dessen Rezeption geht von der These aus, dass in Balzacs Text 'Frau' als das Andere, als Differenz eingeschrieben ist, aber nicht als das Andere des Mannes, sondern als das Radikal-Andere und so die blinden Flecken der männlichen Lektüre hinsichtlich der Differenzbildung literarischer Texte herauszustellen vermag. Felman fragt danach, wie sich das Denken aus der Logik der binären Oppositionen wie z.B. *Identität/Differenz* befreien kann, denen die Opposition *Mann/Frau* sowie eine Hierarchisierung der Pole entspricht, die die männliche Seite positiviert und die weibliche abwertet.

Felman führt nicht nur das Fehlgehen der männlichen Lektüre der Frau *im* literarischen Text vor, sondern auch das Fehlgehen der Lektüre des Textes durch männliche Literaturwissenschaftler, die *Adieu* zum paradigmatischen realistischen Text gemacht haben. Sie kaprizieren sich auf den zweiten Textteil und eskamotieren so die anderen Textteile, die mit ihren phantastischen Anklängen das realistische Paradigma stören. Nicht durch Balzacs Text, sondern durch diesen 'männlichen Realismus' wird Frau zur Nicht-Existenz. Balzacs *Adieu* – so die These Felmans – ist klüger als seine Kritiker, weil er sichtbar macht, wie das Geschlechterarrangement funktioniert, und thematisiert, wie sich Frau unter dem männlichen Blick erstellt: Als Wahnsinn nämlich, als Nicht-Mensch, als Spiegelbild des Mannes. Balzacs Text führt vor, inwiefern die männliche Selbstkonstitution eine narzißtische ist, in der die Frau als Bestätigung für den Mann, als sein Spiegelbild, funktioniert, durch das der Mann sich zu definieren vermag. Weil die Selbstidentität des Mannes auf der Verdrängung des Weiblichen beruht, ist sie eine metaphorische, genauso wie Weiblichkeit keine natürliche, sondern eine rhetorische Kategorie ist und damit an bestimmte soziokulturelle Stereotypen gebunden. Die wirkliche Bedeutung metaphorischer Weiblichkeit ist männliches Eigentum: Die Frau ist Glorie des Mannes und das Maß seines Narzissmus. Der Text Balzacs unterläuft aber die Repräsentationslogik, indem er Philippes Glauben wie den der „realistischen Kritiker“ an Identität, Referenz und eine transparente, kommunikative Sprache, wo alles eine Bedeutung hat, ein Signifikat auf ein Signifikat und einen Referenten verweist, hinterfragt. Die feministisch-dekonstruktive Lektüre des Textes durch Felman restituiert das beunruhigende Potential und die kritischen Fragen des Textes.

## Verdienste

Die Stärke eines dekonstruktiven Feminismus besteht in seinem radikalen Ernstnehmen der Rolle, die die Sprache in literarischen Texten wie in der Herstellung der gesellschaftlich sanktionierten Geschlechterpositionen und -differenzen spielt. Mit seiner Konzentration auf die Sprache, die auf der Einsicht der sprachlichen Verfasstheit unserer Welt und der der Sprache inhärenten Machtstrukturen beruht, kann der dekonstruktive Feminismus andere feministische Ansätze sinnvoll ergänzen. (*F 2: Kritik von 'innen'*) Allerdings lässt die heute erreichte Differenziertheit der dekonstruktiv-feministischen Theoriebildung viele Feministinnen an der Operationalisierbarkeit dieses Ansatzes zweifeln, weil – wie sie meinen – nicht mehr ersichtlich ist, inwiefern der dekonstruktive Feminismus zur Veränderung der patriarchalen Gesellschaftsstrukturen beiträgt. (Rippl, 238ff.)

## Wichtige Vertreter und Werke (Auswahl)

- Beauvoir, Simone de 1992: *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Hamburg (frz. 1949).
- Butler, Judith 1991: *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/Main.
- Butler, Judith 1994: *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Berlin.
- Cixous, Hélène 1980: *Weiblichkeit in der Schrift*. Berlin.
- Felman, Shoshana 1992: *Weiblichkeit wiederlesen*. In: Vinken 1992.
- Felman, Shoshana 1993: *What Does A Woman Want? Reading and Sexual Difference*. Baltimore.
- Haggerty, George E./Zimmerman, Bonnie (Hg.): *Professions of Desire. Lesbian and Gay Studies in Literatur*. New York.
- Irigaray, Luce 1979: *Das Geschlecht das nicht eins ist*. Berlin (frz. 1977).
- Irigaray, Luce 1980: *Speculum. Spiegel des anderen Geschlechts*. Frankfurt/Main (frz. 1974).
- Kristeva, Julia 1978: *Die Revolution der poetischen Sprache*. Frankfurt/Main (frz. 1974).
- Millett, Kate 1971: *Sexus und Herrschaft. Die Tyrannei des Mannes in unserer Gesellschaft*. München (amerik. 1970).
- Mitchell, Juliet 1985: *Psychoanalyse und Feminismus. Freud, Reich, Laing und die Frauenbewegung*. Frankfurt/Main.
- Woolf, Virginia 1992: *Ein eigenes Zimmer. Drei Guineen. Essays*. Leipzig.
- Becker-Cantarino, Barbara 1987: *Der lange Weg zur Mündigkeit. Frau und Literatur (1500-1800)*. Stuttgart.
- Berger, Renate / Stephan, Inge (Hg.) 1987: *Weiblichkeit und Tod in der Literatur*. Köln/Wien.
- Bovenschen, Silvia 1979: *Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Repräsentationsformen des Weiblichen*. Frankfurt/Main.
- Brinker-Gabler, Gisela (Hg.) 1978: *Deutsche Dichterinnen vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Frankfurt/Main.
- Brinker-Gabler, Gisela (Hg.) 1988: *Deutsche Literatur von Frauen*. 2 Bde. München.
- Felman, Shoshana: *Women and Madness. The critical Phallacy*. In: *Diacritics* 5 (1975).
- Fischer, Karin u.a. (Hg.) 1992: *Bildersturm im Elfenbeinturm. Ansätze feministischer Literaturwissenschaft..* Tübingen.
- Gilbert, Sandra/Gubar, Susan 1979: *The Madwoman in the Attic. The Woman Writer and the Nineteenth-Century-Literary Imagination*. New Haven, London.
- Gnüg, Hiltrud/Möhrmann, Renate 1985: *Frauen Literatur Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Stuttgart.
- Hahn, Barbara 1991: *Unter falschem Namen. Von der schwierigen Autorschaft der Frauen*. Frankfurt/Main.
- Jehlen, Myra 1992: *Archimedes und das Paradox feministischer Literaturwissenschaft*. In: Vinken, Barbara: *Dekonstruktiver Feminismus. Literaturwissenschaft in Amerika*. Frankfurt/Main.
- Kolkenbrock-Netz, Jutta 1988: *Interpretation, Diskursanalyse und/oder feministische Lektüre literarischer Texte von Frank Wedekind*. In Becher, Ursula A.J./Rüsen, Jörn (Hg.): *Weiblichkeit in geschichtlicher Perspektive. Fallstudien und Reflexionen zu Grundproblemen der historischen Frauenforschung*. Frankfurt/Main.
- Lehnert, Gertrud (Hg.) 1996: *Inszenierungen von Weiblichkeit. Weibliche Kindheit und Adoleszenz in der Literatur des 20. Jahrhunderts*. Opladen.
- Meise, Helga 1983: *Die Unschuld und die Schrift. Deutsche Frauenromane im 18. Jahrhundert*. Marburg.
- Meyer, Eva 1983: *Zählen und Erzählen. Für eine Semiotik des Weiblichen*. Wien/Berlin.
- Scott, Joan Wallace 1988: *Gender. A Useful Category in Historical Analysis*. In: Scott: *Gender and the Politics of History*. New York.
- Showalter, Elaine 1977: *A Literature of Their Own. British Women Novelist from Bronte to Lessing*. Princeton.

- Showalter, Elaine 1979: *Towards a Feminist Poetics*. In: Jacobus, Mary (Hg.): *Women Writing and Writing about Women*. London.
- Steinbrügge, Liselotte 1987: *Das moralische Geschlecht. Theorien und literarische Entwürfe über die Natur der Frau in der französischen Aufklärung*. Weinheim / Basel.
- Stephan, Inge 1981: „Das Natürliche hat es mir seit langem angetan“. Zum Verhältnis von Frau und Natur in Fontanes „Cécile“. In: Grimm, Reinhold/Hermand, Jost (Hg.): *Natur und Natürlichkeit. Stationen des Grünen in der deutschen Literatur*. Königstein i. Ts.
- Stephan, Inge/Weigel, Sigrid (Hg.) 1987: *Weiblichkeit und Avantgarde*. Hamburg.
- Vinken, Barbara (Hg.) 1992: *Dekonstruktiver Feminismus. Literaturwissenschaft in Amerika*. Frankfurt/Main.
- Weigel, Sigrid 1984: *Frau und 'Weiblichkeit'. Theoretische Überlegungen zur feministischen Literaturkritik*. In: Stephan, Inge/Weigel, Sigrid (Hg.): *Feministische Literaturwissenschaft. Dokumentation der Tagung in Hamburg 1983*. Berlin.
- Weigel, Sigrid 1987: *Die Stimme der Medusa. Schreibweisen in der Gegenwartsliteratur von Frauen*. Dülmen.
- Weigel, Sigrid 1990: *Topographien der Geschlechter. Kulturgeschichtliche Studien zur Literatur*. Reinbek.
- Weigel, Sigrid / Stephan, Inge (Hg.) 1983: *Die verborgene Frau. Sechs Beiträge zu einer feministischen Literaturwissenschaft*. Berlin.
- Fischer, Karin/Kilian, Eveline/Schönberg, Jutta (Hg.): *Bildersturm im Elfenbeinturm. Ansätze feministischer Literaturwissenschaft*. Tübingen.
- Gallop, Jane 1992: *Around 1981. Academic Feminist Literary Theory*. New York.
- Hof, Renate 1995: *Die Grammatik der Geschlechter. „Gender“ als Analysekategorie der Literaturwissenschaft*. Frankfurt/Main, New York.
- Garber, Marjorie 1993: *Verhüllte Interessen. Transvestismus und kulturelle Angst*. Frankfurt/Main.
- Honegger, Claudia 1991: *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib*. Frankfurt/Main.
- Kroll, Renate/Zimmermann, Margarete (Hg.) 1995: *Feministische Literaturwissenschaft in der Romanistik. Theoretische Grundlagen. Forschungsstand. Neuinterpretation*. Stuttgart.
- Laqueur, Thomas 1992: *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*. Frankfurt/Main.
- Lauretis, Teresa de 1987: *Technologies of Gender. Essays on Theory, Film, and Fiction*. Bloomington, Indianapolis.
- Lindhoff, Lena 1995: *Einführung in die feministische Literaturtheorie*. Stuttgart / Weimar.
- Moi, Toril 1989: *Sexus - Text - Herrschaft. Feministische Literaturtheorie*. Bremen (engl. 1985).
- Todd, Janet 1988: *Feminist Literary Theory*. New York.

## 8 Empirisch-konstruktivistische Ansätze

[Ungeordnete Sammlung von Informationen aus einführenden Fachtexten]

### Ausgewertete Texte

Geisenhanslüke, Achim: *Einführung in die Literaturtheorie. Von der Hermeneutik zur Medienwissenschaft*. Darmstadt 2003, S. 63.

Groeben, Norbert (1997): *Empirisch-konstruktivistische Literaturwissenschaft*. In: Brackert, H. J./Stückrath, J. (Hg.): *Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs*. Reinbek, S. 619-629.

Rusch, Gebhard (1998): *Modelle, Methoden und Probleme einer Empirischen Theorie der Literatur*. In: Nünning, Ansgar (Hg.): *Literaturwissenschaftliche Theorien, Modelle und Methoden. Eine Einführung*. Trier, S. 215-232.

Schöttker, Detlev (1997): *Theorien der literarischen Rezeption. Rezeption, Rezeptionsästhetik, Empirische Literaturwissenschaft*. In: Arnold, H.L./Detering, H. (Hg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München, S. 537-554.

### Literaturtheoretische und 'übergreifende' Voraussetzungen. Die wichtigsten Ansätze

1. Die Literaturwissenschaft gilt als Prototyp einer hermeneutischen Wissenschaft, d.h. einer Disziplin, in der das 'Verstehen' als Methode der Textauslegung eingesetzt wird. Allerdings hat der Siegeszug der Naturwissenschaften dazu geführt, dass sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts eine Reihe von ursprünglich hermeneutischen Disziplinen zu empirischen Wissenschaften gewandelt hat; dies gilt für die Psychologie, Soziologie, Pädagogik, in denen seither das intersubjektiv systematische Beobachten und Erklären im Vordergrund stehen. Die empirisch-konstruktivistische Konzeption einer Literaturwissenschaft postuliert, dass eine vergleichbare 'Empirisierung' auch für die Erforschung von Literatur möglich, sinnvoll und nützlich ist. Dadurch wird eine Vernetzung mit den empirischen Sozialwissenschaften angestrebt, die deren Empiriebegriff auch für die literaturwissenschaftliche Analyse zu adaptieren versucht und so die Literaturwissenschaft in einer empirischen interdisziplinären Kommunikations- bzw. Kulturwissenschaft etablieren möchte. (Groeben, 619)

2. Nach diesem Wissenschaftsverständnis gibt es auch im Bereich literaturwissenschaftlicher Analysen eine Fülle von Sätzen, deren Geltung nicht (nur) mit der Zugangsweise des Verstehens 'geprüft' werden sollte. Dazu gehören Sätze wie die folgenden:

(1) Ein bestimmtes Textgenre (z.B. der Kriminalroman) ist durch ein konstitutives Inhaltsmerkmal (z.B. Sieg des Guten über das Böse) und/oder Strukturmerkmal (z.B. Problemlösung vom Schluss her) gekennzeichnet; und dieser Textinhalt bzw. dieses Strukturmerkmal wirken auf die Rezipienten in einer bestimmten Weise (z.B. 'mit den Ungerechtigkeiten des Alltagslebens versöhnend' bzw. 'entspannend durch Spannungsaufbau und -lösung').

(2) Die Literaturkritik (z.B. der 70er Jahre) hat das Werk eines bestimmten Literaten (z.B. Uwe Johnson) auf eine bestimmte Lesart (z.B. 'Dichter des zweigeteilten Deutschlands') festgelegt.

Solche Sätze können in unterschiedlichen Zusammenhängen vorkommen: in einer Gattungsexplikation oder Analyse literarischer Wirkung und Wertung sowie in der Erforschung von Institutionen des Literatursystems (z.B. der Literaturkritik). Die klassisch-hermeneutische Analyse versucht nun, die Geltung solcher Sätze dadurch zu belegen, dass 'Daten' aus der Textrezeption des analysierenden Wissenschaftlers angeführt werden. Dies erscheint aus empirisch-konstruktivistischer Sicht als methodisch unzureichend; denn Texte generell (und literarische allemal) können auf verschiedene Art und Weise rezipiert werden, so dass durch dieses Vorgehen keine zureichend intersubjektive Erkenntnis gesichert

werden kann. Der Grund dafür liegt in der (kognitiven) Konstruktivität der menschlichen Informationsverarbeitung (auch und gerade von in literarischen Texten transportierten 'Informationen'). Bei der kognitiven Verarbeitung von Informationen werden Bedeutungen eben nicht nur rezipiert, sondern auch aktiv geschaffen (konstruiert), bis der Text einen für den Leser kohärenten Sinn ergibt. (Groeben, 619f.)

3. *Was bedeutet 'empirisch-konstruktivistisch'?* Die Kernannahme der aktiven Konstruktivität menschlicher Informationsverarbeitung ist innerhalb und außerhalb der Literaturwissenschaft entwickelt worden. Innerhalb der literaturwissenschaftlichen Theorie handelt es sich dabei vor allem um Modelle der Rezeptionsästhetik und Semiotik, die die Mehrdeutigkeit und Offenheit des Kunstwerks herausgestellt haben. Diese Polyvalenz des literarischen Texts kommt dadurch zustande, dass er durch eine Reduzierung rezeptionssteuernder Komponenten gekennzeichnet ist, durch die sich für den Leser verschiedene, aber in sich kohärente Bedeutungen ergeben können. Folglich ist der Rezipient ein notwendiger 'Vollender' des Kunstwerks (Eco), und seine (produktive) Rezeption wird zur 'bedeutungskonstitutiven Instanz' (Schmidt). Damit wird der essentialistisch-ontologische Textbegriff der klassischen hermeneutischen Textauslegung in Richtung auf einen 'funktionalen' Textbegriff überwunden, der immer die Bedeutung eines Textes für einen Rezipienten *in* einer bestimmten Situation bezeichnet. Gestützt wird diese Perspektive auch durch empirische Ergebnisse und Theorien in der (kognitiven) Textwissenschaft sowie Sprach- und Denkpsychologie. Hier konnte bereits für nichtliterarische Texte gesichert werden, dass die Rezeption immer aus einem aktiven Zusammenfügen von im Text übermittelten Informationen mit dem Weltwissen des Lesers besteht, d.h. einer Bedeutungskonstruktion, die für ihn 'Sinn macht'. Diese Konstruktivität gilt für literarische Texte in noch stärkerem Maße. (Groeben, 620f.)

4. Die empirische Literaturwissenschaft zieht aus dieser Kernannahme eine radikalere Folgerung als die Rezeptionsästhetik, die an der hermeneutischen Methodik festhält. Dagegen fordert die empirische Position, die Textrezeption intersubjektiv-systematisch zu erforschen. Der Unterschied zwischen der hermeneutischen Methode des Verstehens und der empirischen Systematik soll an einem Beispiel verdeutlicht werden.

Gegeben sei die Hypothese, dass die 'Helden' in Kriminalromanen so geschildert werden, dass entweder 'sympathetische' oder 'bewundernde' Identifikation ausgelöst wird (bzw. werden soll). Eine hermeneutische Analyse würde nun – idealtypisch – so vorgehen, dass sie besonders symptomatische Beispiele von Kriminalromanhelden (zum einen 'unvollkommene alltägliche Helden', zum anderen 'vollkommene Helden') auswählt und an diesen verdeutlicht, dass ein entsprechendes Identifikations'angebot' vorliegt. Die empirisch-systematische Inhaltsanalyse geht dagegen sehr viel analytischer vor. Zunächst wäre eine repräsentative Stichprobe von Kriminalromanen auszuwählen. Sodann zerlegt die Inhaltsanalyse die ausgewählten Kriminalromane in einzelne Analyseeinheiten und ordnet diese bestimmten von der Hypothese abgeleiteten Kategorien zu. Auf diese Weise wird geprüft, ob der Inhalt der Kriminalromane in der Tat (überzufällig) häufig die von der Hypothese postulierten Merkmale aufweist. Als Analyseeinheiten könnten z.B. (relativ formal) einzelne Abschnitte der jeweiligen Romane angesetzt werden; es sind aber gegebenenfalls auch inhaltlich-thematische Festlegungen möglich. Als Kernstück des inhaltsanalytischen Vorgehens ist die Ableitung der Kategorien anzusetzen, anhand deren in diesem Fall das 'Identifikationsangebot' der Texte systematisch erfasst werden kann.

Die einzelnen Analyseeinheiten werden systematisch den explizierten Bedeutungskategorien zugeordnet, und zwar von mindestens zwei Personen; die Intersubjektivität dieser Zuordnung ist durch eine Übereinstimmungsmessung auch quantitativ ausdrückbar. Anhand der Ergebnisse lässt sich feststellen, ob – wie theoretisch behauptet – vor allem Analyseein-

heiten mit sympathetischer und bewundernder Identifikation auftreten oder nicht; die Zufälligkeit bzw. Überzufälligkeit der quantitativen Relationen wird durch sogenannte Interferenzstatische Tests geprüft. (Groeben, 621f.)

5. Darin kommt der zentrale Unterschied zwischen dem hermeneutischen und dem empirisch-systematischen Vorgehen zum Ausdruck. Die hermeneutische Methode besteht vor allem darin, 'positive' Beispiel für die jeweilige Hypothese herauszusuchen, anzuführen und in einer dem Einzelfall angemessenen Komplexität zu diskutieren. Demgegenüber ist die empirisch-systematische Methodik darauf ausgerichtet, auch die 'negativen' Daten, die nicht der Hypothese entsprechen, zu berücksichtigen – entsprechend Poppers Falsifikationsprinzip.

Damit ist in der empirischen Literaturwissenschaft eine Perspektive verbunden, die alle mit literarischen Texten in Verbindung stehenden Handlungsprozesse in den Mittelpunkt stellt. Als solche hat vor allem Schmidt die Handlungsrollen der Produktion, Rezeption, Verarbeitung und Vermittlung von Literatur eingeführt. Dabei repräsentieren er und seine Mitarbeiter jenen Strang der 'Empirisierung' der Literaturwissenschaft, der von der Theoriebildung ausgeht; komplementär dazu hat Groeben die Grundlegung der konstruktivistischen Wissenschaftskonzeption von der Entwicklung empirischer Methoden aus konzipiert. (Groeben, 622)

6. *Handlungsrollen im Literatursystem.* Die Forschung der Empirischen Literaturwissenschaft bezieht sich vor allem auf die genannten vier Handlungsrollen, wobei die Erforschung der Textrezeption wegen ihrer theoretischen Bedeutung besondere Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Unter dem Aspekt der Produktion herrscht bislang noch die psychologisch ausgerichtete Erforschung der Persönlichkeit und Kreativität des Autors vor. Dabei konnte gesichert werden, dass sowohl die Genie-Irrsinn- als auch die Neurose-Theorie der Kreativität nicht als adäquat anzusehen sind. Literarische Kreativität entsteht nicht *durch* 'Irrsinn' bzw. 'Neurose', sondern höchstens *trotz* solcher Belastungen. Allerdings ist die kreative Persönlichkeit als eine paradoxe zu beschreiben, in der sich psychopathologische Belastungen und 'gesunde' Vitalität und Bewusstheit konstruktiv verbinden. Prozessanalysen der Produktion sind dagegen unter Rückgriff auf Berichte und Reflexionen von Literaten bisher eher unsystematisch (hermeneutisch) als inhaltsanalytisch empirisch vorgenommen worden. Das gleiche gilt für Analyse der Produktionsvoraussetzungen einzelner Werke. (Groeben, 622f.)

7. Die Kernannahme der kognitiv-konstruktiven Textverarbeitung konnte – bezogen auf die Rezeption literarischer Texte – durchweg empirisch bestätigt werden: so die von Schmidt aufgestellte These, dass die Rezipienten an literarische Texte nicht das sonst übliche 'Wahrheits'kriterium anlegen und verschiedene in sich kohärente Bedeutungen generieren bzw. zumindest tolerieren.

Die Konstruktivität der Informationsverarbeitung macht es notwendig, die Rezeption als eine Text-Leser-Interaktion zu modellieren, für die der Leser ein erhebliches Gewicht besitzt. Dass Leser an literarischen Texten heraussuchen, was für ihre Lebensproblematik bedeutsam ist und es mit ihrem Welt- bzw. Alltagsverständnis zusammenfügen, hat sich immer wieder nachweisen lassen. Über die individuellen Lesemerkmale hinaus konnten als übergreifende Einflussfaktoren vor allem relativ formale Variablen gesichert werden wie Alter, damit zusammenhängende Lesekompetenz, verbale Intelligenz und die Deutschnote. Auch für die Geschlechtsvariable konnte ein Einfluss nachgewiesen werden. (Groeben, 623)

8. Doch auch der Textfaktor ist für die durchschnittliche Rezeption relevant. Einzelmerkmale allerdings, wie die Ich- oder die Er-Erzählform, die in der hermeneutischen Literaturwissenschaft ausführlich diskutiert werden, fallen nicht ins Gewicht. Komplexere Merkmale jedoch wie Äquivalenzen, Abweichungen oder Mehrdeutigkeiten spielen für den Poetizitätseindruck eine Rolle. Prosa wird z.B. durch zu viele Metaphern und Wiederholungen als 'überpoetisiert' empfunden, durch zu abstrakte Ausdrücke oder Fachsprache als 'unterpoetisiert'. Textteile, die für die Rezeption zentral sind, lassen sich als Abweichungen/Parallelitäten auf den Niveaus der Phonologie, Grammatik und Semantik feststellen. (Groeben, 623f.)

9. Unter dem Aspekt der Verarbeitung und Wirkung literarischer Texte unterscheidet die Empirische Literaturwissenschaft dezidiert zwischen Textinhalt/-struktur als Wirkungspotential und der davon beeinflussten, aber nicht vollständig determinierten Wirkung. Denn die (kognitive) Konstruktivität der Rezipienten hat eben zur Folge, die Wirkungspotentiale von Texten in ihrer Richtung verändert bzw. sogar gebrochen werden können. Um die Textinhalte und -strukturen zu sichern, verwendet die Empirische Literaturwissenschaft die schon erwähnte Methode der Inhaltsanalyse. Mit ihr lassen sich Einzeltexte untersuchen, aber auch Textkategorien, historische Entwicklungen und die Frage nach der Widerspiegelung gesellschaftlicher Realität in der Literatur. (Groeben, 624)

10. Unter der Vermittlungsperspektive sind für die Empirische Literaturwissenschaft die Ergebnisse der klassischen psychologisch-soziologischen Forschung zur Lesemotivation von besonderer Bedeutung. Sie verweisen auf eine schichtspezifische Verteilung: Angehörige der Mittelschicht entwickeln eine stabilere Lesemotivation als Angehörige der Unterschicht. Elternhaus, Schule und die jeweilige Peer-group lassen sich dabei als zentrale Vermittlungsinstanzen nachweisen. Für die Instanz der Literaturkritik hat sich vor allem die Vernetzung mit anderen politischen bzw. weltanschaulichen Überzeugungen sichern lassen. (Groeben, 625)

11. Mit der Empirisierung der Literaturwissenschaft ist eine Veränderung der Schwergewichte literaturwissenschaftlicher Forschung verbunden, und zwar gleichgültig, ob man von einer Ersetzungs-, Ergänzungs- oder Integrationsrelation zur hermeneutischen Literaturwissenschaft ausgeht.

Die Empirisierung der Literaturwissenschaft bietet den Vorteil einer stärkeren Vernetzung mit den übrigen empirischen Sozialwissenschaften; und es spricht viel dafür, dass die Literaturwissenschaft nur im Rahmen einer solchen interdisziplinären empirisch-kommunikationswissenschaftlichen bzw. -kulturwissenschaftlichen Konzeption ihr Gewicht wird bewahren können. (Groeben, 625f.)

12. Während sich die hermeneutisch orientierte Rezeptionsforschung um eine Verknüpfung von Werk- und Rezeptionsanalyse bemühte, hat die Empirische Literaturwissenschaft eine radikale Trennung von Werk und Aneignung vorgenommen. Wie die empirisch orientierte Literatursoziologie etwa Fügens, so will auch sie keine Aussagen über die *ästhetische Qualität* von Texten machen, sondern ausschließlich ihre *kommunikative Funktion* untersuchen.

Die Empirische Literaturwissenschaft will kein empirisch verfahrenender Zweig innerhalb der herkömmlichen Literaturwissenschaft sein, sondern die Disziplin dadurch neu begründen, dass sie die Verfahrensweisen der empirischen Sozialforschung auf die Analyse literarischer Kommunikation überträgt. Die Eigenständigkeit wird äußerlich durch die Großschreibung des Adjektivs 'Empirisch' zum Ausdruck gebracht. 'Empirisch' bedeutet dabei im Sinne des Kritischen Rationalismus und der analytischen Wissenschaftstheorie, dass



Aussagen grundsätzlich durch Erfahrungen überprüfbar und falsifizierbar sein müssen. Damit verbunden sind der Anspruch auf Anwendungsorientierung und ein hohes Maß an Exaktheit in Begriffen und Definitionen, die zu einer starken Formalisierung der Sprache führt. (Schöttker, 552f.)

13. In Deutschland wurde die Empirische Literaturwissenschaft 1972 von Norbert Groeben begründet. Sie hat 1980 mit dem *Grundriß der Empirischen Literaturwissenschaft* von Siegfried J. Schmidt ein umfassendes theoretischen Fundament bekommen, ist aber keineswegs abgeschlossen. Während die theoretischen Entwürfe durch Systematik und Genauigkeit beeindruckend und für die hermeneutische Literaturwissenschaft zweifellos eine Bereicherung darstellen können, haben die bisherigen Erträge empirischer Untersuchungen für den außenstehenden Betrachter eher begrenzten Wert, da sie vor allem der internen Theoriebildung dienen und kaum neue Einsichten in Textstrukturen oder Rezeptionsweisen vermitteln. Doch könnten Anspruch und Grenzen der Empirischen Literaturwissenschaft nur im Rahmen eines neuen Positivismusstreits geklärt werden. (Schöttker, 553)

14. Es gibt auch innerhalb der Empirischen Literaturwissenschaft unterschiedliche Positionen. Während die von Norbert Groeben begründete Richtung von der Psychologie ausgeht und sich als leserbezogene Rezeptionsforschung begreift, ist die von Siegfried J. Schmidt geprägte Schule stärker auf die Linguistik und die Kommunikationswissenschaften bezogen und als umfassende Handlungstheorie konzipiert. Ausgangspunkt ist hier nicht mehr das Verhältnis von Text und Leser wie bei Groeben, sondern das literarische Handeln auf den Ebenen der Produktion, Vermittlung, Rezeption und Verarbeitung. (Schöttker, 544)

15. Die Schmidt-Schule ist in den achtziger Jahren zum einen eine Verbindung zur soziologischen Systemtheorie Niklas Luhmanns eingegangen, zum anderen hat sie sich an die Erkenntnistheorie des radikalen Konstruktivismus angelehnt, der von der Auffassung ausgeht, dass alle Formen menschlicher Wahrnehmung subjektive Konstruktionen und keine Repräsentationen der Wirklichkeit darstellen.

Die Empirische Literaturwissenschaft zeigt insgesamt, dass die Rezeptionsforschung hier eine empirische und theoretische Weiterentwicklung erfahren hat, während die Debatte in der hermeneutischen Literaturwissenschaft Ende der siebziger Jahre zum Stillstand kam. (Schöttker, 554)

16. Der Ansatz ist in den 70er Jahren 'erfunden' worden, um in einer spezifischen (wissenschafts-) historischen Situation als relevant erkannte literaturwissenschaftliche Probleme zu bearbeiten.

Die Literaturwissenschaften und speziell die Philologien (allen voran die Germanistik) schienen in den Jahren nach 1945 gewisse nationalistische Entgleisungen durch eine strikte Orientierung auf *den Text* kompensieren und einer politischen Inanspruchnahme durch eine Art Philologismus vorbeugen zu wollen. Als aber in den 60er Jahren die Selbstbeschränkung und Selbstverleugnung textimmanenter Positionen einer politisierten und gesellschaftskritischen Studentengeneration nicht mehr plausibel zu machen waren, griff die Disziplin formalistische, strukturalistische und materialistische Literaturtheorien auf, die schon früher die Einsicht vermittelt hatten, dass „Literatur“ unter inhaltlichen ebenso wie unter formalen Gesichtspunkten sinnvoll in Beziehung zu anderen gesellschaftlichen, politischen, ökonomischen und kulturellen Faktoren analysiert werden kann. Daneben knüpfte man an geistesgeschichtliche, psychoanalytische und phänomenologische Konzeptionen an, bis in den 70er Jahren die Rezeptionsästhetik und verschiedene Ansätze zur Sozialgeschichte der Literatur neue methodische Standards etablierten. (Rusch, 215f.)

17. Zu Beginn der 70er-Jahre wird Literatur unter einer beständig wachsenden Anzahl unterschiedlicher Gesichtspunkte thematisiert, die – z.T. als eigenständige methodische Ansätze vorgestellt – relativ unvermittelt nebeneinander koexistieren.

Die Literaturforschung präsentiert sich seit den 70er Jahren als noch vorwissenschaftliches, in den Erkenntnisinteressen äußerst heterogenes, methodisch und theoretisch uneinheitliches Arbeitsfeld. Der desolate Zustand der Literaturwissenschaft hat denn auch zu Debatten über ihre Nutzlosigkeit oder Relevanz geführt und zu zahlreichen Therapieansätzen angeregt. (Rusch, 216f.)

18. Erste Vorschläge zur Empirisierung der Literaturwissenschaft stammen bezeichnenderweise nicht unmittelbar aus der Disziplin selbst, sondern sind von Linguisten und Philosophen (Jens Ihwe und Siegfried J. Schmidt), einem Psychologen (Norbert Groeben) und einem linguistischen Semiotiker (Götz Wienold) in die Diskussion eingebracht worden. In den 70er- und 80er-Jahren haben sich dann zwei Konzeptionen Empirischer Literaturwissenschaft herausgebildet. (Rusch, 217)

19. *Methodenorientierte Konzeption.* Diese von dem Psychologen Norbert Groeben entwickelte Konzeption verfolgt das Ziel der *Empirisierung der Literaturwissenschaft*. Sie stellt sich ausdrücklich in den Dienst der literaturwissenschaftlichen Bemühungen um die Explikation von Sinn und Bedeutung literarischer Werke und bietet dazu empirische Verfahren an, die dem Methodenarsenal der experimentellen Psychologie und der Sozialwissenschaften entstammen. So wird z.B. die *empirische Konkretisierung von Interpretationen* durch die „Konstruktion von Werksinn anhand empirischer Rezeptionsdaten“ in Aussicht gestellt. Diese soll vor allem der Objektivierung von Interpretationen dienen, zugleich aber auch einige zentrale wissenschaftstheoretische Defizite der Literaturwissenschaft beheben, denn sie weist nach Groeben „alle wissenschaftstheoretischen Charakteristika moderner empirischer Wissenschaften auf (u.a. Trennung von Theorie- und Beobachtungssprache, intersubjektive Verfahren der Realitätskontrolle, Adäquanzprüfung der theoretischen Konstrukte über ihren empirischen Wert, theoretische Erklärungen durch explikative Konstrukte etc.)“. (Rusch, 217)

20. > *Kritik.* Bedenklich ist, dass Groeben sein Programm sozusagen als hermeneutische Hilfswissenschaft einführt. Gerade dieses Gegenstandsverständnis scheint im wesentlichen der Grund für die fatale Lage der Literaturwissenschaft zu sein, die ihr vornehmstes Erkenntnisziel aus prinzipiellen Gründen verfehlen muss. Dieses Grundproblem durch den Einsatz empirischer Methoden zu flankieren, verspricht kein besonders aussichtsreiches Unternehmen zu werden. (Rusch, 217f.)

21. *Theorienorientierte Konzeption.* Sie wurde unter der Leitung von Siegfried J. Schmidt von der Arbeitsgruppe NIKOL entwickelt. In zwei Bänden legte Schmidt 1980 und 1982 einen Grundriss der Empirischen Literaturwissenschaft vor, der ein Paradigma postuliert, das sich ausdrücklich nicht in den Dienst hermeneutischer Literaturwissenschaft stellt.

Die NIKOL-Konzeption ist aus einer methodologischen Kritik literaturwissenschaftlicher Interpretationspraxis und der Kritik eines emphatischen Text- und Literaturbegriffs motiviert. Die Konzeption ist als eine vollständige Wissenschaft, ein eigenes Paradigma geplant. Sie expliziert ihre Meta-Theorie, ihre Begriffe von Erkenntnis und Wissenschaft, ihre metatheoretischen Werte, z.B. Theoretizität, Empirizität und Politizität, und verpflichtet sich damit auf einen Wissenschaftstyp, der explizite Theoriebildung, erfahrungswissenschaftliche Methoden und die praktische Anwendbarkeit von Wissen anstrebt.

Die Empirische Theorie der Literatur ist eine *kommunikations- und systemtheoretische Sozialpsychologie der Literatur*. (Rusch, 218f.)

22. *Was bedeutet „empirisch“?* Der Terminus „empirisch“ verweist auf eine bestimmte Tradition des philosophischen und wissenschaftlichen Denkens und Handelns, in der die Rolle menschlicher *Erfahrung* für die Erkenntnis in besonderer Weise betont worden ist (Bacon, Hobbes, Locke, Berkeley, Hume, Kant, Mach).

„Empirisch“ bedeutet (im Rahmen des Radikalen Konstruktivismus): unter Bedingungen einer (aus Gründen der Rationalität) als denkbare, jedoch kognitiv unzugänglichen Realität mit den Mitteln menschlicher Kognition (Wahrnehmen, Beobachten, Experimentieren in/mit einer kognitiv-sozial konstruierten Wirklichkeit) herauszufinden versuchen, wie Probleme tatsächlich gelöst werden können. (Rusch, 219)

23. *Was bedeutet „Wissenschaft“?* Wissenschaft muss wenigstens in einem gewissen Maße durch die Öffentlichkeit kontrolliert werden können. Und natürlich sollte es – wenigstens im Prinzip – jedermann ermöglicht werden, die vorgeblichen Erkenntnisse der Wissenschaftler zu überprüfen, bevor er sich auf diese einlässt. Die wichtigsten methodologischen Prinzipien der Wissenschaften sind:

(1) *Explizitheit*, schließt ein: explizite Begrifflichkeit, Beschreibung der thematischen Phänomene, Erklärung der thematischen Gegenstände etc.

(2) *Lehr- und Lernbarkeit*, schließt ein: klare Darstellung von Theorien, Vermittelbarkeit in der Lehre, Nachvollziehbarkeit etc.

(3) *intersubjektive Überprüfbarkeit*, schließt ein: Beobachtbarkeit, Wiederholbarkeit, Kommunikabilität etc.

(4) *Systematisiertheit*, schließt ein: planmäßiges, wohlüberlegtes, begründetes Vorgehen. (Rusch, 219f.)

24. Zur Charakterisierung dessen, was Wissenschaft bedeuten sollte, benötigt man also zunächst einmal gar nicht so etwas wie einen Begriff von Wahrheit, ein Konzept von Wirklichkeit oder Realität. Es genügt vollkommen, die Bedingungen zu spezifizieren, unter denen wissenschaftliches Handeln sozial und kommunikativ sinnvoll erscheint.

*Wahrheit* entsteht als Verpflichtung und Ziel von Wissenschaft erst als Derivat der kommunikativen Komponenten von Wissenschaft: Sätze können wahr oder falsch sein. Die sprachlich-begriffliche Identifikation von Phänomenen im Rahmen von Theorien kann gut oder schlecht gelingen.

*Wirklichkeit* wird problematisch erst dann, wenn man sie von etwas unterscheiden oder zu etwas in Beziehung setzen kann, das entweder unwirklich (fiktional) oder aber wirklicher als wirklich (wie z.B. die automatisierten Elemente der Materie) sein soll.

*Wissenschaft* ist die Fortsetzung des Alltagshandelns unter verschärften Bedingungen. *Empirische Wissenschaft* heißt dann: wissenschaftliche Erkundung, Entwicklung und Bereitstellung von Handlungsoptionen, die tatsächlich befriedigende Beschreibungen, Erklärungen und Gestaltungsmöglichkeiten im Hinblick auf bestimmte Phänomenbereiche gestatten. *Empirische Literaturwissenschaft* verfolgt dieses Ziel im Hinblick auf den Bereich literarischer Phänomene. (Rusch, 220)

25. Was sind *literarische* Phänomene? Sie können näher charakterisiert werden als *ästhetische* Texte, als *Sprachkunstwerke*. Aber was sind denn ästhetische Texte? Das Standardverfahren zur Beantwortung dieser Frage sieht eine Definition durch die Angabe von Beispielen und deren Analyse vor.

Dem entgegen steht folgende Vermutung: *Ästhetische Qualität ist kein Merkmal, das an Texten beobachtet werden kann!* Oder: bestimmte Texte sind nicht an sich literarisch, sie haben nicht bestimmte naturwüchsige Eigenschaften, die sie zu literarischen Texten machen. D.h. es gibt nicht so etwas wie eine Text-Spezies „Literatur“, deren ‘Natur’ wir durch die genaue Un-

tersuchung von Texten erforschen könnten. Aber warum sollte Literatur kein Gegenstand wie jeder andere sein?

(1) Anders als z.B. biologische Arten zeichnet sich Literatur gerade nicht dadurch aus, dass sie sich durch eine endliche Liste von Merkmalen bzw. Eigenschaften bestimmen lässt. Denn im Gegensatz zu natürlichen Spezies scheint es hier geradezu konstitutiv zu sein, dass sich von Zeit zu Zeit ihre Eigenschaften radikal und grundlegend, d.h. *revolutionär*, verändern. In der Kunst und Literatur stellt die Avantgarde die Begriffe von Kunst und Literatur ständig neu in Frage, verändert damit die ästhetische Praxis und die 'Natur' der Kunstwerke.

(2) Literatur wird von Menschen überhaupt erst hervorgebracht. Literarische Texte sind *menschliche Kreationen*, Resultate menschlichen Gestaltungswillens.

(3) Literarische Texte sind *semiotische Gegenstände*, denen von Autoren und Rezipienten Bedeutungen erst zugeordnet werden. (Rusch, 220f.)

26. Aus diesen Überlegungen kann man zwei wichtige Folgerungen ziehen:

(4) Literatur kann nicht ohne Berücksichtigung derjenigen analysiert werden, die sie gemeinsam erzeugen: die Autoren (als Hersteller von Texten, die als literarische Texte präsentiert werden) und die Rezipienten (die Texte als literarische Texte lesen und verstehen).

(5) Für Literatur sind die Leistungen der Akteure (Autoren, Rezipienten etc.) – und nicht die Merkmale von Texten – konstitutiv. Denn diese bestimmen, welche Merkmale Texte als literarisch qualifizieren. (Rusch, 221)

27. Zu Schmidts Theorie literarischen kommunikativen Handelns (TLKH). Als Gegenstandsbereich dieser Theorie werden literarische Handlungen (nicht Texte) bestimmt, in denen Akteure (in der Theorie „Aktanten“ genannt) mit solchen Texten umgehen, denen sie die Eigenschaft „literarisch“ zuschreiben. Dabei wird Literarizität (als eine Texten attribuierte Eigenschaft) abhängig gemacht von der Art und Weise, wie Aktanten mit Texten umgehen.

Produzieren oder lesen sie Texte *nicht* primär im Hinblick auf ihre erfahrungsweltliche Referenzialisierbarkeit, so handeln sie einer Konvention gemäß, die als *ästhetische Konvention* bezeichnet wird.

Produzieren oder rezipieren Aktanten Texte außerdem *nicht* unter dem Gesichtspunkt der Eindeutigkeit der Texte und Text-Komponenten sowie der ausgesagten Sachverhalte, sondern erwarten sie eine bzw. schreiben oder lesen sie im Hinblick auf eine Vielzahl möglicher Lesarten und Bedeutungsvarianten, so handeln sie gemäß der *Polyvalenz-Konvention*.

Unter diesen Voraussetzungen gelten nun Texte als literarisch, wenn sie von Aktanten als literarische Texte behandelt werden, d.h. wenn Aktanten im Umgang mit Texten den beiden genannten Konventionen folgen. (Rusch, 222)

28. Literarische Prozesse werden als integrale Komponenten von Gesellschaft aufgefasst, die sich zusammen und in Wechselwirkung mit anderen gesellschaftlichen Prozessen verändern.

Mit der Formulierung von Hypothesen über Prozesse geschichtlicher Veränderung geht die ETL weit über das in der Literaturgeschichte Übliche hinaus: Erstens werden tatsächlich auf der Basis expliziter Theorien Hypothesen über diachrone Prozesse angeboten und nicht Darstellungen literarhistorischer Begebenheiten geliefert. Zweitens versucht der ETL-Typ von Literaturhistorie nicht, die Konstruktivität literarhistoriographischer Arbeit zu verschleiern. (Rusch, 224)

29. *Probleme und Perspektiven*. Wird Literaturwissenschaft als empirische Sozialwissenschaft betrieben, so entsteht in der Außenwahrnehmung leicht der Eindruck, dieser Literaturwis-

senschaft ginge es gar nicht mehr um die Literatur, sondern um soziale Prozesse, kognitive Schemata usw.

Replik: Erstens ist der Gegenstand der Empirischen Literaturwissenschaft *Literatur*. Es geht also ganz zentral darum, eine Literaturtheorie zu entwickeln, die uns die Beantwortung von Fragen nach der 'Natur' der von uns beobachteten literarischen Phänomen, nach der Literarizität der kanonischen Texte, nach den Voraussetzungen, Ursachen, Bedingungen und Folgen des Umgangs mit literarischen Texten usw. gestattet. Wenn sich nun zeigt, dass Texte als semiotische Objekte nicht aufgrund endogener bzw. immanenter Ursachen literarisch sind, sondern aufgrund eines komplexen Ursachenbündels aus verschiedenen Faktoren, dann muss eine Theorie der Literatur diese Faktoren berücksichtigen. Es ist dann ganz selbstverständlich, dass sich der Status von Texten in diesem Ursachenfächer verändert. Der Eindruck ist also durchaus zutreffend, und es hat gute Gründe, dass Texte in einer Empirischen Literaturwissenschaft eine nicht so prominente Rolle wie in hermeneutischen Ansätzen spielen. (Rusch, 225)

30. Wie gehen nun Empirische Literaturwissenschaftler mit Texten um? Die Empirische Theorie der Literatur ist eine Theorie über die Bedingungen der Zuschreibung von Literarizität. Der Theorie zufolge gelten Texte als literarisch, wenn Akteure in spezifischer Weise mit ihnen umgehen, insbesondere in ihrem auf Texte bezogenen Handeln den postulierten Konventionen folgen.

Was muss jemand tun, wenn er der ästhetischen und der Polyvalenzkonvention folgt? Er muss zunächst einmal *Kommunizieren*, Vorstellungen von dem im Text ausgesagten Sachverhalten, eine Lesart eines Textes (und seiner Komponenten) erzeugen. Aufgrund seiner Beobachtungen, seiner persönlichen Präsuppositionen, Dispositionen und Motivationen muss der Leser (der ästhetischen Konvention folgend) im Verlaufe seiner Lektüre mehrfach darüber *entscheiden*, ob er den Text unter dem Gesichtspunkt der Tatsächlichkeit der ausgesagten Sachverhalte oder unter dem Aspekt der Fiktionalität der ausgesagten Sachverhalte lesen möchte bzw. lesen kann. (Rusch, 225f.)

31. Von besonderem Interesse ist, auf welcher Basis Leser die Entscheidung treffen, einen Text literarisch zu lesen. Daraus ergibt sich für eine empirische Theorie literarischer Rezeption ein spezifischer Bedarf für solche textanalytischen Instrumente und Verfahren, die rezeptionsrelevante Textmerkmale auf grammatischer und semantischer Ebene zu beschreiben und mit den Literarizitätsentscheidungen von Lesern zu korrelieren gestatten. Für die Beantwortung der Frage nach den Bedingungen und Voraussetzungen für die Vergabe des Literarizitätsprädikats braucht die Textanalyse nur so weit zu gehen, wie Rezipienten in ihrer Lektüre gehen. Und dies ist eine empirische Frage. (Rusch, 226)

32. *Der Literaturbegriff*. Die Innen-Außen-Differenzierung des Systems Literatur soll durch die Ästhetik- und Polyvalenz-Konventionen geleistet werden.

Es stellt sich die Frage, ob Rezipienten tatsächlich immer eine Mehrzahl von Lesarten realisieren, oder ob sie sich nicht vielmehr mit ihren spontan realisierten und subjektiv plausiblen Lesarten begnügen. Im Falle der starken Polyvalenz würde man es mit einem relativ kleinen Literatursystem zu tun haben, aus dem die allermeisten Fälle literarischer Kommunikation ausgeschlossen bleiben. Die ungenügende Differenziertheit des Polyvalenz-Konzeptes hat dem Missverständnis Vorschub geleistet, die ETL würde eine normative Elite-Ästhetik begründen. (Rusch, 226f.)

33. Durch Importe aus der Selbstorganisationstheorie und der theoretischen Soziologie Niklas Luhmanns sollten bestimmte Defizite der ETL beseitigt werden.

Die systemtheoretischen Anleihen bei Luhmann haben die schon bekannten Probleme aber nicht gelöst, sondern eher noch verschärft, weil die handlungstheoretische Basis der ETL mit einer Soziologie inkompatibel ist, die handlungsmächtige Individuen bzw. Akteure nicht kennt. (Rusch, 228f.)

34. Siegfried J. Schmidt legt 1980/82 seinen *Grundriß der Empirischen Literaturwissenschaft* vor. Das Projekt der *Empirischen Theorie der Literatur* ist innerhalb der interdisziplinären Arbeitsgruppe NIKOL entstanden, zu der Mathematiker, Wissenschaftstheoretiker und Linguisten gehören. Diese Grenzüberschreitung prägt das erkenntnistheoretische Programm, aus dem u.a. das *Siegener Periodicum zur Internationalen Empirischen Literaturwissenschaft* (kurz: SPIEL) hervorgegangen ist. Wichtige Grundlagen sind die analytische Wissenschaftstheorie Joseph P. Sneys und der Konstruktivismus Humberto Maturanas sowie Übernahmen aus der linguistischen Sprechakttheorie. Die ETL versucht auf diese Weise, ein *nicht-hermeneutisches Paradigma* anzubieten. (Zens, 194)

35. Die ETL versteht sich als eine *Theorie der literarischen Kommunikationshandlungen*. Ausgangspunkt ist die „empirische Hypothese, dass es in unserer Gesellschaft ein Handlungssystem gibt, das traditionellerweise als ‘Kunst’ bezeichnet wird und das theoretisch als ein System Ästhetischer Handlungen konstruiert werden kann [...]. Innerhalb dieses Systems Ästhetischer Handlungen lässt sich ein Teilbereich ausgliedern, der selbst wieder Systemcharakter besitzt und traditionellerweise als ‘Literatur’ bezeichnet wird. Dieser Bereich wird [...] konstruiert als ein System von Handlungen, die auf solche sprachliche Objekte abzielen, die von den Handelnden gemäß der von ihnen vertretenen Normen für ‘literarisch’ gehalten werden.“ (Hintzenberg u.a. 1980, 13)

Die Theoriekonstruktion erfolgt in verschiedenen Schritten. Zunächst werden ‘Voraussetzungstheorien’ entworfen, auf deren Grundlage die spezifische Theorie des Literatursystems gebildet wird. (Zens, 194f.)

36. Als Grundlegung formuliert Schmidt eine allgemeine ‘Theorie der Handlung’ (TH). Voraussetzung für den Sachverhalt ‘Handlung’ ist jemand, der bereit und in der Lage ist zu ‘handeln’. Schmidt nennt diese Instanz *Aktant*. Aktanten können individuell, kollektiv oder institutionell sein. Auch kollektive oder institutionelle Aktanten bestehen letztlich aus individuellen, die im Gefüge einer Gruppe oder Institution handeln. „Aktanten müssen immer gesehen werden als historisch lokalisierbare Instanzen, die einen ‘Sozialisationsprozess’ durchlaufen haben und in einer bestimmten Situation mit bestimmten Absichten ‘handeln’.“ (Schmidt 1991, 39)

*Handlungen* werden von einem oder mehreren Aktanten in einer Handlungssituation ausgeführt. Diese *Handlungssituation* wird durch die ‘kopräsenten’ (auch anwesenden) Objekte, die ‘kopräsenten’ Aktanten und gleichzeitig ablaufenden Handlungen bestimmt. Handlungen können beabsichtigte (‘Resultate’) und unbeabsichtigte (‘Konsequenzen’) Folgen haben. Die Definition von Handlung (H) lautet: „H ist eine Handlung von Aktant A genau dann, wenn H eine Veränderung oder Aufrechterhaltung eines Zustands ist, die von A in einer Situation im Rahmen seines Voraussetzungssystems gemäß einer Strategie intentional realisiert wird“. (Ebd., 51) (Zens, 195f.)

37. Die ‘Theorie der Handlung’ wird zu einer ‘Theorie der kommunikativen Handlung’ (TKH) spezifiziert. In ihr wird der Aktanz zum ‘Kommunikationsteilnehmers’. Es interagieren zumindest zwei Aktanten. Eine kommunikative Handlung ist notwendig dialogisch.

Kommunikationsmittel sind zunächst nur physische Wahrnehmungsangebote. Als *Kommunikationsbasis* sind sie das materiale Substrat, dem die Kommunikationsteilnehmer in unter-

schiedlichen kognitiven Operationen 'Bedeutungen' zuordnen, die auf vorgängige, gespeicherte Bedeutungsstrukturen Bezug nehmen. Sprachliche kommunikative Handlungen sind ein (medien-)spezifizierter Teilbereich kommunikativen Handelns. Kommunikationsmittel sind hier natürliche Sprachen; die sprachlichen Kommunikatbasen sind, was umgangssprachlich *Texte* genannt wird. *Kommunikate* sind *Texte in ihrer kommunikativen Funktion*. (Zens, 196)

38. Das dem Literatursystem übergeordnete System Kunst wird mit Hilfe der 'Theorie ästhetisch kommunikativen Handelns' (TÄKH) beschrieben. Diese geht von einem System Kunst aus, das durch spezifische Handlungen organisiert wird. Die Annahme eines Kunstsystems erfordert Kriterien zur Außen-Innen-Differenzierung und internen Strukturierung. Als typische handlungsorientierende Regeln führt Schmidt zwei *Konventionen* ein. Konventionen sind soziale Regularitäten, die aus der Notwendigkeit entstehen, im sozialen Leben Koordinations- und Kooperationsprobleme lösen zu müssen. Konventionen ermöglichen den handelnden Individuen, gemeinsames Wissen oder auch gemeinsame Intentionen anzunehmen und auf dieser Grundlage zu agieren. Konventionen werden nicht notwendig als solche bewusst; soziales Leben basiert jedoch darauf, dass sie absichtlich oder habituell befolgt werden.

Die Abgrenzung des Systems ästhetischer Kommunikationshandlungen erfolgt bei Schmidt über die *Ästhetik-Konvention* und die *Polyvalenz-Konvention*. Die *Ästhetik-Konvention* wird zunächst negativ definiert: in allen Kommunikationssystemen außer dem Kunstsystem gilt, dass ein Bezug zur Wirklichkeit oder zur Vorstellung von Wirklichkeit herstellbar sein muss. Es wird erwartet, dass Aussagen 'wahr' sind oder zumindest 'referenzfähig'. Der praktische Nutzen von Aussagen wird an dieser Referentialität festgemacht. Ästhetische Kommunikation hingegen findet unter der Konvention der gesellschaftlichen Zweckfreiheit statt. Positiv bedeutet das, dass die Kommunikationsteilnehmer nach Regeln agieren, die sie 'für ästhetische halten'. Konsequenzen dieser Ä-Konvention sind die Erhöhung der Unsicherheit und Unbestimmtheit von Handlungserwartungen, aber auch die Erweiterung von Handlungsspielräumen, die in dem Maße zu einer gesteigerten Erklärungsbedürftigkeit von Kunstwerken führt wie die von der Konvention tolerierten ästhetischen Normen an Allgemeinverständlichkeit verlieren.

Auch die *Polyvalenz-Konvention* wird zunächst negativ bestimmt. Für Kunst gilt gerade nicht, dass Kommunikatbasen eindeutige (monovalente) Kommunikate zuzuordnen sind. Auch die P-Konvention vergrößert die Freiheit ästhetischer Handlungen, Toleranz und Überraschung(erwartung). Texte können polyvalent produziert, rezipiert und verarbeitet werden. Verschiedene Rezipienten ordnen dem Text unterschiedliche Bedeutungen zu. (Zens, 196ff.)

39. Schmidt unterscheidet drei Grundfunktionen ästhetischer Kommunikation: eine *kognitiv-reflexive*, eine *moralisch-soziale* und eine *hedonistisch-emotionale*. Der Leser erfährt in der Rezeptionshandlung die Konfrontation eines Modells möglicher Wirklichkeit (des Kommunikats) mit einem Modell wirklicher Wirklichkeit (seiner Erfahrungswelt). In ihrer Differenz liegt ein kognitives Potential literarischen kommunikativen Handelns, insofern die Reflexion über Wirklichkeit und Wirklichkeitswahrnehmung zum Ausgangspunkt von Handlungen wird. Neben der Erkenntnis von Fiktionalität aktualisiert die Rezeption soziale Normvorstellungen, die Handeln in der Erfahrungswelt leiten können. Nicht weniger wichtig ist die Unterhaltungsfunktion. Die genannten Funktionen bezeichnen Leistungen für das Individuum, sie machen keine Aussage über die Funktion des Systems Kunst für die Gesamtgesellschaft. Diese gesamtgesellschaftliche Funktion ist vielmehr durch die differenzierenden Konventionen markiert: die jeweils gültigen ästhetischen Normen, die Zweckfreiheit und polyvalente Ausdeutbarkeit. (Zens, 198)

40. Der eigentliche Kernbereich des Konzepts ist die ‘Theorie des literarisch kommunikativen Handelns’ (TLKH), die Literatur als den ausdifferenzierten Teilbereich von Kunst beschreibt, der durch die Verwendung sprachlicher Medien gekennzeichnet ist. Zu unterscheiden sind vier Handlungsrollen und ihre Relationen. Es sind dies die Rollen *Produzent, Vermittler, Rezipient und Verarbeiter literarischer Texte*. Alle Handlungen finden unter der Voraussetzung literarischer Massenkommunikation statt, d.h. unter der Voraussetzung einer medialen Kommunikation, die die unvermittelte literarische Individualkommunikation weitgehend verdrängt hat. Mittels vier an diesen Handlungsrollen orientierten spezifischen Teiltheorien soll der Gegenstandsbereich umfassend erschlossen werden. Damit nimmt Schmidt u.a. Anregungen der Rezeptionsästhetik auf, die den Primat der Produktion in Frage gestellt hatte, ohne jedoch wie diese mit einem Primat der Rezeption zu antworten. (Zens, 198f.)

41. Die Übernahmen aus der Kognitionstheorie Maturanas, den Arbeiten des Entwicklungs- und Sprachpsychologen Ernst von Glasersfeld sowie des ‘frühen’ Kybernetikers Heinz von Foerster formieren sich zum erkenntnistheoretischen Programm des *Radikalen Konstruktivismus*, welches auch die Siegener Arbeiten zur Literaturwissenschaft seit Mitte der 1980er Jahre zunehmend grundiert. Ist alle Wahrnehmung konstruierend, so hebe dies letztlich auch die Scheidung von fiktionaler Kunst und realer Wirklichkeit auf. Kunst unterscheidet sich dann nur noch in ihren Verfahren, nicht in ihrer Konstruktivität von anderen Welt-Beschreibungsmöglichkeiten. (> *Kritik*) Etwas ins Dunkel gerät bei diesen Ausführungen allerdings, dass die Konstruktion einer Realität sich in ihren handlungslogischen Konsequenzen wesentlich von der Konstruktion einer Fiktion unterscheidet. (Zens, 199)

42. Traditionelle Werkinterpretationen sieht Schmidt nicht als Aufgabe der Literaturwissenschaft, sondern vielmehr als Gegenstand, der selbst analysiert werden muss. Die Textbetrachtung, die sich auf die Suche nach der ‘objektiven’ und ‘richtigen’ Bedeutung macht, kann aus konstruktivistischer Sicht keine wissenschaftliche Aufgabe sein. Mit der Aufgabe eines ontologischen Werkbegriffs und einer darauf gestützten Interpretationspraxis formuliert Schmidt also noch einmal einen ebenso zentralen wie konsensuellen Gedanken des scientific turn. In der ETL ist die Unterscheidung von Text und Kommunikat eine Voraussetzung, um bedeutungskonstruierende Prozesse statt bedeutungsfixierter Werke zum Thema zu machen. (Zens, 199)

43. Schmidt orientiert sich letztlich an einem ‘Naturwissenschaftlichen Paradigma’, dem des biologischen und psychologischen Kognitivismus. Für den Konstruktivismus existieren die Instanzen Autor und Text nicht als erfahrbare Gegenstände, sondern allein als Zuschreibungsordnungen des jeweiligen Lesers. Die Erkenntnisleistung des Lesers bestimmt Schmidt daher auch nicht als die Erschließung einer wie auch immer gearteten objektiven Wirklichkeit, sondern als einen selbständigen Akt des Erlebens und Erfahrens, der Realität erst erfindet. „Rezipienten erzeugen Lesarten [...] ohne Original“ (Schmidt 1988, 151), formuliert Schmidt in Übereinstimmung mit poststrukturalistischen Ansätzen. Der literarische Text erscheint als ein bloßer Reiz, der vom Leser aufgenommen und interpretativ verarbeitet wird. Für den Konstruktivismus verkörpert der empirische Leser daher die einzige Instanz, die überhaupt noch den Ausgangspunkt für wissenschaftliche Aussagen zulassen kann, Aussagen allerdings, die sich nicht auf die Struktur und Geschichte literarischer Texte richten, sondern nur noch auf die Beobachtung des Beobachters Leser. (Geisenhanslüke, 63)



44. Übergang zur modernen Medienwissenschaft: Neue Medien übernehmen die Funktion der Wirklichkeitserzeugung, die in traditionellen Erklärungsmodellen den Subjekten vorbehalten war.

(> *Kritik*) Der Ansatz krankt an der Verkürzung literaturwissenschaftlicher Fragen auf biologisch und psychologisch begründete Kognitionszusammenhänge. (Geisenhanslüke, 63)

### Wichtige Vertreter und Werke (Auswahl)

Finke, Peter (1982): *Konstruktiver Funktionalismus. Die wissenschaftstheoretische Basis einer empirischen Theorie der Literatur*. Braunschweig, Wiesbaden.

Flacke, Michael (1994): *Verstehen als Konstruktion. Literaturwissenschaft und radikaler Konstruktivismus*. Opladen.

Grimm, Jürgen (1986): *Unterhaltung – zwischen Utopie und Alltag. Methode und praktische Anwendung der Inhaltsanalyse am Beispiel von Kriminalromanen*. Frankfurt/Main.

Groeben, Norbert (1972): *Literaturpsychologie. Literaturwissenschaft zwischen Hermeneutik und Empirie*. Stuttgart.

– (1977): *Rezeptionsforschung als empirische Literaturwissenschaft. Paradigma- durch Methodendiskussion an Untersuchungsbeispielen*. Tübingen.

– (Hg.) (1981): *Rezeption und Interpretation. Ein interdisziplinärer Versuch am Beispiel der „Hasenkatastrophe“ von Robert Musil*. Tübingen.

– (1982a): *Empirische Literaturwissenschaft*. In: Harth, Dietrich/Gebhardt, Peter (Hg.): *Erkenntnis der Literatur. Theorien, Konzepte, Methoden der Literaturwissenschaft*. Stuttgart, S. 266-197.

– (1982b): *Leserpsychologie. Textverständnis, Textverständlichkeit*. Münster.

– /Landwehr, Jürgen (1992): *Empirische Literaturpsychologie und Sozialgeschichte der Literatur*. In: *Internationales Archiv für die Sozialgeschichte der Literatur*, S. 143-235.

– /Vorderer, Peter (1988): *Leserpsychologie: Lesemotivation – Lektürewirkung*. Münster.

– (1994): *Der Paradigma-Anspruch der Empirischen Literaturwissenschaft*. In: Barsch u.a., S. 21-38.

Hauptmeier, Helmut/Schmidt, Siegfried J. (1985): *Einführung in die Empirische Literaturwissenschaft*. Braunschweig.

Hoffstaedter, Petra (1985): *Poetizität aus der Sicht des Lesers. Eine empirische Untersuchung der Rolle von Text-, Leser- und Kontexteigenschaften bei der poetischen Verarbeitung von Texten*. Hamburg.

Ibsch, Elrud/Schram, Dick H. (Hg.) (1987): *Rezeptionsforschung zwischen Hermeneutik und Empirie*. Amsterdam.

Matindale, Colin (1986): *Psychologie der Literaturgeschichte*. In: Langner, R. (Hg.): *Psychologie der Literatur. Theorien, Methoden, Ergebnisse*. Weinheim, München, S. 165-211.

– (Hg.) (1988): *Psychological approaches to the study of literary narratives*. Hamburg.

Merten, Klaus (1983): *Inhaltsanalyse. Einführung in Theorie, Methode und Praxis*. Opladen.

Peer, Wille van (1986): *Stilistics and psychology. Investigations of foregrounding*. London.

Rust, Holger (1981): *Methoden und Probleme der Inhaltsanalyse*. Tübingen.

Rustemeier, Ruth (1992): *Praktisch-methodische Schritte der Inhaltsanalyse*. Münster.

Schmidt, Siegfried J. (1980): *Grundriß der empirischen Literaturwissenschaft. Bd. I: Der gesellschaftliche Handlungsbereich Literatur*. Braunschweig, Wiesbaden.

– (1982a): *Bd. 2: Zur Rekonstruktion literaturwissenschaftlicher Fragestellungen in einer empirischen Theorie der Literatur*. Braunschweig, Wiesbaden.

– (1982b): *Die Empirische Literaturwissenschaft. Ein neues Paradigma*. In: SPIEL 1, S. 5-25.

– (Hg.) (1987): *Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus*. Frankfurt/Main.

– (1989): *Die Selbstorganisation des Sozialsystems Literatur im 18. Jahrhundert*. Frankfurt/Main.

– (Hg.) (1993): *Literaturwissenschaft und Systemtheorie. Positionen, Kontroversen, Perspektiven*. Opladen.

Viehoff, Reinhold (Hg.) (1991): *Alternative Traditionen. Dokumente zur Entwicklung einer empirischen Literaturwissenschaft*. Braunschweig.

Wermke, Jutta (1989): *„Hab a Talent, sei a Genie!“ Kreativität als paradoxe Aufgabe*. Weinheim.

## 9 Systemtheoretische Ansätze

[Zum Teil etwas geordnete Sammlung von Informationen aus einführenden Fachtexten]

### Ausgewertete Texte

Baasner, Rainer (1996): *Methoden und Modelle der Literaturwissenschaft. Eine Einführung*. Berlin, S. 187-199.

Dörner, Andreas/Vogt, Ludgera (1997): *Literatur – Literaturbetrieb – Literatur als ‘System’*. In: Arnold, H.L./Detering, H. (Hg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München, S. 79-99.

Geisenhanslüke, Achim: *Einführung in die Literaturtheorie. Von der Hermeneutik zur Medienwissenschaft*. Darmstadt 2003, S. 135-137.

Müller, Harro (1997): *Systemtheorie/Literaturwissenschaft*. In: In: Bogdal, Klaus-Michael (Hg.): *Neue Literaturtheorien. Eine Einführung*. Opladen, S. 208-224.

Schneider, Jost (1998): *Einführung in die moderne Literaturwissenschaft*. Bielefeld, S. 229-231.

Reinfandt, Christoph (1998): Art. *Systemtheorie*. In: Nünning, Ansgar (Hg.): *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Stuttgart, Weimar, S. 521-523.

Rusch, Gebhard: Art. *Empirische Theorie der Literatur*. In: Nünning, Ansgar (Hg.): *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Stuttgart, Weimar, S. 117-119.

Stanitzek, Georg (1997): *Systemtheorie? Anwenden?* In: Brackert, H. J./Stückrath, J. (Hg.): *Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs*. Reinbek, S. 650-663.

### Einstieg

1. ‘Systemtheorie’? schon das Wort löst in den Literaturwissenschaften nicht selten Ressentiment aus. In den Literaturwissenschaften hat man gegenüber jedem Theoriebezug leicht den Vorwurf ‘Textferne’ parat. ‘Theorie anwenden’, das legt immer den Verdacht nahe, es gehe um die Unterwerfung der Literatur unter einen ‘Systemzwang’. (Stanitzek, 650)

### Die wichtigsten Ansätze

1. Niklas Luhmann ist von Haus aus kein Philologe. Sein Ziel ist nicht die Analyse einzelner Künste und Kunstwerke, sondern die Entwicklung einer großangelegten Universaltheorie, die das Funktionieren von Gesellschaft im allgemeinen erklären soll. Luhmanns Augenmerk richtet sich hierbei allerdings in erster Linie auf die moderne Gesellschaft der europäischen Neuzeit und Gegenwart. In ihr hat sich nach Luhmanns Auffassung ein grundsätzlicher Differenzierungsprozess vollzogen, in dessen Verlauf verschiedene soziale Systeme entstanden, die aus einzelnen Kommunikationsakten bestehen und die sich durch eine weitgehende Eigengesetzlichkeit und Unabhängigkeit von anderen Systemen auszeichnen. Die Wissenschaft, die Religion, die Politik oder auch die Kunst stellen z.B. derartige Systeme dar. Ihre Hauptleistung ist es, die unübersichtliche (gesellschaftliche) Wirklichkeit der Moderne durch Komplexitätsreduktion durchschaubar und handhabbar zu machen. Zu diesem Zweck werden hauptsächlich binäre Codes benutzt, d.h. simple Filter- oder Sortierverfahren, die eine Beurteilung gesellschaftlicher Phänomene nach einem für das jeweilige System relevanten Kriterium ermöglichen. In der Wissenschaft werden so z.B. nach Luhmann alle Kommunikationsakte nach dem wahr/falsch-Kriterium beurteilt. Für die Religion gilt hingegen die Leitdifferenz immanent/transzendent. Von einer Autonomie der sozialen Systeme in der Moderne lässt sich nun nach Luhmann insofern sprechen, als die einzelnen Systeme hier erstmals stabil genug sind, um nur ihr eigenes Kriterium gelten zu lassen. So kann ein Wissenschaftler ungestraft irgendeine blasphemische oder atheistische Theorie vertreten, solange sie nur wahr im Sinne des Wissenschaftssystems ist.. Und die Forschung z.B. ökonomischen Erwägungen unterordnen zu wollen, wäre aus der Sicht der

Systemtheorie ein Schritt in die Vormoderne, ein Ausdruck von Rückschrittlichkeit. (Schneider, 229f.)

2. Für die Philologie ist die Systemtheorie insofern interessant, als man sich fragen kann, ob auch die Kunst ein eigenes soziales System mit relativer Autonomie darstellt. Luhmann selbst hat diese Frage bejaht. (> *Kritik*) Doch sein Vorschlag, den binären Code schön/häßlich als systemkonstituierende Leitdifferenz aufzufassen, hat in den zuständigen Fachwissenschaften überwiegend ablehnende Reaktionen hervorgerufen. Als Alternativen wurden von systemtheoretisch orientierten Literaturwissenschaftlern statt dessen die Begriffsdichotomien interessant/langweilig oder auch gelungen/misslungen vorgeschlagen. Eine Einigung über diese Frage ist unwahrscheinlich, zumal spekuliert werden könnte, ob nicht die Kunst das einzige soziale System ohne Leitdifferenz darstellt. (Schneider, 230)

3. Vorläufig ist es eine vordringliche Aufgabe der noch relativ jungen Systemtheorie, den ihr eigenen Autonomiebegriff mit anderen Konzepten abzugleichen. Denn nur so lässt sich eine Verengung des systemtheoretischen Literaturbegriffs vermeiden, für den z.B. jede Art von politisch engagierter Gegenwartskunst einen die Autonomie der sozialen Systeme Politik und Kunst verkennenden Atavismus darstellt. Dass künstlerische Autonomie heute soviel wie Einflusslosigkeit bedeuten kann, ist allerdings ein von der Systemtheorie in aller Deutlichkeit herausgearbeitetes Faktum. (Schneider, 230f.)

4. Die Grundlagen heutigen systemtheoretischen Denkens wurden seit den 40er Jahren in verschiedenen mathematisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen erarbeitet, z.B. durch den Biologen L.v. Bertalanffy. Das Potential des Ansatzes für eine Vereinheitlichung der Wissenschaften wurde schon früh erkannt.

Als System werden dabei ganz unterschiedliche Phänomene aufgefasst. Das Spektrum reicht von chemischen und thermodynamischen Zusammenhängen über alle Stufen von Leben bis hin zu Fragen der Ökologie und den Erscheinungsformen von Gesellschaft und Kultur.

Im Zentrum stehen Konzepte der Selbstreferenz, der Selbstorganisation und der Autopoiesis, die als dynamische Grundprinzipien aller Formen von Evolution vorausgesetzt werden. In erkenntnistheoretischer Hinsicht steht die Entwicklung der S. in engem Zusammenhang mit der Formulierung und Etablierung des radikalen Konstruktivismus. (Reinfandt, 521)

5. In der Lit.wissenschaft werden systemtheoretische Konzepte in einem engeren, theoretisch-methodisch ausdifferenzierten Sinne seit den 70er Jahren diskutiert. I. Evan-Sohar's *Poly-system Theory* begreift Lit. als komplexen Zusammenhang einer Vielzahl von konzeptuellen, d.h. auf Normen und Werte bezogenen Systemen. Die in Deutschland entwickelten Konzeptionen einer systemtheoretischen Lit.wissenschaft beziehen sich in erster Linie auf die von T. Parsons eingeleitete und von N. Luhmann fortgeführte Übernahme systemtheoretischer Konzepte in die Soziologie.

Dabei sind zwei Richtungen zu unterscheiden. So hält die von S.J. Schmidt begründete Empirische Theorie der Lit. (ETL) an einem handlungstheoretischen Modell fest und konzipiert das Lit.system als Gesamtmenge von beobachtbaren Kommunikationshandlungen, die sich auf konkrete Individuen in vier sozialen Rollen, nämlich Lit.produzent, Lit.vermittler, Lit.rezipient und Lit.verarbeiter, beziehen lassen. Andere Modelle hingegen versuchen, der in Luhmanns Theorie vollzogenen Emanzipation der Kommunikation von Handlung gerecht zu werden, und beschreiben das Sozialsystem Lit. als einen dynamischen Zusammenhang sich autopoietisch reproduzierender Kommunikationen. Dabei gelten folgende, auch in der ETL weitgehend unumstrittene Grundannahmen: (a) Im Zuge des Strukturwandels vom vor- bzw. nichtmodernen Prinzip der stratifikatorischen zum mo-

deren Prinzip der funktionalen Differenzierung der Gesellschaft kommt es zur Ausdifferenzierung von jeweils auf eine bestimmte Funktion ausgerichteten sozialen Systemen wie z.B. Wirtschaft, Recht, Wissenschaft oder Politik; die Etablierung dieser Funktionssysteme ist gegen Ende des 18. Jhs. abgeschlossen. (b) Jedes der so ausdifferenzierten Systeme muss eine Mehrheit von Systemreferenzen unterscheiden, nämlich (i) seine Beziehung zum übergeordneten sozialen System der modernen Gesellschaft insgesamt (Funktion), (ii) seine Beziehungen zu anderen Systemen in seiner Umwelt (Leistungen) und (iii) seine Beziehungen zu sich selbst (teilsystemspezifische Reflexion). Auf dieser letzten Ebene bestimmt ein System durch Selbstbeobachtung und Selbstbeschreibung und die damit einhergehende Regulierung des Verhältnisses von Funktion und Leistungen seine Identität. (Reinfandt, 521f.)

6. Eine Theorie, die Lit. als soziales System vorstellt, muss somit bei der Funktion ansetzen, denn nur eine spezifische, von keinem anderen sozialen System bediente Funktion kann die Ausdifferenzierung eines Sozialsystems Lit. rechtfertigen. Luhmann, Schmidt u.a. sind dabei dem Blickwinkel des mit der modernen Gesellschaft konfrontierten Individuums verhaftet.

Die enge Bindung von Kunst und Lit. an das Bewusstsein psychischer Systeme legt es nahe, auf der Ebene der Leistungen nicht nur die vielfältigen Beziehungen des Lit.systems zu anderen sozialen Systemen zu berücksichtigen, sondern auch die Beziehungen des Lit.systems zu psychischen Systemen als Leistungen aufzufassen. (Reinfandt, 522)

7. Die Frage nach den spezifischen Besonderheiten liter. Kommunikation muss dann auf der Ebene der teilsystemspezifischen Reflexion weiterverfolgt werden. Dabei ergeben sich vor dem Hintergrund der Luhmannschen Theorie folgende Fragen: (a) Welche Kommunikationen lassen sich dem Lit.system zuordnen, und wie erfolgt die bereichsspezifische Attribution im Vorgang der Kommunikation selbst? Abstrakt betrachtet kämen als symbolisch generalisierbares Kommunikationsmedium z.B. Schönheit bzw. die Möglichkeit von Ordnung (Luhmann) oder Interessantheit (Plumpe, Werber) in Betracht, woran sich dann als entsprechende Codes schön/hässlich oder interessant/langweilig anschließen. Letztlich geht es auf dieser formal-funktionalen Ebene jedoch primär um die binäre Schematisierung an sich, die einen positiven Präferenz- und einen negativen Reflexionswert zur Verfügung stellt. Angersichts der Textbezogenheit lit. Kommunikation bietet sich darüber hinaus eine Konkretisierung an, die darauf abzielt, dass die Kontinuität liter. Kommunikation insbes. dadurch gewährleistet und stabilisiert wird, dass Texte als (Kunst-) Werke aufgefasst und kommuniziert werden. Es erscheint somit sinnvoll, den Werkbegriff als symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium des Kunst- bzw. Lit.systems zu operationalisieren. (Reinfandt, 522f.)

8. Wie wird die inhaltsneutrale, rein funktional auf die Fortsetzung liter. Kommunikation bezogene Ebene des Codes inhaltlich, d.h. durch Programme gefüllt? Von zentraler Bedeutung ist dabei der in Luhmanns Theorie entworfene Sinnbegriff, der sich zunächst rein funktional auf ein bestimmtes System, die mit ihm verbundene spezifische System-Umwelt-Differenz und die Fortsetzung der systemspezifischen Operationen bezieht. Durch die Selbstreferenz des Systems kommt es allerdings zu einem paradoxen *re-entry*, der die System-Umwelt-Differenz als durch das System produzierten und im System beobachteten Unterschied verdoppelt. Auf diese Weise wird operativ geschlossenen autopoietischen Systemen 'Umweltkontakt' möglich, indem sie der Umwelt Sinn zuschreiben, den sie selber produzieren.

Der in Luhmanns Theorie zentral stehende funktionale Sinnbegriff, der nur einer Beobachtung zweiter Ordnung zugänglich ist, bezieht sich ausschließlich auf die Möglichkeiten und Bedingungen der Fortsetzung systemspezifischer Kommunikation. Wesentliches Merkmal

ist hier die Etablierung eines systemspezifischen symbolisch generalisierbaren Kommunikationsmediums und des dazugehörigen Codes. Demgegenüber kommt es auf der Ebene der Selbstbeobachtung und Selbstbeschreibung des Systems zur inhaltlichen Umsetzung der Konsequenzen des funktionalen Sinnbegriffs.

Während der funktionale Sinnbegriff ohne Vernichtung des Systems nicht negierbar ist, lässt sich mit Hilfe des inhaltlichen Sinnbegriffs etwa über eine Beobachtung der Abfolge von Programmen eine Binnenperiodisierung der Evolution des modernen Lit.systems vornehmen.

Eine systemtheoretische Lit.wissenschaft bietet die Möglichkeit einer Einbeziehung der historischen bzw. soziokulturellen Voraussetzungen von Lit. bei gleichzeitiger differenzierter Berücksichtigung des Lit.spezifischen in Abgrenzung von anderen gesellschaftlichen Bereichen. Beide Konzepte werden in ein einheitliches begriffliches Konzept integriert, das sich zudem zeitgemäß im Rahmen einer konstruktivistischen Erkenntnistheorie bewegt. (Reinfandt, 523)

9. (> *Kritik*) Im Gesamtverbund der Lit.wissenschaften haben systemtheoretische Ansätze nach wie vor mit Vorurteilen zu kämpfen, die ihnen einerseits aus traditioneller Sicht Abstraktion und Lebensfeindlichkeit und andererseits aus dekonstruktivistischer Sicht Totalisierungsstreben und Erklärungswahn vorwerfen. Demgegenüber rückt auf systemtheoretischer Seite nach anfänglicher Abgrenzung zunehmend die Frage nach Parallelen und Verknüpfungsmöglichkeiten mit anderen Grundlagentheorien wie z.B. Dekonstruktion und Hermeneutik in den Mittelpunkt des Interesses. (Reinfandt, 523)

10. Die Luhmannsche Systemtheorie in ihrer heutigen Form blickt auf eine 30jährige Theoriegeschichte zurück. In Auseinandersetzung mit Parsons' strukturell-funktionaler Theorie als funktionell-strukturelle Theorie konzipiert und von Anfang an im Anschluss an die Allgemeine Systemtheorie mit der System/Umwelt-Differenz startend, ist sie Ende der 70er-, Anfang der 80er-Jahre erheblich revidiert worden. Mit der Übernahme des Autopoiesis-Konzeptes aus der kognitiven Biologie und beobachtungstheoretischer Annahmen aus dem Bereich der Second Order Cybernetics hat sie an Kontur und Erklärungskraft gewonnen. Als Theorie mit fachuniversalem Anspruch gehört sie nicht zu den netten, hilfsbereiten Theorien, die sich aufwandlos an bisherige Positionen anschließen lassen. (Müller, 208)

11. Systemtheorie ist eine Theorie ohne Zentrum, polyzentrisch und infolgedessen auch polykontextual angelegt. Systemtheorie ist zirkulär angelegt, d.h. sie beobachtet sich selbst als einen ihrer Gegenstände, z.B. begreift sie die Theorie der Differenzierung zugleich als Resultat von Differenzierung. Sie behauptet nicht, die richtige Beschreibung der heutigen Weltgesellschaft zu liefern, wohl aber „Universalität der Gegenstandserfassung in dem Sinne, dass sie als soziologische Theorie *alles* Soziale behandelt und nicht nur Ausschnitte“. (Luhmann 1984, 9)

Soziale Systeme bestehen, der Theorie zufolge, nicht aus Menschen, unteilbaren Individuen und ihren Interaktionsspielen, sondern aus „Kommunikationen und aus deren Zurechnung als Handlung“. (Ebd., 20)

Die funktionale Zugriffsweise, die stets Vergleichbarkeiten herstellen soll, ist mit der Verfremdung herkömmlicher Selbstverständlichkeiten und Normalitäten verknüpft. (Müller, 209f.)

12. Die Priorität des Funktionsbegriffs bedeutet zugleich die Favorisierung eines nicht intentional zurechenbaren Sinnbegriffs. Soziale und psychische Systeme selektieren stets aus einem prinzipiell nicht abschließbaren Verweisungshorizont von Sinn. Es gibt keine substantielle, keine geschlossene Sinnkonzeption; das Kommunikations-Ereignis, das Bewusst-

seins-Ereignis führen immer nicht verwirklichte Möglichkeiten ohne Verweisungs-Ende mit sich, sind insofern im strengen Sinne des Wortes kontingent, weil sie stets auch anders ausfallen könnten. Kommunikative Ereignisse (Sozialsystem) und Bewusstseinsereignisse (psychisches System) sind also bestimmt durch kontingente Selektivität, durch strukturierte Kontingenz, da sie stets aus der komplexen Umwelt auswählen müssen, ohne von der Umwelt streng kausal oder wie auch immer determiniert zu sein. Sie sind auf Anschlussfähigkeit angewiesen.

Soziale Systeme und psychische Systeme sind selbstreferentielle, autopoietische Systeme, deren Geschlossenheit paradoxerweise Offenheit erzeugt; das charakteristische Merkmal autopoietischer Systeme ist, dass sie die Elemente, aus denen sie bestehen, selbst produzieren und reproduzieren können. Sie bestehen aus dem fortlaufenden Prozessieren von Differenzen, aus einer fortlaufenden Kombination von Selbst- und Fremdreferenz. Dabei beschreibt Luhmann Kommunikation (soziales System) als dreistelligen Selektionsprozess, der Information, Mitteilung und Verstehen kombiniert.

Unter Sinn kann man das stete Prozessieren der Differenz von Aktualität und Möglichkeit verstehen. Dabei sind drei Sinndimensionen zu unterscheiden: Die Sachdimension gibt vor, was der Fall ist; die Sozialdimension gibt vor, wer etwas thematisiert; die Zeitdimension gibt vor, wann etwas geschieht. *Limitationen* sind erforderlich, die auf Dauer Möglichkeiten ausschalten und zugleich Anschlussmöglichkeiten bereitstellen. (Müller, 211f.)

13. Systeme können Subsysteme bilden, die Umweltkomplexität systemisch behandeln, ohne dass das Gesamtsystem oder jedes einzelne Teilsystem jeweils eingreifen müssten. Die Teilsysteme differenzieren sich über binäre Codes aus – z.B. wahr/falsch im Wissenschaftssystem, schön/hässlich im Kunstsystem; sie besitzen spezifische Programme – Theorien/Methodologien im Wissenschaftssystem, Reflexionstheorien wie z.B. Ästhetiken im Kunstsystem; sie erbringen für andere Systeme *Leistungen*; so ist z.B. in der Moderne Kirchenkunst *Kunst* (Code schön/hässlich), erbringt aber für das Religionssystem (Code immanent/transzendent) eine Leistung.

In der Moderne beobachtet Wissenschaft als funktional differenziertes, autopoietisches, geschlossen-offenes Teilsystem im wesentlichen Beobachtungen, betreibt also Beobachtungen zweiter oder höherer Ordnung. Beobachten als differenzmarkierendes Bezeichnen ist an einen blinden Fleck gebunden. Stets benutzt der Beobachter eine Unterscheidung, die er mit dieser Unterscheidung nicht bezeichnen und somit auch nicht beobachten kann. Beobachtung zweiter Ordnung kann den blinden Fleck der Beobachtung erster Ordnung beobachten, weiß um die Relativität der eigenen Beobachtungsoperation, kann aber ihren eigenen blinden Fleck beim Beobachten nicht beobachten. Es gibt daher keine *ersten* oder *letzten* Beobachtungen im strengen Sinne des Wortes. (Müller, 212f.)

14. Systeme mit ihrem steten Spiel von Selbst- und Fremdreferenz bilden sich durch Differenzierung von der Umwelt aus, die intern verarbeitet wird. Dieser Schematismus erlaubt die Ausbildung von Teil- oder Subsystemen, für die der Rest des Systems wiederum Umwelt wird. Das Kunstsystem gehört z.B. in die Umwelt des Wissenschaftssystems und umgekehrt. Auf diese Weise vervielfachen sich in der Moderne die Perspektiven, ohne dass man eine Zentralperspektive annehmen und ohne dass man einem Teilsystem eine hierarchisch angeordnete Führungsrolle einräumen könnte. Kein Teilsystem besitzt Gesamtautorität.

Die Teilnehmer in den jeweiligen Systemen überschätzen jedoch regelmäßig ihre Möglichkeiten. Vertreter des politischen Systems z.B. verknüpfen häufig den subsystemspezifischen Machtcode mit dem in der Moderne kein eigenes System bildenden Moralcode und stilisieren sich so zu Vertretern des alle Teilsysteme übergreifenden Gesamtinteresses. (Müller, 213)

15. Teilsysteme sind abhängig und unabhängig zugleich. Das Kunstsystem ist z.B. abhängig vom Rechtssystem oder auch vom Wirtschaftssystem.

Diese Form von funktional differenzierter Gesellschaft hat es nun nicht immer gegeben. Evolutionsgeschichtlich kann man grob drei Stufen unterscheiden. Zunächst haben sich *segmentäre* Differenzierungen gebildet, Systeme auf der Basis von Verwandtschaft und eng begrenzter Lokalität. Asymmetrische Strukturen entwickeln sich in *stratifikatorisch* organisierten Gesellschaften mit den Differenzierungen Stadt/Land, Zentrum/Peripherie, Ganzes/Teil; dabei war diese hierarchisch durchorganisierte Gesellschaft noch in einem Repräsentanten abbildbar und mit religiösen Kosmologien oder mit ontologischer Metaphysik verknüpfbar. Demgegenüber hat die in Europa ausgebildete und von Europa ausgehende moderne Gesellschaft einen neuen Differenzierungstypus evoluiert. Die moderne *funktional* differenzierte Gesellschaft ist durch Funktionssysteme ohne Zentrum und durch ein hohes Maß an Unregulierbarkeit gekennzeichnet. Segmentäre und stratifikatorische Differenzierung besteht weiter fort, ist aber der funktionalen Differenzierung nachgeordnet. Im Teilsystem Wissenschaft wird das Funktionieren der modernen Gesellschaft beschrieben. Die wissenschaftliche Erkenntnis der modernen Gesellschaft ist dabei zugleich Produkt der Evolution der modernen Gesellschaft.

Pluralismus, Relativismus und Historismus markieren das Strukturschicksal der Moderne. Substanzannahmen, metahistorische Wesensannahmen, Anthropologien, Erfahrungsbegriffe sind nicht recht mit funktionaler Differenzierung verträglich. (Müller, 213ff.)

16. Die Theorie sozialer Systeme lässt sich auf die Spezifikation einzelner Teilsysteme ein. Die einzelnen Systembeschreibungen sind *vergleichend* angelegt.

Bezieht man die evolutionstheoretischen Annahmen auf Kunst, so ist zu vermuten, dass Kunst in Form von Ritualen usw. in segmentären Gesellschaften nahtlos mit den jeweiligen Reproduktionsmechanismen verknüpft war; in stratifikatorisch organisierten Gesellschaften erfolgte eine Ausdifferenzierung, jedoch ist Kunst noch eng mit Religion, Politik etc. verbunden und ermöglicht im Rahmen von Mehrfachcodierung Formen symbolischer Repräsentanz. Im Hinblick auf das Publikum greifen Exklusionsmechanismen, z.B. ständische.

Neue Verhältnisse stellen sich ein, wenn sich Kunst als Teilsystem ausdifferenziert. Für das Kunstsystem als seit der Renaissance und verstärkt seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sich ausbildendes Teilsystem ist zunächst ein Code notwendig, der nur für dieses System gilt. Es ist der asymmetrisch gebaute Code schön/hässlich, der hier subsystemspezifisch anzunehmen ist. Traditionell formuliert: Das Schöne wird aus seiner Bindung an das Wahre und Gute entlassen. Das bedeutet einen großen Komplexitätsgewinn, weil nun z.B. das hässliche Wahre und das schöne Böse ohne Aufwand zum Thema der Kunst werden können.

Der mit der Ausdifferenzierung verbundene ästhetische Terraingewinn ist mit erheblichen Verbindlichkeitsverlusten erkaufte. So kann das Kunstsystem z.B. das politische System beobachten, Politisches im Kunstsystem thematisieren und versuchen, das politische System zu irritieren. In der Moderne gibt es aber keine politische Kunst, weil die Codes des politischen Systems und des Kunstsystems nicht identisch sind und sich nicht wechselseitig ersetzen können. (Müller, 215f.)

17. Der Leitcode reicht nicht aus, um Anschlusskommunikation zu gewährleisten. Es bedarf spezifischer Programme, die sich in Ästhetiken und Begleittheorien manifestieren können. Diese ermöglichen, dass Kunstwerke, in der Moderne auf sich selbst überholende Innovation eingestellt, für Künstler und Publikum anschlussfähig bleiben. Das Prekäre des Kunstsystems liegt u.a. darin, dass die Programme nicht so robust sind wie z.B. die im Wis-

senschaftssystem funktional äquivalent benutzten Theorien/Methodologien. Hinzu kommt, dass Kunstwerke selbst als Programme funktionieren können.

In der Moderne ist Kunst Weltkunst, ihre Funktion kann man als Verweis auf Weltkontingenz begreifen.

Ein Zeichen für die Beweglichkeit des Kunstsystems ist, dass seit der Frühromantik Begleittheorien in die Kunstwerke selbst eingebaut werden können.

Schlüsselt man im Anschluss an Gerhard Plumpe die Programmatik des Kunstsystems in der Moderne genauer auf, so lässt sie sich wie folgt systematisieren:

(1) Zunächst kann die System/Umwelt-Differenz als Medium dienen. Dann entstehen Werke, welche die Differenz von Kunst und Umwelt (z.B. Künstler/Bürger) thematisieren. Häufig wird dann Kunst zur positiv prämierten Gegen-Gesellschaft stilisiert; damit können sich auch Entdifferenzierungsträume verbinden, die z.B. das Programm einer 'Neuen Mythologie' auf ihre Fahne schreiben.

(2) Sodann können Realitätskonzeptionen aus der Umwelt des Kunstsystems als Medien für Formen dienen. Mit diesem Verfahren lassen sich Realismus- und Naturalismuseffekte erzielen.

(3) Das Kunstsystem kann selbst als Medium verwandt werden. Das kann sich sowohl auf die im Kunstsystem produzierten 'fiktiven' Welten als auch auf die Aufnahme, Variation und Umschrift künstlerischer Verfahren beziehen.

(4) Die Medium/Form-Differenz wird aufgehoben. So kann der Künstler in die Geräuschkulisse seiner Umwelt eingehen, oder aber er erklärt sich und die Gesellschaft zum Gesamtkunstwerk.

(Müller, 217ff.)

18. Für das Publikum und für die Künstlerrolle gibt es zumindest prinzipiell keine Exklusionsregeln; jeder kann am Kunstsystem als Produzent oder Konsument teilnehmen. Faktisch funktionieren allerdings Exklusionsregeln; schnell bilden sich z.B. Experten heraus.

Den auf Innovation umgestellten Kunstwerken ist ihr Zeitkern deutlich eingeschrieben. Je höher die Innovationsgeschwindigkeit, desto höher die Veraltensgeschwindigkeit.

In der Moderne ist eine gewisse programmatische Erschöpfung eingetreten. Kennzeichen der Postmoderne scheint es zu sein, dass das für das Kunstsystem konstitutive Innovationspostulat mit seiner Unterscheidung neu/alt entdramatisiert worden ist. Dem korrespondiert ein starker Pluralisierungsschub. So wird Stilmischung als Selbstprogrammierung der Kunst akzeptiert und der gesamte Traditionsvorrat als Spielfeld freigegeben. (Müller, 219f.)

19. Systemtheorie als Unterscheidungstheorie beansprucht keine privilegierte, extramundane Perspektive. Sie plädiert für ein Kalkül des Prozessierens von Unterscheidungen, ohne dass es eine Autorität gäbe, die sagen könnte: Beginne mit dieser und keiner anderen Unterscheidung.

Systemtheorie postuliert daher einen „unauflösbaren Relativismus“ (Luhmann). (Müller, 220f.)

20. Luhmann entwirft ein evolutionäres Modell, dessen Kern die Abfolge unterschiedlicher Formen gesellschaftlicher Differenzierung ist. Archaische Gesellschaften sind segmentär differenziert, es gibt einzelne Parzellen wie Stämme oder Sippen, die nebeneinander existieren und den jeweiligen Personen einen festen sozialen Ort geben. Diese Form wird in mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Gesellschaften überlagert von stratifikatorischer (also 'schichtender') Differenzierung mit gesellschaftlichen Ständen oder Klassen, die durch hierarchische Machtverhältnisse im stabilen Rahmen eines Staates übereinander geschichtet sind. Diese Formation wird schließlich in der Moderne abgelöst durch funktionale Differenzierung: Die Teilsysteme Politik, Wirtschaft, Recht, Erziehung usw. bilden effektive Strukturen zur spezialisierten Bearbeitung jeweils eines gesamtgesellschaftlichen Problems



aus und entwickeln eine eigendynamische Selbststeuerung, durch die sie mit der Gesellschaft als Gesamtheit und den jeweils anderen Teilsystemen nur noch mittelbar verbunden sind. (Dörner, Vogt, 93)

21. Wichtig ist, dass die funktional ausdifferenzierten Teilsysteme jedem Mitglied der Gesellschaft prinzipiell den Zugang zu einer entsprechenden Rolle im System eröffnen; eiserne Stammes- oder Standesgrenzen existieren nicht mehr – wenngleich die Frage nach der Determination von Lebenschancen durch Klassenzugehörigkeit damit noch nicht geklärt ist. Die Teilsysteme entwickeln schließlich drei Ebenen gesellschaftlicher Verbindung: als Funktion, die sie für das Gesamtsystem erbringen; als Leistung, die sie an andere Teilsysteme abgeben; und schließlich als Reflexion auf sich selbst in Form etwa der Selbstbeschreibung und Legitimation. (Dörner, Vogt, 94)

22. Im Zuge der Umstellung des Gesellschaftssystems auf funktionale Differenzierung im 18. Jahrhundert konstituiert sich ein selbstreferentielles System 'Kunst' oder 'Literatur'. Zunächst ist wichtig, dass literarische Kommunikation auf einen spezifischen Code umgestellt und von systemexternen Funktionen (z.B. Wahrheits- oder Nützlichkeitsabwägungen, moralischer Kontrolle usw.) weitgehend abgekoppelt wird; Prozesse der Beeinflussung vonseiten anderer Teilsysteme, etwa in Form von politischen und moralischen Literaturskandalen oder Fällen von Zensur, bilden hier die Ausnahme von der Regel. Primäre Bezugsebene ist 'das Literarische'. Als Reaktion auf diesen Prozess der Autonomisierung kommt es zu intensiver Selbstreflexion und zu Versuchen der Selbstbeschreibung, über die das System Literatur seine eigenen Regeln und Medien, vor allem aber die Grenzen zur gesellschaftlichen Umwelt bestimmt, z.B. bei Schiller.

Es ist allerdings zu differenzieren zwischen Kommunikationen, die stärker selbstreferentiell (Ästhetizismus) oder stärker gesellschaftsbezogen (Realismus) orientiert sind. Dessen Texte bleiben gleichwohl immer im Literatursystem situiert: Realismus will ja gerade im Medium der Literatur eine Sicht von Gesellschaft und eine Orientierung ermöglichen, die außerhalb des Literarischen in dieser Kohärenz und Überschaubarkeit kaum noch möglich ist. (Dörner, Vogt, 94f.)

23. Welche Funktion erbringt nun ein System 'Literatur' für die Gesellschaft, was ist das zu bearbeitende Problem? Luhmann zufolge besteht diese Funktion darin, dass Literatur und Kunst allgemein „Weltkontingenz“ herstellen, indem sie uns die Möglichkeit vor Augen stellen, dass die Wirklichkeit auch ganz anders sein könnte, als sie ist. Realität wird im Modus des 'Als ob' eingeklammert. Nach Siegfried J. Schmidt bearbeitet Literatur die im Ausdifferenzierungsprozess der Gesellschaft aufgerissenen Problemlücken: Vervielfachung von Wirklichkeitsvorstellungen, Eröffnung folgenfreier Erfahrungs- und Handlungsräume, integrative Ordnung von alltagsweltlichem Wissen, vor allem Hilfen bei der in modernen Gesellschaften immer schwierigeren Identitätsbildung und Orientierung werden ermöglicht. In neueren Arbeiten sieht Luhmann in der modernen Literatur eine besondere Möglichkeit der Selbstreflexion des Lesers in bezug auf dessen alltagsweltliche Wahrnehmungsbeschränkungen.

Im System Literatur bilden sich spezifische Handlungsrollen oder sie werden in neuer Weise marktgerecht professionalisiert: als eigenständiger Produzent; als differenzierte Berufsgruppe der Drucker, Verleger, Sortimenten; als bildungsbürgerliches und in sich ebenfalls differenziertes Publikum; schließlich in der neuen Gestalt des professionellen Rezipienten, des Kritikers, der wertende und geschmacksbildende Funktionen wahrnimmt. (Dörner, Vogt, 95)

24. Systemtheorie als Gattungstheorie steht im Mittelpunkt des Ansatzes von Dietrich Schwanitz. Er hebt zum einen ab auf moderne Erzählformen, welche die Differenz zwischen System und Umwelt bzw. Erzählung und Wirklichkeit in die Kommunikation selbst hineinholen und somit auch thematisieren können, z.B. in *Don Quichote*. Im Drama dagegen sieht Schwanitz die Differenz zwischen Interaktion und Gesellschaft als gattungsbegründendes Prinzip. Das Drama entsteht als neuzeitliche Gattung mit der höfischen Interaktionskultur im späten Mittelalter, die sehr intensiv auf Regeln des Verhaltens aufmerksam wird. Im Drama wird die Interaktion der obersten Adelsklasse als repräsentativ für die ganze Gesellschaft modelliert: der Hof wird zum Modell der Gesellschaft, das Drama zum Modell des Hofes. Eine solche 'repräsentative' Relation ist im Zuge der funktionalen Differenzierung von Gesellschaft nicht mehr haltbar, Struktur und Themenfokus der Dramen verschieben sich, etwa hin zum Verhältnis zwischen öffentlicher und privater Sphäre. (Dörner, Vogt, 95f.)

25. Jede Beobachtung vollzieht nach Luhmann eine *Unterscheidung*, indem sie die eine – statt der anderen – Seite dieser Unterscheidung bezeichnet. Was beobachtet wird – sei es ein Text, eine Gattung, ein Stilmittel oder ein soziales System – ist mithin abhängig von der Unterscheidung, deren sich die beobachtende Operation bedient. Das bedeutet zugleich, dass jede Beobachtung einen 'blinden Fleck' aufweisen muss. Dieser blinde Fleck ist sie selbst; denn sie kann sich nicht selbst beobachten. Was dann noch möglich ist, ist die Beobachtung von Beobachtungen, das Unterscheiden von Unterscheidungen. Konsequenterweise ist Systemtheorie als Projekt des *rekursiven* Beobachtens, der 'Beobachtung zweiter Ordnung', ausgelegt, die es mit der Unterscheidung von Unterscheidungen zu tun hat.

Als Unterscheidungstheorie weiß die Systemtheorie zugleich, dass es einen privilegierten Beobachterstandpunkt nicht geben kann. Denn auch auf die Beobachtung von Beobachtungen trifft der Sachverhalt zu, dass sie die Unterscheidung, die sie verwendet, nicht auf sich selber anwenden kann. (Stanitzek, 650f.)

26. Die Systemtheorie ist eine soziologische Theorie, welche die Gesellschaft als umfassendes soziales System sowie einzelne Bereiche – unter ihnen Kunst und Literatur – als soziale Systeme zu beschreiben sucht. Unter dem Dach der Systemtheorie findet man ferner präzise Hinweise zur Theorie der Kommunikation, der Medien und der Evolution. (Stanitzek, 651)

27. Zitieren heißt beobachten, ein Zitat trifft eine Unterscheidung, nämlich die von Text und Kontext. Man hätte sie auch anders treffen können. Immer ist diese Unterscheidung die Leistung eines Beobachters, der seinen Gegenstand konstruiert. Das gilt für jeden Textbezug: Texte sind Konstruktionen von Beobachtern, die mit Unterscheidungen operieren, die sich mit wiederum anderen Unterscheidungen beobachten lassen. Immer handelt es sich um eine *Selektion* aus einem Repertoire möglicher Unterscheidungen. (Stanitzek, 651f.)

28. Die Systemtheorie Luhmanns versucht, ihre Gegenstände vor dem Hintergrund ihrer *Unwahrscheinlichkeit* zu begreifen: Sachverhalte, so selbstverständlich sie wirken mögen, als unwahrscheinlich zu setzen, um sich sodann zu fragen, wie sie gleichwohl möglich sind. (Stanitzek, 653)

29. Systemtheorie fasst kommunikative Ereignisse als die elementaren Einheiten, in denen sich Gesellschaft vollzieht, indem Kommunikationen an Kommunikationen anknüpfen und weitere Kommunikationen veranlassen. Die Einheit einer Kommunikation ist jeweils die Einheit dreier Selektionen: einer *Information*, als Auswahl aus einem Bereich möglicher

Informationen; einer *Mitteilung*, als Wahl der Kundgabe dieser Information; eines *Verstehens*, dessen Selektionsleistung in der Bestimmung der Differenz von Information und Mitteilung besteht. Minimalbedingung für das Eintreten des Ereignisses Kommunikation ist also, dass Information und Mitteilung als Differenz verstanden werden können. (Stanitzek, 653)

30. Die Unterscheidung von Mitteilung und Information lässt sich im Fall des Beispieletextes – einer Zeile von Lichtenberg – nur treffen, wenn man von einer speziellen Modulierung der Kommunikation ausgeht, nämlich: dass hier die Mitteilung über sich selber informiert, und zwar nicht darüber, *dass* sie stattfindet, sondern *wie* sie stattfindet. Hier macht nämlich – anders als sonst – der Satz auf sein Medium, auf die Buchstaben aufmerksam, aus denen er besteht. Die Information liegt in der *Form* der Mitteilung; und die Unterscheidung von Mitteilung und Information wird als Unterscheidung der Form getroffen. Es handelt sich um eine Kommunikation, die auf die Beobachtung von Form hin lenkt.

Nichts anderes ist gemeint, wenn Systemtheorie von Kunst oder von Literatur als sozialem *System* handelt: dass Kommunikationen an Kommunikationen anknüpfen, in denen auf Form hin orientierte Beobachtungen sich rekursiv aufeinander beziehen, so dass Formen damit rechnen können, als solche einen – ‘ihren’ – Unterschied zu machen.

Analog zu anderen sozialen Systemen, die aus kommunikativen Ereignissen bestehen und sich in kommunikativen Ereignissen fortzeugen, lässt sich auch die Kunst begreifen: Ihre Elemente sind als Kommunikationen in einen Prozess eingebunden, in dem sie in der rückgreifenden Beobachtung vorausgegangener Formen ihr abweichendes Profil bestimmen und im Vorgriff unterstellen können, mit dieser Kontur für künftige Beobachtungen einen Unterschied zu machen.

Wenn es in diesem Kommunikationssystem um Form geht, ist damit das, was man sonst der Form als ‘Inhalt’ entgegenzusetzen pflegt, keineswegs ausgeschlossen. Themen und Motive kommen aber im Kommunikationszusammenhang der Kunst letztlich nur im Hinblick auf Form in Betracht. (Stanitzek, 655f.)

31. Ein System, in dem die Lichtenberg-Zeile als Kommunikation von Form beobachtet wird, muss ein codiertes System sein. Es geht um *gelungene* Form, und diese ist als ‘Wert’ nicht adäquat begriffen, sondern wiederum nur als Moment einer Unterscheidung: ‘gelungen/mislungen’, ‘überzeugend/verfehlt’, ‘schön/hässlich’ oder wie immer man die beiden Seiten dieser Unterscheidung auszeichnen möchte. Sie fungiert als *Code* des Kunstsystems, als Leitunterscheidung, die von jeder Kommunikation im System getroffen werden muss. Eben darin hat das System seine Einheit; nur indem es sich auf den Code – wie implizit auch immer – zurückbezieht, unterscheidet es sich selbst und bestimmt so im Prozess der Kommunikation auf autonome Weise, wo seine Grenzen liegen, d.h.: was es selbst und was – im Unterschied dazu – seine *Umwelt* ist. Nur in dieser Differenz hat das System seine Identität (im Unterschied zu anderen sozialen Systemen, etwa zur Wissenschaft, deren Kommunikationen mit ‘wahr/falsch’ codiert sind). (Stanitzek, 656f.)

32. Kommunikation ist – im durch den Code geschlossenen System – ein offener Prozess. Unter der Voraussetzung des Codes entfaltet sich das Spiel eines Kommunikationsprozesses mit großer Beobachtungssubtilität und entsprechendem formbezogenen Unterscheidungsreichtum: Unterscheidungen von Gattungen, von Stilen und Stilepochen, von Werken und Autoren. In diesem Spiel werden mit diesen Unterscheidungen auch allererst die Kriterien erzeugt, nach deren Maßgabe die Annahme (oder Ablehnung) erfolgt. Solche Kriterien sind als *Programme* vom Code wohl zu unterscheiden. Denn der Code ‘gelungen/verfehlt’, ‘schön/hässlich’ informiert ja seinerseits nicht darüber, was denn nun als gelungen und schön überzeugt und was nicht. Z.B. folgt Schleiermachers Urteil über Lichtenberg einem

Programm, dem zufolge man Form mit Hilfe der Unterscheidung ‘Ganzes/Teile’ zu beobachten hat. Nur was ein Ganzes bildet, kann als gelungen gelten.

Ein anderes Programm arbeitet mit der Unterscheidung ‘Schriftlichkeit/Mündlichkeit’: Die Qualität der Zeile besteht dann darin, dass hier der Aphorismus die Verpflichtung auf ein an Mündlichkeit gebundenes Stilideal aufkündigt. Der Rückverweis auf den Schriftcharakter leistet zugleich eine Vereinsamung des Textes als Text, dessen Unverständlichkeit den Betrachter herausfordert, nämlich die Beobachtung von Beobachtungen erzwingt und gestattet. (Stanitzek, 657f.)

33. (> *Kritik*) Literaturwissenschaftler haben gegen die Systemtheorie Luhmanns einen grundsätzlichen Einwand erhoben: Statt als Kommunikationen seien die Elemente des Sozialsystems Literatur als „literarische Handlungen“ anzusetzen und auf Individuen zurückzurechnen, welche wechselseitig ihre „Handlungen intentionsgerecht interpretieren“.

(> *Verteidigung gegen Kritik*) Es ist selbstverständlich möglich, z.B. darüber zu kommunizieren, ob und inwiefern bestimmte Formen einen individuellen Stil charakterisieren. Das geschieht aber als Kommunikation im Kommunikationssystem, und Luhmann hält daran fest, dass ein Kommunikationssystem ein autonomes System ist, das nur aus Kommunikationen besteht, keineswegs aus Menschen. Menschliche Individuen – Systemtheorie spricht von ‘Bewusstsein’ bzw. psychischen Systemen – gehören vielmehr in die Umwelt eines solchen Systems. Sie können, mitsamt ihrem Selbstverständnis, ihren eventuellen Intentionen oder Bedürfnissen, nur in der Kommunikation von der Kommunikation konstruiert werden, nicht in sie ‘eingehen’.

Auch der Autor eines Textes ist in dieser Hinsicht in keiner anderen, dem Leser gegenüber privilegierten Lage. Auch für den Autor kommen die ‘eigenen’ Notate nur als Kommunikation in Betracht, er ist also darauf verwiesen, Mitteilung und Information zu unterscheiden und daraus seine Schlüsse zu ziehen. Der Text ist Moment eines Kommunikationsprozesses geworden, und nur in ihm lässt sich ausmachen, was ‘gemeint’ sein könnte; der Rückgang auf der Kommunikation vorausliegende etwaige Intentionen hilft nicht weiter. (Stanitzek, 659f.)

34. Systemtheorien der Gesellschaft gehen im Gegensatz zu Handlungstheorien nicht von der mikrosoziologischen Ebene der Akteure aus, sondern nehmen übergeordnete Strukturen und Regelungsmechanismen an. Ein System besteht aus einer Menge interdependenter (untereinander abhängiger) Elemente und Relationen. Veränderungen eines Elements oder einer Beziehung wirken direkt oder indirekt auf alle anderen Systemelemente ein. Innerhalb eines Systems herrschen bestimmte Regeln, die für genau dieses System typisch sind und es von anderen abgrenzen. Das *System* ist durch diese *Grenze* vom Nicht-System, der *Umwelt* (die aber wiederum als in Systemen organisiert verstanden werden kann) geschieden. Systeme können hinsichtlich ihrer internen Organisation analysiert werden, hinsichtlich ihrer Wechselwirkung mit externen Faktoren. Systeme nehmen Impulse anderer Systeme auf.

Auf die Kritik an der einseitigen Betonung von Systemstabilität und Gleichgewicht in frühen Konzepten antwortet die Systemtheorie mit Vorstellungen von Strukturwandel, lernfähigen Systemen und einer prozessuralen Dimension, die das Entstehen und Vergehen von Systemen als in der Zeit verlaufende *funktionale Ausdifferenzierung* (und Entdifferenzierung) fasst: neue systemische Zusammenhänge entstehen durch Spezialisierung, durch neue und veränderte Problemlösung. (Zens, 189)

35. In der *strukturell-funktionalen* Systemtheorie ist die Struktur der Funktion vorgeordnet, grundsätzliches Systemziel ist die Strukturhaltung; die Leistungen, die beispielsweise einzelne *Subsysteme* (Untersysteme) bringen, werden auf diesen funktionalen Bezug zur Siche-

nung der gegebenen Grundstruktur hin befragt. Im Mittelpunkt steht die Beschäftigung mit der internen Organisation. Die Perspektive kann jedoch dahingehend erweitert werden, dass die *Adaptation* (Anpassung) des Systems an Umwelterfordernisse berücksichtigt wird.

*Funktional-strukturelle* Konzepte drehen die Perspektive um: der Funktionsbegriff regiert den Strukturbegriff. Wichtiger Grundzug funktionaler Analysen ist das Schließen von Wirkungen auf Ursachen. Die Struktur sozialer Systeme folgt also den funktionalen Erfordernissen des spezifischen Problems, das gelöst werden soll. Nicht die einzelnen Strukturelemente eines Systems, sondern deren Relationen untereinander und die Beziehungen zwischen System und Umwelt rücken in den Vordergrund. Die Orientierung an der Funktion hat den Vorzug, funktionale Äquivalente strukturell unterschiedlicher Elemente erfassen zu können. (Zens, 189f.)

36. Die Reflexivität komplexer Systeme wird in der Annahme *selbstreferentieller Systeme* gefaßt, die auf das *Autopoiesis*-Konzept des Neurophysiologen Humberto Maturana zurückgeht. Autopoiesis meint Selbsterzeugung, autopoietische Systeme reproduzieren sich kontinuierlich aus ihren Bestandteilen. Sie sind operational geschlossen und in ihrem selbststeuernden Prozess von Umwelteinflüssen und -reizen unabhängig und unveränderbar. Umwelt wird nicht als solche wahrgenommen, sie wird durch den Selektionsfilter des Systems in Passform gebracht und absorbiert. Das autopoietische System kann nur durch die eigene Brille sehen, es beobachtet die Welt entlang eines binären Codes. Wenn für das System Kunst die grundlegende Codierung 'schön/hässlich' angenommen wird, so klassifiziert dieses System alles danach, – auch Geldscheine werden nicht nach ihrem ökonomischen Tauschwert einsortiert, sondern als 'schön/hässlich'. (Zens, 190)

37. Der Anspruch, eine universale, möglichst weitreichende Theorie zu formulieren, die viele disparate Gegenstände erfassen kann, mündet zwangsläufig in Abstraktion. Es herrscht weitgehender Konsens darüber, dass es Systeme nicht wirklich gibt, dass es sich bei jeder System-Annahme um eine theoretische Konstruktion handelt, die es erlaubt, einen Sachverhalt, einen Gegenstand unter bestimmten komplexen Fragestellungen zu betrachten, die sich aber auf ihre Angemessenheit hin überprüfen und gegebenenfalls verwerfen lassen müssen. Die meisten Konzepte wenden sich gegen eine Ontologisierung des Systembegriffs. Luhmann nimmt hier jedoch einen anderen Standpunkt ein und strebt „die Analyse realer Systeme der wirklichen Welt“ (Luhmann 1984, 30) an. (Zens, 190f.)

38. Bei Luhmann bleiben alle Vorstellungen von Handlung oder Akteur außen vor; er denkt Systeme als Kommunikationsstrukturen, deren einzige, immer gleiche Funktion die *Reduktion von (Welt)-Komplexität* ist. Aufgabe der Systeme ist die Differenzierung zwischen System und Umwelt; durch diese Trennung wird die Umweltkomplexität vermindert, welche das System in seiner Integrität bedroht: das potentiell verstörende Andere der Umwelt wird wegselegiert oder in systemeigene Elemente transformiert. Luhmann gründet seine Überlegungen auf die Beschreibung lebender Systeme als autopoietischer Regelwerke.

Die Elemente (kleinste Einheiten) sozialer Systeme sind *Kommunikationen*. Kommunikationen sind Ereignisse, keine dauerhaft zugänglichen Objekte. Sie bestehen aus Information, Mitteilung, Verstehen und sind gegenüber Individuen emergent, d.h. nicht auf deren Handeln zurückzuführen. In Luhmanns Perspektive entsteht das soziale System also nicht durch die Vergesellschaftung von Individuen, sondern durch kommunikative Vernetzung von Selektionsofferten. (Zens, 191)

39. Die Systemdifferenzierung verläuft entlang der Auseinanderentwicklung von bereichsspezifischen *binären Codes*. Das politische System selegiert beispielsweise Kommunikation nach einer anderen Opposition als das ökonomische, das Rechts- oder Kunstsystem. Die

Kommunikationsorganisation über differente Codierung steckt auf diese Weise Geltungsbereiche ab; das einzelne System ist durch Selbstbeschränkung und Delegation entlastet. Mit diesen Selektionsofferten ist noch keine Wertung verbunden, sie sind Wahrnehmungsweisen. Die konfliktorische Auseinandersetzung läuft unterhalb von Leitdifferenzen auf der Ebene der Programmierung ab. (Zens, 191)

40. Luhmann selbst hat systemtheoretische Reformulierungen literaturwissenschaftlicher Positionen vorgelegt. Er konzentriert sich dabei auf die Ausdifferenzierung von 'Kunst' als spezifisch geregelter Bereich und die Betrachtung des einzelnen Kunstwerks im Rahmen dieses Systems 'Kunst'. Die Ausdifferenzierung der Kunst als autopoietisches Teilsystem der modernen Gesellschaft geschieht unter dem „Sondercode schön/häßlich“ (Luhmann 1986, 620), d.h. die Grenze zwischen Kunst und Nicht-Kunst (der Umwelt des Kunstsystems) wird durch die Applikation der Leitdifferenz schön/nicht-schön gezogen. Dieser binäre Code markiert die selbsterzeugende, unveränderliche Grundstruktur des Systems, abweichende Elemente der jeweils kommunizierten Kunstbegriffe (Kunst als Innovation, Provokation usw.) oder Divergenzen zwischen den einzelnen Kunstformen werden von dieser Reduktionsformel nicht erfasst, sie wären auf der (untergeordneten) Ebene der Programmierung zu berücksichtigen, berühren aber nie die Grundstruktur des Systems. (Zens, 192)

41. Die Elemente des Kunstsystems sind die einzelnen Werke, nicht als materiale Entitäten, sondern als „Programm für zahllose Kommunikationen über das Kunstwerk“. (Ebd., 627) Das Werk vereinheitlicht die auf es bezogene Kommunikation und organisiert die Beteiligung daran. Auf Kunst bezogene Kommunikation erweist sich dabei als selbstgenügsamer Sonderfall, es geht ihr um ein (ästhetisches) Urteil, das „keinen anderen Sinn als sich selbst“ hat (ebd). (Zens, 192f.)

a) Für Luhmann ist die Kunst zunächst nur ein Teilbereich eines modernen funktionalen Gesellschaftszusammenhanges, den die Systemtheorie insgesamt zu erklären versucht. Der Ansatzpunkt von L's Theorie der sozialen Systeme ist der der Autopoiesis. „Autopoietische Systeme sind Systeme, die nicht nur ihre Strukturen, sondern auch die Elemente, aus denen sie bestehen, im Netzwerk eben dieser Elemente selbst erzeugen“ (Luhmann 1987, 65). Mit diesem Begriff zielt L. auf denselben Sachverhalt, den der Poststrukturalismus unter dem Stichwort der Selbstreferentialität des sprachlichen Zeichens vorgebracht hat: Es geht um die grundlegende Idee der Herstellung und Stabilität eines funktionalen und in sich geschlossenen Systems durch sich selbst. Das Grundelement der Autopoiesis ist jedoch anders als im Poststrukturalismus nicht das sprachliche Zeichen, sondern die Kommunikation. Stabilität erreicht das System der Gesellschaft demnach durch den zirkulären Transport von Kommunikationsprozessen und seine damit einhergehende Ausdifferenzierung in einzelne funktionale Teilsysteme. (Geisenhanslüke, 135)

b) L. geht davon aus, „dass das Kunstwerk *ausschließlich* als Mittel der Kommunikation hergestellt wird“, und zwar „durch einen *zweckentfremdeten Gebrauch von Wahrnehmungen*“ (Luhmann 1996, 41). Kunst wird verstanden als ein autonomes System der Selbstreproduktion, das sich nicht durch Negation, sondern durch Anschlussfähigkeit auszeichnet. Die Idee einer subversiven Funktion der Literatur, wie sie Foucault unter dem Titel des „Gegendiskurses“ anspricht, spielt bei Luhmann keine Rolle mehr. (Geisenhanslüke, 136)

c) (> *Kritik*) Wie Oliver Sill gezeigt hat, ist die Rede vom Zusammenhang von Kunst und Kommunikation von einer fundamentalen Doppeldeutigkeit betroffen, die L. selbst nicht auflöst. Bei L. gehe die Differenz zwischen der Literatur und der Kommunikation über Literatur verloren: „Literatur, verstanden als literarische Kommunikation, unterscheidet sich in struktureller Hinsicht *grundlegend* von Kommunikationen über Literatur“ (Sill 2001, 120).

Die Reduktion von Literatur und Kunst auf gesellschaftliche Kommunikationsprozesse verrät zunächst nicht nur, eine eigene Vermittlung zwischen dem System und der Literatur ausbleibt, weil die Theorie ihrem Gegenstand bewusst äußerlich bleiben will. Die Rolle der Literatur wird auf ihre Funktion im System reduziert. „Luhmann ist ein Parteigänger des Funktionierens. Er weigert sich, die Möglichkeit einer Dysfunktionalität des Funktionalen systematisch zu durchdenken“ (Koschorke 1999b, 146). ein Zusammenhang zwischen Literatur und Dysfunktionalität besteht, spielt für L. kaum eine Rolle.

Die Aktualität von L's Ansatz liegt weniger in ihrer Relevanz für die Theorie der Literatur als vielmehr in der Begründung einer neuen Form der Kultur- und Medienwissenschaft. (Geisenhanslüke, 136f.)

42. Zu Handlungstheorien im allgemeinen. Im Zentrum von *Handlungstheorien* steht das intentionale und interpretative Verhalten von individuellen und kollektiven Akteuren in einer Sozialstruktur, sie sind also nicht auf Individuen beschränkt. Abgegrenzt werden in der Regel *Handeln* und *Verhalten*, wobei ersteres zielgerichtet ist, ohne dass dies dem oder den Handelnden immer bewusst sein muss. Die Handlungstheorie befasst sich mit *Handelnden* (Akteuren), mit Interaktionen und Kommunikationen; *Handlung* findet immer in einer *Handlungssituation* statt, u.a. ist der Verlauf von Handlung von der Situationsdefinition durch die Akteure bestimmt, die nicht der objektiven Handlungssituation entsprechen muss, um relevant zu sein. Die Vorstellung einer Zielgerichtetheit des Handelns ist verbunden mit der Frage nach der *Handlungsmotivation*.

Unterschieden werden *rationalistische* und *interaktionistische* Handlungstheorien. Bei ersteren stehen der Handelnde und die Zweckrationalität seines Handelns (d.h. die Zielgerichtetheit, nicht eine Rationalität im Sinne von 'vernünftig sein') im Vordergrund, bei letzteren die Interaktion und die Konstitution eines gemeinsamen Sinns in der Handlungssituation. Vor allem die auf Rationalitätsmodellen basierenden Handlungstheorien berufen sich auf den Soziologen Max Weber. (Zens, 187f.)

43. Alle neueren Konzepte sind bemüht, Handlung und Struktur miteinander in Verbindung zu bringen, d.h. nicht nur die Strukturen von Handlung aufzuzeigen, sondern auch, den Handelnden als in einem überindividuellen Bedingungsgefüge agierend zu zeigen. Die Auswahl von verschiedenen Handlungsoptionen ist immer mit Entscheidungen verbunden; aufgrund der Komplexität unterschiedlicher Motivationen, Kapazitäten, Situationseinschätzungen kann der Ausgang einer Situation nie hundertprozentig vorhergesagt werden. Handlung ist durch Struktur *nicht hinreichend determiniert*. (Zens, 188)

44. Der Vorzug von Handlungstheorien besteht vor allem in ihrem Anspruch, *Handeln zu erklären*, d.h. Handlungsstrukturen zu ermitteln, , die uns über individuelles und kollektives Agieren mehr erfahren lassen als es das hermeneutische Einfühlen in das Bewusstsein der Akteure ermöglicht. Handlungstheorien verbinden Sinnverstehen und strukturelle Erklärung. So können einerseits komplexe Motivationsstrukturen im Handeln einzelner beschrieben werden, andererseits kann Handeln in Netzwerken analysiert werden.

Integraler Bestandteil jeder Handlungstheorie ist eine Vorstellung vom *Akteur*, dem in den einzelnen Entwürfen unterschiedliche Bewegungs- und Entscheidungsfreiheit zugestanden wird. Damit unterscheiden sich Handlungstheorien grundsätzlich von der subjektlosen (zumindest: individuumsfreien) Diskursanalyse und ebensolchen Varianten der Systemtheorie. (Zens, 188)

45. Als Gegenstandsbereich der Theorie literar. kommunikativen Handelns werden bei S. J. Schmidt literar. Handlungen, d.h. nicht Texte, bestimmt, in denen Akteure (*Aktanten*) mit solchen Texten umgehen, denen sie aufgrund ihrer bisherigen Erfahrungen die Eigen-

schaft 'literar.' zuschreiben. Dabei wird die Literarizität von Texten abhängig gemacht von der Art und Weise, wie Aktanten sozialisationsbedingt mit Texten umgehen. Produzieren oder lesen sie Texte nicht primär im Hinblick auf ihre erfahrungsweltliche Referenzialisierbarkeit, d.h. auf Fragen wie: Welche Tatsachen werden ausgesagt? Sind die Aussage auch tatsächlich wahr? u.a., so handeln sie einer Konvention gemäß, die als 'ästhetische Konvention' (komplementär zu einer 'Tatsachenkonvention' für die Bereiche nicht-ästhetischen Handelns) bezeichnet wird. Produzieren oder rezipieren Aktanten Texte außerdem nicht unter dem Gesichtspunkt der Eindeutigkeit der Texte und Textkomponenten sowie der ausgesagten Sachverhalte, sondern erwarten sie eine bzw. schreiben oder lesen sie in Hinblick auf eine Vielzahl möglicher Lesarten und Bedeutungsvarianten, so handeln sie gemäß der 'Polyvalenz-Konvention', die komplementär zu einer 'Monovalenz-Konvention' für nicht ästhetische Handlungen angesetzt wird. Unter diesen Voraussetzungen gelten Texte als literar., wenn sie von Aktanten als literar. Texte behandelt werden, d.h. wenn Aktanten im Umgang mit Texten den beiden genannten Konventionen folgen. (Rusch, 117f.)

46. Zu den zentralen Begriffen der ETL gehört das Konzept des 'Lit.systems'. Damit ist die Vorstellung von einem Sozialsystem Lit. verbunden, das neben anderen gesellschaftlichen Subsystemen wie Kunst, Wissenschaft, Wirtschaft, Politik usw. spezifische Leistungen bzw. Funktionen für die Gesellschaft als Ganze, z.B. in Form von Reflexivität, Innovativität und Identität, für andere Subsysteme von Gesellschaft sowie für die im Lit.system handelnden Individuen auf kognitiver, emotiver und normativer Ebene erbringt. (Rusch, 118)

47. Die ETL ist im Rahmen einer Konzeption Empirischer Lit.wissenschaft (ELW) entwickelt worden, die explizite wissenschaftstheoretische und methodologische Werte postuliert, nämlich Empirizität, Theoretizität und Applikabilität.. Die ELW verpflichtet sich damit ausdrücklich zur Beachtung grundsätzlicher Standards wissenschaftlichen Handelns: Intersubjektivität und Explizitheit der Fachsprache, intersubjektive Überprüfbarkeit der Ergebnisse, gesellschaftliche Relevanz der bearbeiteten Probleme, Lehr- und Lernbarkeit der Methoden und Begrifflichkeiten. (Rusch, 119)

48. Einen Entwurf, der sozialhistorische Literaturwissenschaft in der Handlungs- und Systemtheorie von Talcott Parsons verankert, hat die Münchener Forschergruppe (MFG) 'Sozialgeschichte der deutschen Literatur 1770-1900' vorgelegt.

Zugrunde liegt ein Literaturbegriff, der literarische Sinnverständigung als *soziale Handlung* im Kontext anderer sozialer Handlungen bestimmt. Die Besonderheiten literarischer Sinnverständigung im gesamtgesellschaftlichen Kontext wird mit Hilfe eines integrativen Gerüsts erschlossen, das gesellschaftliche Mikro- und Makroperspektive, Synchronie und Diachronie, literarisches, literaturbezogenes und auch nicht-literarisches Handeln in einem Modell des *Sozialsystems Literatur (Slit)* zusammenspannt.

Trotz der weitgehenden Annäherung an die struktural-funktionale Soziologie versteht sich der Münchener Entwurf als *hermeneutischer*. Er fordert zwar mehr Empirie, nicht jedoch einen Paradigmenwechsel von hermeneutischer zu empirischer Literaturwissenschaft, wie ETL ihn vorschlägt. Angestrebt wird die Ergänzung und Präzisierung der Literaturgeschichtsschreibung durch eine möglichst weitgehende Berücksichtigung positiver Daten. (Zens, 216f.)

49. *Der Theorierahmen nach Talcott Parsons*. Soziale Systeme müssen zur Erhaltung ihrer Existenz bestimmte Strukturen aufweisen. Parsons postuliert mit seinem *AGIL-Schema* vier funktionale Imperative, vier Systemziele, die einen ausgeglichenen Systemzustand gewährleisten: *Adaption* (Anpassung an die Umwelt), *Goal-Attainment* (Zielerreichung), *Integration*, *La-*



tent pattern-maintenance (Strukturerhaltung, Spannungsbewältigung). Ein beliebiges System wird so in jeweils vier Subsysteme unterteilt. (Zens, 217)

50. Die Systemprobleme A, G, I und L müssen für alle Systeme auf allen Ebenen gelöst sein. Abgeleitet sind sie aus Parsons' allgemeiner *Handlungstheorie*; die Ausdifferenzierung von Systemen verschiedener Komplexitätsstufen ist als Selektionsprozess zu verstehen, der über institutionalisierte Handlungsmuster erfolgt. Handeln wählt aus Handlungsoptionen aus – Handeln ist ein Selektionsvorgang –, bildet Strukturen und generiert so Handlungssysteme. (Zens, 217f.)

51. Die Relation zwischen Akteur und Umwelt ist eine der analytischen Achsen (intern – extern), die zu der bereits bei Max Weber zu findenden Unterscheidung Zweck/Ziel – Mittel tritt.

Für das *allgemeine Sozialsystem* (die Gesamtgesellschaft) gilt: Voraussetzung für die Zielerreichung ist eine Formulierung von Zielen, die wiederum auf Hierarchisierung und Auswahl beruht. Diese kollektiven Ziele sind orientiert an vorhandenen Bedürfnissen und Erwartungen, die nicht unbeeinflusst von allgemeinen (d.h. innerhalb des Systems anerkannten) Wertestandards entstehen. (Zens, 218)

### Wichtige Vertreter und Werke (Auswahl)

Barsch, Achim u.a. (1994) (Hg.): *Empirische Literaturwissenschaft in der Diskussion*. Frankfurt/Main.

de Berg, Henk/Prangel, Matthias (1993) (Hg.): *Kommunikation und Differenz*. Opladen.

de Berg, Henk/Prangel, Matthias (1995) (Hg.): *Differenzen. Systemtheorie zwischen Dekonstruktion und Konstruktivismus*. Tübingen.

de Berg, Henk/Prangel, Matthias (1997) (Hg.): *Systemtheorie und Hermeneutik*. Tübingen.

Disselbeck, Klaus (1987): *Geschmack und Kunst. Eine systemtheoretische Untersuchung zu Schillers Briefen 'Über die ästhetische Erziehung des Menschen'*. Opladen.

Finke, Peter (1982): *Konstruktiver Funktionalismus. Die wissenschaftstheoretische Basis einer empirischen Theorie der Literatur*. Braunschweig/Wiesbaden.

Fohrmann, Jürgen/Müller, Harro (1996) (Hg.): *Systemtheorie der Literatur*. München.

Gumbrecht, Hans Ulrich (1987): *Pathologien im Literatursystem*. In: Baecker, Dirk u.a. (Hg.): *Theorie und Passion. Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag*. Frankfurt/Main.

Hauptmeier, H./Schmidt, Siegfried J. (1985): *Einführung in die Empirische Literaturwissenschaft*. Braunschweig/Wiesbaden.

Jäger, Georg (1991): *Die Avantgarde als Ausdifferenzierung des bürgerlichen Literatursystems. Eine systemtheoretische Gegenüberstellung des bürgerlichen und avantgardistischen Literatursystems mit einer Wandlungshypothese*. In: Titzmann, Michael (Hg.): *Modelle des literarischen Strukturwandels*. Tübingen, S. 221-244.

Jäger, Georg (1994): *System und Literatur. Teil I: Der Systembegriff der Empirischen Literaturwissenschaft*. In: IASL 19, S. 95-125.

Jahraus, O. / Marius, B. (1998): *System und Literatur. Teil III: Modelle systemtheoretischer Literaturwissenschaft in den 1990ern*. In: IASL 23.1, 66-111.

Luhmann, Niklas (1970ff.): *Soziologische Aufklärung*. 6 Bde. Köln.

Luhmann, Niklas (1984): *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt/Main.

Luhmann, Niklas (1992): *Einführung in die Systemtheorie. Vorlesung im Wintersemester 1991/92 auf Tonband-Cassetten*. Heidelberg.

Luhmann, Niklas (1995): *Die Kunst der Gesellschaft*. Frankfurt/Main.

Meutsch, D. (1987): *Literatur verstehen. Eine empirische Studie*. Braunschweig.

Meyer, Friederike/Ort, Michael (1990): *Literatursysteme – Literatur als System. Eine theoretische Vorbemerkung*. In: SPIEL 9,1, S. 1-14.

- Ort, Claus-Michael (1995): *System und Literatur. Teil II: Der literarische Text in der Systemtheorie*. In: IASL 20, S. 161-178.
- Plumpe, G./Werber, N (1993): *Literatur ist codierbar. Aspekte einer systemtheoretischen Literaturwissenschaft*. In: Schmidt, Siegfried, J. (Hg.): *Literaturwissenschaft und Systemtheorie. Positionen, Kontroversen, Perspektiven*. Opladen, S. 9-43.
- Plumpe, Gerhard (1995): *Epochen moderner Literatur. Ein systemtheoretischer Entwurf*. Opladen.
- Plumpe, G./Werber, N. (1995) (Hg.): *Beobachtungen der Literatur: Aspekte einer polykontexturalen Literaturwissenschaft*. Opladen.
- Reinfandt, Ch. (1997): *Moderne literarische Kommunikation. Ein systemtheoretischer Entwurf*. In: ders.: *Der Sinn der fiktionalen Wirklichkeiten*. Heidelberg.
- Schmidt, Siegfried J. (1989): *Die Selbstorganisation des Sozialsystems Literatur im 18. Jahrhundert*. Frankfurt/Main.
- Schmidt, Siegfried J. (1991): *Grundriß der Empirischen Literaturwissenschaft. Bd. 1: Der gesellschaftliche Handlungsbereich Literatur*. Frankfurt/Main [1980].
- Schmidt, Siegfried J. (1982): *Grundriß der Empirischen Literaturwissenschaft. Bd. 2: Zur Rekonstruktion literaturwissenschaftlicher Fragestellungen in der empirischen Theorie der Literatur*. Braunschweig/Wiesbaden.
- Schmidt, Siegfried J. (1993) (Hg.): *Literaturwissenschaft und Systemtheorie. Positionen, Kontroversen, Perspektiven*. Opladen.
- Schmidt, Siegfried J. (1996): *Kognitive Autonomie und soziale Orientierung. Konstruktivistische Bemerkungen zum Zusammenhang von Kognition, Kommunikation, Medien und Kultur*. Frankfurt/Main [1994].
- Schmidt, Siegfried J. (1997): *Anwendungsorientierte Literaturwissenschaft – Perspektiven eines Projekts*. In: Jäger, G./Schönert, J. (Hg.): *Wissenschaft und Berufspraxis*. Paderborn.
- Schönert, Jörg (1985): *Empirische Literaturwissenschaft. Verschlussene wissenschaftliche Anstalt oder Bastion mit offenen Toren? Überlegungen zur Organisation literaturwissenschaftlicher Theorie und Praxis*. Siegen.
- Schwanitz, Dietrich (1990): *Systemtheorie und Literatur. Ein neues Paradigma*. Opladen.
- Viehof, R. (1991) (Hg.): *Alternative Traditionen. Dokumente zur Entwicklung einer Empirischen Literaturwissenschaft*. Braunschweig.
- Werber, Niels (1992): *Literatur als System. Zur Ausdifferenzierung literarischer Kommunikation*. Opladen.

### Weitere Forschungsliteratur (Auswahl)

- Fuchs, Peter (1992): *Niklas Luhmann – beobachtet: Eine Einführung in die Systemtheorie*. Opladen.
- Gripp-Hagelstange, Helga (1995): *Niklas Luhmann. Eine erkenntnistheoretische Einführung*. München.
- Kneer, Georg/Nassehi, Armin (1993): *Niklas Luhmanns Systemtheorie. Eine Einführung*. München.
- Reese-Schaefer, Walter (1992): *Luhmann zur Einführung*. Hamburg.

## 10 Postkolonialismus

[Ungeordnete Sammlung von Informationen aus einführenden Fachtexten]

### Ausgewertete Texte

Kreutzer, Eberhard (1995): *Theoretische Grundlagen postkolonialer Literaturkritik*. In: Nünning, Ansgar (Hg.): *Literaturwissenschaftliche Theorien, Modelle und Methoden. Eine Einführung*. Trier, S. 199-213. [Kreutzer 1]

Kreutzer, Eberhard (1998): Art. *Postkoloniale Literaturtheorie und -kritik*. In: Nünning, Ansgar (Hg.): *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Stuttgart, Weimar, S. 435-437. [Kreutzer 2]

Kreutzer, Eberhard (1998): Art. *Postkolonialismus/Postkolonialität*. In: Nünning, Ansgar (Hg.): *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Stuttgart, Weimar, S. 437-438. [Kreutzer 3]

Meyer, Ruth (1998): Art. *Race*. In: Nünning, Ansgar (Hg.): *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Stuttgart, Weimar, S. 450-451.

Raman, Shankar (1995): *The Racial Turn: 'Race', Postkolonialität, Literaturwissenschaft*. Pechlivanos, Milto u.a. (Hg.): *Einführung in die Literaturwissenschaft*. Stuttgart / Weimar. S. 241-255.

### Literaturtheoretische und 'übergreifende' Voraussetzungen. Die wichtigsten Ansätze

1. 'Race' bezeichnet eher ein Problem als eine feste Kategorie, über deren Existenz wir uns alle mehr oder weniger sicher sind, selbst wenn die genaue Bedeutung strittig bleibt. Das deutsche Wort 'Rasse' ist historisch so nachhaltig belastet, dass es als Äquivalent nicht mehr in Frage kommt. Aber auch das Englische erfordert Anführungszeichen, stumme Zeugnisse der Last kolonialer Vergangenheit, die das Wort trägt. Und selbst wenn wir die historischen Gebrauchsweisen und ihre Effekte ausblenden könnten, blieben die fundamentalen philosophischen Widersprüche bestehen, die eine Verwendung von 'race' als neutrale, deskriptive Kategorie zur Markierung geschichtlicher Unterschiede unter Völkern unterminieren.

Der Konsens innerhalb der Naturwissenschaften bestätigt, dass eine genetische Information ebenso wenig wie eine Untersuchung von Verwandtschafts- oder Abstammungsbeziehungen hinreichende Kriterien zur Feststellung 'rassischer' oder ethnischer Differenzen liefern kann. (Raman, 241)

2. Dennoch: die innere Inkohärenz berechtigt uns nicht, 'race' einfach als eine rein fiktionale und folglich irrelevante Konstruktion aus der Verantwortung zu entlassen. Denn diese Fiktion hat äußerst reale Konsequenzen: „Unzählige Menschen“, so Gates (1986, 6), „werden jeden Tag getötet im Namen von Differenzen, die allein 'race' zugeschrieben werden.“ (Raman, 241)

Gefordert ist eine Reformulierung des geschichtlich situierten Begriffs zu einer signifikanten Kategorie innerhalb des umfassenden Prozesses, in dem 'Kultur' die Welt der Handelnden mit den durch ihre soziale Praxis geschaffenen Strukturen vermittelt. Literatur spielt eine bedeutende Rolle in diesem kulturellen Prozess. Sie bildet den Ort, an dem sich 'race' zu festen Oppositionen sedimentiert, aber auch den Ort, an dem die Instabilität solcher Oppositionen erkennbar werden kann. Literarischen Texten kommt eine entscheidende Funktion zu bei der Bildung ideologischer Schemata, die bestimmte Formen von sozialer Praxis konsolidieren und legitimieren. (Raman, 241f.)

3. Die Arbeiten von Gates und anderen zeigen, wie im 18. und 19. Jahrhundert in Amerika die Differenz einer mündlichen und einer schriftlichen Kultur zugleich ein Bindeglied zwischen 'rassischer' Fremdheit mit wirtschaftlicher Entfremdung bilden konnte. Andererseits konstituiert der Akt des Schreibens in den Händen derer, die unter dieser doppelten Entfremdung litten, nichts weniger als die politische Arbeit, sich selbst aus dieser Entfremdung 'herauszuschreiben'. (Gates 1986, 6-11) Der kulturelle Raum wird hier nicht als ein neutrales Feld beschrieben, wo sich die Beteiligten als Gleichgestellte miteinander auseinandersetzen, sondern er wird bestimmt durch „ein ungleiches Verhältnis zwischen dem Kolonialisten und dem Kolonialiserten, dem Unterdrücker und dem Unterdrückten“. (Said 1983, 48) Nur wenn wir diese Ungleichheit erkennen, können wir die durch die Barbarei der Zivilisation zum Schweigen gebrachten Stimmen wieder zum Sprechen bringen. (Raman, 242)

4. Ziel ist es, aus 'race' auf der Grundlage geschichtlicher Widersprüchlichkeit ein kritisches Regulativ zu gewinnen. Dazu gehört die ideologiekritische Entmystifikation von Diskursen, die zwar die Wirkungen eines strukturell oder institutionell eingeschriebenen Rassismus zu leugnen versuchen, jedoch selbst in ihm fundiert sind. Ferner ist der Reanthropologisierung der aufgespürten Mechanismen entgegenzuwirken, in der 'race' als „ewiger, essentieller Faktor der Trennung innerhalb von Gesellschaft“ (Gilroy 1987, 17) festgeschrieben würde. Da die Machtkonflikte zwischen verschiedenen Sozialgruppen die kulturelle Ausdifferenzierung einer Gesellschaft vorantreiben, könnten 'rassische' Differenzen in einen Funktionszusammenhang gestellt werden, in dem sie als natürlich oder gar notwendig erscheinen. (Raman, 242)

5. Dass menschliche Geschichte und Gesellschaft auf historisch sich entwickelnden Differenzierungen beruht, eröffnet gleichzeitig Möglichkeiten, alternative Geschichten zu schreiben, die den Spuren solcher sozialen Differenzierungen jenseits der herrschenden Kategorien folgen, in denen 'race' gewöhnlich gedacht wird. Das bedeutet natürlich nicht, dass alternative Geschichtsschreibungen völlig unabhängig von diesen Kategorien bleiben können.

Als kritisches Konstrukt stimuliert 'race' ein Umschreiben von Geschichte in der beharrlichen Kritik der überkommenen Binäroptionen, die wir verwenden, um Realität zu beschreiben und zu verstehen. (Raman, 243)

6. An einem zentralen Text der Weltliteratur, Shakespeares *A Midsummer Night's Dream*, soll nachgewiesen werden, wie durch eine nichtkanonische Lektüre eines kanonischen Textes die in der Aufklärung entstandenen Kategorien der Textanalyse problematisiert werden können. Durch die Fokussierung auf 'race' soll der Bruch zwischen den universalen oder transhistorischen Ansprüchen solcher Kategorien und dem geschichtlichen Prozess der materiellen Unterdrückung aufgezeigt werden, von dem ihre Universalisierung abhängt.

Shakespeares Text präsentiert homologe Krisen und deren Auflösungen auf den vier verschiedenen Ebenen der Nobilität, des Bürgertums, der Feenwelt und der Arbeiter. Die dramatische Auflösung in der Schlusszene, in der die romantischen Konfusionen entwirrt und in gesellschaftlich legitimierte Ehen überführt werden, konstruiert eine spezifische Auffassung von Geschichte als Prozess, in dem persönliches Begehren mit den übergreifenden Imperativen sozialen Zusammenhalts versöhnt wird. Diese Versöhnung kann aber nur zustande kommen, weil die entscheidenden Konflikte nicht ausgetragen, sondern verdrängt werden. (Raman, 243f.)

7. Die gesellschaftliche Realität von 'race' scheint hier weit entfernt. Aber wir dürfen nicht vergessen, dass die Krise aus dem Streit zwischen Oberon und Titania um den indischen Jungen hervorgeht, den Titania nicht aufgeben will. Damit ist es in erster Linie eine 'rassi-

sche' Differenz, durch die die patriarchale Hierarchie (als dessen Vertreter Oberon und Theseus fungieren) destabilisiert wird. Darüber hinaus hängt die Auflösung der Krise von der Tatsache ab, dass Oberon Titania betrügt, um den indischen Jungen von ihr zu bekommen; und erst in dieser Transformation des 'rassisch' Anderen in ein Objekt des Austauschs kann die soziale Ordnung wiederhergestellt werden. Und doch, auch wenn der indische Junge als Auslöser der dramatischen Handlung fungiert, taucht er selbst niemals im Stück auf. So bildet er dessen abwesendes Zentrum; seine getilgte Präsenz sowie seine Austauschbarkeit bleiben auf paradoxe Weise unentbehrlich für die Wiederherstellung der patriarchalischen Herrschaft. Welche Bedeutung besitzt der indische Junge – als 'abwesende Präsenz' – innerhalb der dominanten Strukturen dieser frühen Aufklärungserzählung? (Raman, 244f.)

8. Dieses Problem ist ein historisches: Shakespeares (Nicht-)Repräsentanz des indischen Jungen beruht direkt auf den besonderen geschichtlichen Praktiken und Diskursen, in denen sich die Identität dieser fremden Figur konstituiert und die die Form bestimmen, in der eine marginale Figur innerhalb des kulturellen Raums der englischen Renaissance dargestellt werden konnte. Der grundlegende Diskurs ist in diesem Fall der des Kolonialismus, durch dessen Praktiken England schließlich in Kontakt tritt mit 'Indien' – ein reales Land, das dennoch ein imaginärer Ort bleibt.

Wenn Titania begründet, warum sie den indischen Jungen nicht aufgeben will, wird dieser kolonialistische Rahmen thematisch. Titanias Beschreibung instrumentalisiert geschickt den Diskurs des merkantilen Kolonialismus, um ihren Anspruch auf das Kind zu rechtfertigen. Der indische Junge tritt für Titania – metonymisch – an die Stelle seiner abwesenden Mutter, während sein Wert – metaphorisch – den vom Abendland konsumierten indischen Waren entspricht. Seine Abwesenheit ist nichts anderes als die ungeheure Distanz, die Europa von Indien trennt, seine Anwesenheit nichts anderes als die Überbrückung dieses Abstandes in der Form der Konsumtion östlicher Waren in Europa: Titania will das Kind nicht weggeben, weil sie es schon als Teil ihrer selbst internalisiert hat. (Raman, 245f.)

9. Oberon dagegen sieht in dem Jungen ein „Wechselkind“, das einem indischen König geraubt wurde und das er nun für sich als „Knappe“ fordert. Er betrachtet ihn also als eine Art Spielmarke in einem Tauschprozess. Wenn Titania diese Sichtweise zurückweist, hebt sie die grundlegende Differenz zwischen den jeweils ausschlaggebenden Wert-Ökonomien hervor; wenn aber dann im vorletzten Aufzug der Austausch doch stattfindet, erhält Oberon nicht nur das Kind. Zugleich wird die von ihm vertretene Sozialordnung stabilisiert, die in Analogie zum merkantilistischen Kolonialismus auf der fiktionalen Basis eines gerechten und gleichwertigen Austausches beruht. Gegenüber diesem Wertsystem, in dem das Wechselkind nur als Signifikant des Tauscherts funktioniert, befürwortet Titania eine Ökonomie des Gütertausches, die auf den 'Gebrauchswerten' von Gemeinschaft, Erinnerung und gemeinsamer Freude beruht. Das Kind symbolisiert für sie eine mit seiner Mutter geteilte Vergangenheit, eine Geschichte, ein Bündel sozialer Beziehungen. Aber auch sie legt den Maßstab der kolonialistischen Ökonomie von Handel und Austausch an. Tatsächlich basieren *beide* Wertsysteme auf einer Verdinglichung des Ostens, durch die dessen Andersheit den Strukturen okzidental Denkens assimiliert werden kann. Der Osten selbst wird dabei konstruiert als eine Leerstelle, die zu nichts anderem dient, als mit dem materiellen Begehren des Abendlandes gefüllt zu werden. Es sind die Waren, die von den europäischen Handelsschiffen in die 'Heimat' getragen werden, die diesen Osten im europäischen Bewusstsein nicht nur verkörpern, sondern definieren: er ist genau der Ursprungsort dieser Waren. Im Konflikt zwischen Oberon und Titania werden die Bedeutung dieser Materialität sowie die Form ihrer Beherrschung verhandelt. (Raman, 246)

10. Oberons Sieg ist zugleich ein Sieg der Geschichtsversion, für die er steht, ein Sieg für die Erzählung der Aufklärung, die in der angestrebten Harmonisierung von individuellem Begehren und sozialer Ordnung enthalten ist. Aber die Figur des indischen Jungen verkörpert, dass sich diese optimistische Erzählung nur etablieren kann in der Herrschaft über seinen – zum Objekt gemachten – Körper. Die Übertragung des Kindes an Oberon ist ein dramatisches Bild für die materielle Unterwerfung des Kolonialisierten im kolonialistischen Tauschprozess. Am Ursprung der Geschichte von der Aufklärung und ihren universalistischen Kategorien von menschlicher Liebe und Leiden markiert ‘race’ einen kritischen Riss zwischen solchen universalistischen Ansprüchen und ihrer Verankerung in Praktiken der materiellen Unterdrückung; ‘race’ fungiert als ein Moment der Differenz, die materiell eingeführt werden muss, um die ideologische Konstitution eines abendländischen Subjekts und einer Geschichte jenseits von Differenz zu ermöglichen. (Raman, 246f.)

11. Shakespeares ambivalenter Umgang mit ‘race’ reflektiert in gewisser Weise die historische Unmöglichkeit, im 16. Jahrhundert das ethnisch Andere anders als ein vom abendländischen, imperialistischen Begehren projiziertes Objekt zu fassen. Die Auslöschung dient letztendlich den sich abzeichnenden eurozentristischen Konzepten von Subjektivität und Geschichte, die die Aufklärung entfaltet. Ihre Realität ist verankert in der materiellen Unterwerfung von Gruppen, die als ‘anders’ markiert sind, und diese Praxis ist es, die ‘race’ als Kategorie konstituiert. (Raman, 248)

12. Während einerseits ‘kanonische’ Interpretationen häufig die Logik der interpretierten Texte reproduzieren in Form einer unreflektierten Übernahme von Kategorien, an deren Entstehung und Etablierung diese Texte selbst beteiligt waren, so setzen sich andererseits Lektüren, die von literaturtheoretisch reflektierter Position aus solche ‘naiven’ Interpretationen unterlaufen wollen, dem Risiko aus, ihre *eigenen* Voraussetzungen zu universalisieren. (Raman, 248)

13. Die Tilgung von ‘race’ ist konstitutiv für solche theoretischen Orientierungen, die in der Interpretation kanonischer Texte der abendländischen Literaturtradition entwickelt wurden. Wenn dies tatsächlich der Fall ist, dann steht eine direkte Anwendbarkeit der entsprechenden Literaturtheorien auf Texte außerhalb dieser Tradition in Frage. Die Interpretation solcher Texte erzwingt vielmehr eine Transformation des theoretischen Apparates selbst. Das bedeutet nicht, dass abendländische Literaturtheorie auf nicht-abendländische Texte schlechthin unanwendbar ist – aber wir können nicht erwarten, dass ihre Applikation den gleichen Mustern folgt und zu vergleichbaren Ergebnissen führt. (Raman, 249)

14. Die Arbeit von Autoren wie Houston Baker oder Henry Louis Gates jr. konzentriert sich darauf, einerseits das Verhältnis zwischen Literaturtheorie und afroamerikanisch-kultureller Produktion zu überdenken und andererseits eine literarische und ästhetische Tradition zu entwickeln, die durch genau das bezeichnet wird, was Gates als „signifyin(g) black difference“ bezeichnet. Er lokalisiert diese Differenz in der Tatsache, dass sich ‘black’-Texte auf mindestens zwei unterschiedliche textuelle Traditionen beziehen. Einerseits werden diese Texte von der abendländischen Literaturtradition formiert und antworten auf sie, andererseits beruhen sie auf anderen, einheimischen Traditionen. Der ‘schwarze’ Text verweist nicht auf irgendeine essentielle ‘Schwärze’, gebunden an die Hautfarbe des Autors, sondern er wird genau in diesem ‘Dazwischen’ lokalisiert, d.h. er wird definiert durch den Zusammenhang, der ihn sowohl mit der abendländischen als auch mit einheimischen Literaturtraditionen verbindet, ohne dass er auf das eine oder das andere reduziert werden könnte. (Raman, 249)

15. Wir können daher die literaturtheoretische Funktion von 'race' positiv bestimmen als Rückwendung auf einheimische textuelle Traditionen, mit dem Ziel, diese *als* Traditionen zu entfalten und daraus wieder einen den Texten angemessenen theoretischen Rahmen zu erzeugen. Anvisiert wird die Dekolonisation von Literatur und Literaturtheorie. (Raman, 249f.)

16. Diesem Entwurf ist die Gefahr inhärent, „Dokolonisation zu verwechseln mit der Wiederherstellung einer [idealisierten] präkolonialistischen Realität“. (Ashcroft 1989, 30) Das von Aimé Césaire und Leopold Sedar Senghor entwickelte Konzept der *Négritude* stellt den einflussreichsten Versuch dar, die Eigenart der 'black' culture und Identität herauszustellen: „'black' culture ist eher emotional als rational; sie betont Integration gegenüber Totalität und Zergliederung; [...] sie beansprucht eine distinkte afrikanische Perspektive auf Raum-Zeit-Relationen, Ethik und Metaphysik“ (Ashcroft 1989, 21). Wie Frantz Fanon geltend macht, war der Rückgriff des *Négritude*-Konzepts auf einen vom Kolonialismus zerstörten panafrikanischen Identitätsbegriff nicht weniger fiktiv als die aus kolonialistischer Perspektive vermittelten Bilder afrikanischer Kulturen. Darüber hinaus hing diese Fiktion selbst von Kategorien ab, die die Kolonialmächte erst eingeführt hatten: 'Afrikaner' gibt es nur, weil die Differenzen verschiedener afrikanischer Stämme mit ihren vielfältigen kulturellen Traditionen durch die gemeinsame Differenz zur herrschenden Kolonialmacht überdeckt wurden. „*Négritude*“, so Fanon, „war die affektive, wenn nicht logische Antithese zur Beleidigung der Menschheit durch den weißen Mann“ (Fanon 1966, 13). (Raman, 250)

17. Diesem Problem begegnet beispielsweise Gates mit der Weigerung, 'race' als die Figur einer „endgültigen, nicht reduzierbaren Differenz zwischen Kulturen, linguistischen Gruppen oder Angehörigen spezifischer Glaubenssysteme“ zu behandeln (Gates 1985, 5). Gates liest Ismael Reeds Roman *Mumbo Jumbo* als eine kritische Reflexion über kanonische Genres des Abendlandes ebenso wie über vorausgehende 'schwarze' Versuche, eine alternative „Gefühlstruktur“ außerhalb der metaphysischen Voraussetzungen abendländischen Schreibens zu positionieren. Reed etablierte sich als Teil einer bestimmten Herkunft, indem er die überkommenen und konventionellen Gefühlsstrukturen destabilisierte, die ihn mit dieser Herkunft verbinden. (Raman, 250f.)

18. Auf der Ebene von Literaturkritik sucht Gates eine Position, die derjenigen Reeds analog ist: das zum Standard zeitgenössischer Literaturtheorie gewordene Saussuresche Konzept der Signifikation reformulierend, identifiziert Gates alternierende Modi der Signifikation, in denen sich die Eigenheit einer 'black' tradition begründet. Diese kann nun beschrieben werden als Prozess eines „signifyin(g)“, d.h. einer doppelten Signifikation, die sowohl auf „eine ununterbrochene Linie von Figurationsmustern innerhalb 'black' cultures als auch auf die kanonischen Formationen abendländischer Literatur verweist (Gates 1987, 237). Nur als Zusammenhang dieser differentiellen Verhältnisse kann der 'black'-Text definiert werden. (Raman, 251)

19. Zwei zentrale Strategien postkolonialistischer Literatur und Literaturtheorie, ihre eigene Identität zu definieren, sind zu unterscheiden: *Aufhebung* (*abrogation*) und *Aneignung* (*appropriation*). Beide Modi setzen voraus, dass die Sprache kein neutrales System für die Übermittlung fixierter Bedeutungen bildet, sondern eher als ein Medium der Macht aufzufassen ist, in der die Vorherrschaft einer Bedeutung von anderen, konkurrierenden entschieden wird. *Aufhebung* kann als Negation der normativen Kategorien verstanden werden, in denen eine imperialistische Kultur bestimmte interpretative Strukturen als die einzig gültigen und möglichen Formen des Denkens und Ausdrückens fixiert. Die Identifikation von 'Schwarze' mit Abwesenheit etwa spiegelt die historischen Verdrängungsprozesse wider, in denen

imperialistische Mächte die semantischen Zirkulationen so den kolonialen Machtstrukturen unterworfen haben, dass kolonisierte Subjekte nur noch innerhalb dieser Strukturen 'erzeugt' werden können. Das Konzept der *Aufhebung* bestreitet den Wert derartiger Normen und verweigert ihnen die Anerkennung als einzig legitime Garantie von Sinn. Für die *Négritude*-Theorie folgt aus dieser Verweigerung, dass eine 'afrikanische Erfahrung' als 'authentisch' reklamiert wird, die als alternative Repräsentation der 'Afrikaner' den Gegenpol bilden soll zur herrschenden, von einem imperialistischen Zentrum, zu dem die Afrikaner nicht gehören, getragenen Repräsentation (Ashcroft 1989).

*Aneignung* dagegen strebt eine Rekontextualisierung der kolonialistischen Sprache an, in der die impliziten geschichtlichen Verbindungen zwischen dem Schweigen innerhalb dieser Sprache und dem Zum-Schweigen-Bringen des kolonisierten Subjekts sichtbar werden. Hinter diesen Aneignungsstrategien steht die Einsicht, dass der Erfolg kolonialistischer Unterdrückung nicht nur auf ihrem direkten Zugriff auf Eigentum und Leben beruht, sondern, wie Todorov zeigt, auch auf der Kontrolle der Kommunikationsmittel (Todorov 1974). Tatsächlich können materielle Unterdrückung und Unterdrückung einheimischer Sprachen nur systematisch durch die Produktion eines Diskurses und eines Bereichs kultureller Symbolik aufrecht erhalten werden, in dem determiniert wurde, *was* das kolonisierte Subjekt wissen konnte und *wie* es wissen konnte. Ziel von *Aneignung* ist es daher, die Kontrolle über die Mechanismen und Institutionen zu erlangen, in denen Sinn erzeugt wird, das heißt, über die Strukturen, die die Erzeugung von Wissen beherrschen. Strategien der *Aneignung* unterminieren den kolonialistischen Diskurs und seine Ansprüche der Universalität und Zentralität, indem sie das Verhältnis von Sprache und der ideologischen Produktion einzelner Sinneffekte sichtbar machen. Aber jenseits dieser Subversion benötigen wirkungsvolle Aneignungsstrategien eine Form von Rezentalisierung, um die eroberte Kontrolle der kolonialen Sprache durch die Kolonisierten zu behaupten. (Raman, 251f.)

20. Postkolonialistisches Schreiben entsteht in einem Raum, der zwischen Aufhebungs- und Aneignungsstrategien gespannt ist. Es muss seine eigene Verschiebung durch die Strukturen des Kolonialismus stets zweifach verhandeln: indem es eine in Sprache und institutionelle Strukturen eingebettete koloniale Autorität negiert, während es zugleich diesen Hintergrund in eine produktive Quelle der eigenen, als historische Form im Kampf um Bedeutung gewonnenen Identität transformiert.

Im Konzept der *Négritude* wird die Logik des Imperialismus lediglich in umgekehrter Form wiederholt. Aber es gibt komplexere Aufhebungsstrategien, die sich der Unmöglichkeit einer Rückkehr stellen, d.h. der Notwendigkeit, Hybridität als historischen Zustand des kolonisierten Subjekts in der Zeit der Dekolonisation anzuerkennen (Bhabha 1986; 1989). Eine solche Reaktion besteht darin, die vom Kolonialismus privilegierte Sprache von innen her zu unterlaufen in der Transformation ihrer internen semantischen und syntaktischen Formen. (Raman, 252)

21. In seinem Roman *Voice* überträgt Gabriel Okara vorsichtig syntaktische und lexikalische Formen seiner Muttersprache Ijaw ins Englische, um die privilegierte Sprache des Imperialismus zu transformieren. Das Ergebnis ist eine hybride Sprache, die mittels des Ijaw das Englische auf neue Sinneffekte hin öffnet, um gelebte Wirklichkeit zu re-konstruieren, die selbst hybrid ist, d.h. aus einer Kombination von Fragmenten der Ijaw-Kultur mit einer kolonialistisch strukturierten Welt besteht. Das Rearrangement englischer Wörter innerhalb fremder syntaktischer und diskursiver Sprachstrukturen hebt den normativen Sprachgebrauch des Englischen auf und unterläuft dessen Verbindung mit überkommenen Formen kolonialistischer Praxis. (Raman, 253)



22. Für karibische Autoren wie Derek Walcott oder V.S. Naipaul stellt sich die Frage nicht, welche Sprache sie wählen sollen: in der Karibik haben die kolonialistischen Strukturen die ursprüngliche Kultur so vollständig aufgesogen, dass keine linguistisch unabhängigen Muttersprachen mehr existieren. Hier bleibt allein der Weg einer Reformierung des Englischen, einer umwandelnden *Aneignung* dieser die Karibik lange Zeit beherrschenden Sprache, die eine neue Geschichte und eine neue Identität formulierbar macht.

[Zu einer Textpassage von Naipaul:] Unlesbar als 'richtiges Englisch', ist der Text zu lesen als Figur, die die Bedingungen seiner Unlesbarkeit verdeutlicht: die verstellten Satzzeichen verweisen auf die Entstellungen des Kolonialismus, auf eine für den Postkolonialismus konstitutive Entfremdung. Zugleich transformiert die 'Notiz' unabsichtlich das 'richtige Englisch' und produziert einen Sinn, der gesicherte Eigentumsstrukturen unterläuft. (Raman, 253)

23. Die von Okara propagierte Strategie der *Aufhebung* ähnelt den Modi der Aneignung, in denen im postkolonialistischen Schreiben „der Sprache [der kolonialistischen 'Metropolen'] die Last der eigenen kulturellen Erfahrung [der kolonialisierten 'Peripherie'] aufgebürdet wird“ (Ashford, 1989, 38). In der Tat können wir die Verschmelzung des Englischen mit Ijaw in Okaras Texten als eine *Aufhebung* durch *Aneignung* verstehen: der Gebrauch des Ijaw negiert die normativen Sprachstrukturen des Englischen, um diese als Ijaw, als die eigene Muttersprache zu reformulieren. Nichtsdestoweniger bekräftigt Okara in dieser Figur die Umwandlung der dominanten Position der englischen Sprache noch einmal, weil er weder Notwendigkeit noch Richtung einer solchen Umwandlung hinterfragt. Die ideologischen Effekte des Kolonialismus manifestieren sich in dem unreflektierten Bedürfnis, Englisch zur Zielsprache von Übersetzungen zu machen. (Raman, 254)

24. Im größten Teil der Karibik (uns bis zu einem gewissen Grad auch in Indien) lässt die spezifische Form kolonialistischer Herrschaft (nur) die Möglichkeit, die Spannung zwischen 'ordentlichem' Englisch und lokalen Varianten für eine eigenständige Literatur produktiv zu nutzen. Die Konstellation, die Ngugi für Afrika beschreibt, sieht anders aus: während der „Imperialismus immer noch die Wirtschaft, die Politik und die Kulturen kontrolliert“, formieren sich „die unaufhörlichen Kämpfe des afrikanischen Volkes um eine eigene kreative Rolle in der Geschichte mit Hilfe der tatsächlichen Kontrolle aller Möglichkeiten gemeinschaftlicher Selbstbestimmung in Raum und Zeit“ (Ngugi 1985). Diese *Aneignung* geht aus von dem Versuch, das Verhältnis der Sprachen kolonialistischer (und postkolonialistischer) Verwaltungen zu den anderen afrikanischen Sprachen neu zu bestimmen. Ngugi bestreitet nicht den Einfluss der englischen, französischen oder portugiesischen Literatur auf moderne afrikanische Texte, er kämpft jedoch dagegen, diesen Einfluss als quasi 'natürliche' Gegebenheit zu akzeptieren und zu affirmieren. Seine Argumentation will die Texte afrikanischer Traditionen neu positionieren: statt etwa über den Ort afrikanischer Literatur innerhalb anglistischer Fakultäten zu diskutieren, sollte diese Literatur selbst „ins Zentrum [rücken], damit wir andere Kulturen in Relation zu ihr betrachten können“ (Ngugi 1972). (Raman, 254f.)

25. Das Joch des Kolonialismus abzuwerfen bedeutet, wie Frantz Fanon immer wieder betont hat, noch nicht das Ende des Kampfes gegen den Kolonialismus. Dieser besteht in einer postkolonialen Welt fort – in Form institutioneller Strukturen und ihrer Internalisierung, in Form unreflektierter Kategorien und Praktiken, die die Grenzen dessen bestimmen, was gedacht und erlebt werden kann.

Analog hierzu bedeutet die Realität dessen, was wir als postkoloniale Verfassung bezeichnen könnten, nicht, dass wir 'race' hinter uns gelassen haben. An die Stelle der expliziten Formen der Unterdrückung ist deren implizites, aber umso beharrlicheres Fortwirken in-

nerhalb gelebter Strukturen unserer sozialen Welt getreten. *The racial turn* beschreibt eine Reformulierung von Geschichte und Literatur mit dem Ziel, die Bedingungen der Unterdrückung in Bedingungen der Befreiung zu verwandeln. Die Spannungen, die aus dieser doppelten Bewegung resultieren, sind auf der Ebene der Literaturtheorie unüberwindbar, denn sie sind Symptome einer Krise innerhalb der Lebenswelt. Literatur und ihre Kritiker tragen zur Überwindung dieser Krise bei, insoweit sie eine Transformation der alltäglichen Praktiken und ihrer Bedeutungen ermöglichen. (Raman, 255)

26. *Postmodernism, poststructuralism, postcolonialism*: Unser Bewusstsein von einer Übergangszeit an der Jahrtausendwende kommt in einer Reihe schon inflationärer *post*-Bezeichnungen zum Ausdruck, die deutlicher das Ende der vorangegangenen Epoche oder Phase markieren als den Tenor der neuen bestimmen.

Das abgrenzende Präfix *post* ist nicht einfach gleichbedeutend mit *nach* oder *anti*, sondern auch *jenseits*. (Kreutzer 1, 199)

27. Zum Postkolonialismus: Der weltgeschichtliche Bezugspunkt ist dabei die Auflösung der von den europäischen Mächten errichteten Kolonialreiche, die Nachwirkung des imperialen Erbes in den neu entstandenen Nationen (etwa in der Anverwandlung kolonialistischer Denk- und Handlungsmuster) und die Rückwirkung auf die imperialen Zentren durch den Zustrom von Einwanderern aus der Dritten Welt, die etwas vom Konfliktpotential dieses Erbes nach Europa getragen und unseren Kontinent multikulturell verändert haben. Eine komplizierte Überlagerung dieses Prozesses ergibt sich aus der Übernahme einer neoimperialen Rolle durch die Supermacht USA, die weltweit politisch interveniert, ökonomisch dominiert und kulturell Einfluss nimmt.

Die postkoloniale Literaturkritik hat ein von politischen Implikationen und kulturhistorischen Prozessen unablässbares Literaturverständnis. (Kreutzer 1, 199)

28. Es ist kein Zufall, dass die entscheidenden Impulse zur Konstitution der postkolonialen Literaturkritik von der Beschäftigung mit englischsprachiger Literatur ausgegangen sind. Denn keines der Kolonialreiche war so weltumspannend, dauerhaft und erfolgreich wie dasjenige Großbritanniens.

Die Entstehung anglophoner Literaturen in den ehemaligen Kolonien Großbritanniens hat der literarischen Weltkarte erheblich veränderte Konturen verliehen. Als neue bzw. neuerdings registrierte englischsprachige Literaturen haben sie aufgrund ihrer perspektivischen Abweichungen zugleich die Revision der aus der Kolonialzeit stammenden englischen Literatur nahegelegt. Im übrigen berühren diese Literaturen aus Übersee sich aufs engste mit der in Großbritannien aufgekommenen ethnischen Minderheitenliteratur der Immigranten aus dem Commonwealth. Gegenstand der postkolonialen Literaturkritik ist somit grundsätzlich die gesamte anglophone Literatur, die direkt oder indirekt auf die ehemaligen Kolonien Bezug nimmt. (Kreutzer 1, 199f.)

29. Zum mehrdeutigen Begriff *postcolonial*: Das Wort kann einmal als historische Bezeichnung verstanden werden, die den Zeitraum nach der Kolonialherrschaft und seit der nationalstaatlichen Unabhängigkeit der ehemaligen Kolonien umreißt. In diesem Sinne ist der Begriff gleichbedeutend mit *post-independence*. Als historische Epochenbezeichnung lässt er sich am ehesten auf die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg anwenden, in der die meisten Dritte-Welt-Länder diesen Status erreichten.

Der historische Begriff besagt nicht, dass mit der Unabhängigkeit der neuen Nationen das Phänomen des Kolonialismus überwunden sei. Zur Betonung dieses Unterschieds werden meist für die historisch begrenzbare Phase der direkten Abhängigkeit der unterworfenen Kolonien der Begriff *colonial* und für die Zeit davor und danach die Begriffe *pre-colonial* und

*post-colonial* verwandt, während für die wesentlich umfassendere, tiefer gehende und stark nachwirkende Beeinflussung indirekter Art sich der Begriff *imperial* durchgesetzt hat.

In seiner zweiten, kultur- und literaturwissenschaftlich bevorzugten Bedeutung wird der Begriff *colonial* weiter gefaßt und häufig im Sinne von *anti-imperialist* verwendet. Der Begriff läßt sich dann auf sämtliche Wechselwirkungen zwischen (*ex*)*colonizer* und (*ex*) *colonized* anwenden.

Führende Vertreter der postkolonialen Literaturkritik wie Said oder Bhabha betrachten zwar prinzipiell beide Seiten der vom „imperialen Prozess“ geprägten Literatur, in der veranschaulichenden Praxis der Textanalyse konzentrieren aber sie sich meist entweder auf die imperialistischen Implikationen der englischen Literatur (Said) oder auf die antiimperialistischen Strategien der englischsprachigen Literaturen außerhalb Großbritanniens und der USA bzw. der ethnischen Minoritätenliteratur in beiden Ländern (Bhabha) (Kreutzer 1, 200f.)

30. Man kann also in der postkolonialen Literaturkritik zwei Hauptansätze unterscheiden. Wir haben einmal die vorrangige Analyse der vom Kolonialismus geprägten Texte der englischen Literatur aus postkolonial ideologiekritischer Sicht. Die generell den sozialen Kontext einbeziehende Diskursanalyse wird hier auf koloniale Texte angewandt, um deren imperiale Denk- und Ausdrucksmuster offen zu legen und zu hinterfragen. Wir haben zum anderen die Analyse der englischsprachigen Literaturen der (ehemaligen) Kolonien, deren Texte überwiegend aus einer fortgesetzten, variabel artikulierten anti-imperialistischen Reaktion heraus begriffen werden. Dabei zeichnet sich insgesamt eine Verlagerung zum zweiten Ansatz ab. (Kreutzer 1, 201)

31. Kritik ist vor allem gegen ein Verständnis von *postcolonialism* vorgebracht worden, das mehr Homogenität und Kontinuität beansprucht als der bezeichneten Sache zukommt. Es besteht dabei die Gefahr, dass die Welt wieder auf eine binäre Opposition wie eben *colonial/postcolonial* reduziert wird, so sehr die meisten postkolonialen Kritiker sich gegen „essentialistische“ Denkweisen verwahren. Und selbst wenn man den Begriff auf die *post-independence*-Phase einschränkt, fragt sich etwa, ob die daraus hervorgegangene Literatur wirklich vergleichbare anti-imperialistische Grundzüge aufweist und – elementarer noch – ob sie überhaupt maßgeblich am Problem des Kolonialerbes interessiert ist.

Die semantischen Vorzeichen der Begriffe sollten nicht im Sinne allzu festgelegter Ideen die Analyse bestimmen. Die Hauptverfechter der postkolonialen Literaturkritik entgehen nicht immer dieser Gefahr, zumal wenn sie exemplarische Textinterpretationen einem systematischen Modell einpassen. Doch oft argumentieren sie auch differenzierter als ihre Grundkonzepte es nahelegen. (Kreutzer 1, 201f.)

32. Edward W. Saims Studie *Orientalism* (1978) hat die postkoloniale Literaturkritik begründet. Said greift in dem Buch Ideen von Frantz Fanon und Michel Foucault auf. Fanon beschäftigte sich in seinen Hauptwerken mit den psychischen und sozialen Folgen des Kolonialismus, die eine Eskalation der Gewalt mit sich bringen. Er analysierte zumal die Rasediskriminierung, die in ihrer fiktiven Stereotypik die Basis des Kolonialsystems bildet, indem sie das Selbstwertgefühl der Schwarzen zerstört oder sie in die selbstentfremdende Anpassung treibt. Ein „manichäischer Wahn“ erzeugt mit der Dichotomie von Unterdrücker und Unterdrücktem zugleich die einseitig koordinierten Gegensätze von Schwarz und Weiß, Wahr und Falsch, Gut und Böse, die als Grundelemente eines Herrschaftsdiskurses das repressive System stabilisieren. Der Prozess der Entkolonialisierung beginnt mit der Entmythisierung solcher Denkmuster, endet aber keineswegs mit der nationalen Befreiung, da diese nicht die Machtübernahme einer kolonialistisch gesinnten einheimischen Bourgeoisie verhindern kann und eine revolutionäre Veränderung des Gesellschaftssystems nach

sich ziehen muss. Auch Foucault setzt sich kritisch mit dem systemerhaltenden Herrschaftsdiskurs auseinander.

Said wendet solche Denkansätze in *Orientalism* auf den hegemonialen Diskurs an, mit dem der Westen ein diskriminierendes, quasi-mythisches Bild vom Orient entworfen und eine sich davon abhebende eigene Identität geschaffen hat, um mit der Autorität des Überlegenen den Raum des islamisch-arabischen Nahen Ostens kolonialistisch beanspruchen zu können. Das geschieht in der Praxis durch die bewusste oder unbewusste Manipulation der Darstellung des Orients in Wort und Bild, die einseitige Verfolgung wissenschaftlicher Interessen, Verbreitung weltanschaulicher Doktrinen oder Bereitstellung kultureller Dokumentation (einschließlich der stereotypisierenden Unterstellung einer orientalischen Disposition zur Irrationalität, Sensualität, Dekadenz, Feminität, Despotie, Brutalität). Orientalismus ist für Said die kontinuierliche Projektion eines so „orientalisierten“ Orients, und die Analyse des orientalistischen Diskurses, wie er in diversen Texten explizit oder implizit zum Ausdruck kommt, hat entsprechende Denk- und Ausdrucksschemata kritisch offen zu legen und intertextuell auf rekurrente oder historisch modifizierte Vorstellungsmuster hin zu sichten. (Kreutzer, 202f.)

33. Said berührt sich im Ansatz und in der Methode offensichtlich mit Frederic Jameson, dem amerikanischen Anglisten, der in *The Political Unconscious* (1981) eine dialektisch ideologiekritische Texttheorie entwirft, indem er Texte von historisch bedingten inneren Widersprüchen und zumal durch vom kollektiven politischen Unbewussten gesteuerte Aussparungen gekennzeichnet sieht: Funktion der Textanalyse ist das Herausbringen des Nichtgesagten. (Kreutzer, 203)

34. Said entwickelt in *Culture and Imperialism* (1993) sein Konzept in zweierlei Hinsicht weiter. Er zielt nun auf eine umfassende Theorie des Zusammenhangs von Kultur und Imperialismus, indem er den Gegenstandsbereich auch auf außerorientalische Kolonien ausdehnt. Er betont sodann stärker die anti-imperialistischen Widerstände, um zu einem ausgeglichenerem Bild der Kolonialisierungs- und Entkolonisierungsprozesse zu kommen.

Leitidee des Buches ist die „kontrapunktische Lesestrategie“. Said versucht damit, von den binären Oppositionen wegzukommen. Entsprechend lehnt er essentialistische Argumentationen – im Namen etwa *des* Europäers gegen *den* Afrikaner oder auch umkehrt – entschieden ab und bemüht sich um eine differenzierte Erfassung der Heterogenität einer Kultur, jener als dynamische Vielfalt positiv verstandenen Hybridität, die letztlich – seiner Ansicht nach – jede Kultur kennzeichnet. (Kreutzer 1, 203)

35. Said wendet sich dem „kulturellen Archiv“ europäischer Texte zu, die mehr oder weniger ausgeprägt imperiale Züge aufweisen. Er zeigt anhand von Texten vornehmlich der englischen Literatur seit dem 17. Jahrhundert, wie das Zentrum des entstehenden Empire mit der kolonialen Peripherie assoziiert wird, die als profitable Ressource, aber kulturelle Provinz, wenn nicht gar barbarische Außenwelt erscheint. Lange vor dem eigentlichen *Age of Empire* in spätviktorianischer Zeit gab es ethnozentrische Schriften, deren offener Rassismus im eklatanten Widerspruch zur Humanität ihrer Autoren steht.

Said zeigt, wie z.B. Joseph Conrad trotz seiner deutlichen Kritik des Kolonialismus als eines ausgesprochen korrupten Systems letztlich doch seiner Zeit verhaftet bleibt, da er keine grundsätzliche Alternative erkennt, die den Kolonialvölkern des dunklen Kontinents das Recht auf Eigenständigkeit erlauben würde.

Said verweist darauf, dass die Ideologiekritik den Werken nichts von ihrer Komplexität nimmt – als Erzeugnisse der kreativen Imagination lassen sie sich nicht als Reflexe außerliterarischer Vorgaben reduzieren. (Kreutzer 1, 204)

36. Zur kontrapunktischen Sicht Saids gehört, dass er die europäische Kultur stärker von nicht-europäischen Einflüssen geprägt sieht, als diese ihrem Verständnis nach vielfach zugeben mag. Schon die Quellen der abendländischen Tradition in der Antike waren stärker von Asien und Afrika geprägt als die spätere Geschichtsschreibung wahrhaben will. (Kreutzer 1, 204f.)

37. Bei der Entwicklung einer anti-imperialistischen Opposition in den Kolonien und neuen Nationen während des 20. Jahrhunderts macht Said drei Schwerpunkte aus. Zunächst steht die Rückgewinnung der eigenen Geschichte, die Wiederbelebung bodenständiger Literatur (etwa der *oral tradition*), die volle physische und geistige Rückeroberung und Inbesitznahme des Landes im Vordergrund. Dann entstehen in der Reibung mit der Kultur der Kolonialmacht konternde Alternativen von der Peripherie aus, die auch die Kultur des selbsternannten imperialen Zentrums verändert. Schließlich wird die vorübergehend zwangsläufig national orientierte Phase der in den ehemaligen Kolonien wiederbelebten und neu entstandenen Kultur in Richtung einer umfassenderen Idee von freier, humaner Gemeinschaft überwunden. So kann eine neue Weltliteratur entstehen – im Sinne der interkulturell vernetzten *einen* Welt, in der eine Pluralität von Texten zum gleichberechtigten Austausch kommt. Die größte Gefahr für die Weiterentwicklung so positiver Ansätze sieht Said in den imperialistischen Tendenzen, die von den USA ausgehen, nicht zuletzt mit Hilfe der Massenmedien, die sich weltweit amerikanisierend oder polarisierend auswirken. (Kreutzer 1, 205)

38. Der zweite Repräsentant der postkolonialen Literaturkritik ist der Inder Homi Bhabha, dessen Essaysammlung *The Location of Culture*(1994) sich in wesentlichen Punkten mit Saids Ideen berührt, auch wenn er stärker psychoanalytische Betrachtungsweisen einbezieht und sein literarisches Material häufiger aus der zeitgenössischen Literatur der postkolonialen Länder bzw. den Diaspora-Literaturen nimmt. Beide schreiben mit dem persönlichen Engagement des aus der Dritten Welt kommenden Kosmopoliten; beide argumentieren eklektizistisch und knüpfen vor allem bei Fanon und Foucault an; beide betrachten die Literatur im politischen Kontext und als kulturelles Phänomen im interdisziplinären Vergleich mit anderen Texten, Künsten und Medien; beide betrachten den Prozess kultureller Identitätsbildung als Artikulation von Differenzen und sehen zumal die Notwendigkeit unterdrückter oder verdrängter Kulturen, gegen die bevormundende Repräsentation ihrer selbst zu intervenieren. In Übereinstimmung mit Said insistiert Bhabha auf dem Prinzip einer Hybridität, die gegen die hegemonialen Darstellungsnormen Widerstand anmeldet und Gegen Darstellungen geltend macht, ohne die Opposition nur umzupolen. Bhabhas postkoloniales Projekt verfolgt eine „Befreiungsästhetik“, deren Entwicklungspotential er am ehesten in der *double vision* der im Grenzbereich zwischen den Kulturen sich bewegenden Migranten und Randständigen erkennt. Die so positionierten Künstler können die komplexe Grenz-zonenperspektive in kreativer Übersetzungs- und Transformationsarbeit vermitteln und so paradigmatisch dazu beitragen, dass soziale Gegensätze nach Rasse, Klasse, Geschlecht, Nation, Generation oder Standort überwunden werden. (Kreutzer 1, 206f.)

39. Als dritte muss die Inderin Gayatri Chakravorty Spivak genannt werden, näher als die beiden anderen an Derridas Dekonstruktionsphilosophie und zugleich entschiedener marxistisch, vor allem aber feministisch engagiert. Bei ihr findet jene *race-gender-class*-Triade, die der postkolonialen Perspektive besonders nahe liegt, ihre volle Auswirkung. Dabei geht es ihr zumal um eine – der eigenen Privilegiertheit kritisch bewusste – Problematisierung der Situation jener „subalternen“ Mehrheit der unterdrückten ländlichen Bevölkerung Südasiens, von deren Bewusstseinslage und Artikulationsmöglichkeiten eine repräsentative Darstellung der Region entscheidend abhängt. Sie berührt sich darin eng mit dem progres-

siven Projekt der „Subaltern Studies“, das von einer Gruppe indischer Historiker verfolgt wird. Die südasiatische Frau ist doppelt unterdrückt, sie ist als Opfer der einheimischen patriarchalischen Tradition und des britischen Imperialismus zum Schweigen verurteilt und kann auf keine angemessene historische Beschreibung ihrer Situation hoffen.

Sie postuliert eine Kritik der Entwicklungsideologie, deren Bezugsrahmen gleichermaßen den „transnationalen Migranten“ in der Ersten Welt und den „obskuren Subalternen“ in der Dritten Welt erfasst. (Kreutzer 1, 206f.)

40. Einen systematischen Überblick über die Theorie und Praxis der postkolonialen Literaturen liefern die drei Anglisten Bill Ashcroft, Gareth Griffiths und Helen Tiffin in *The Empire Writes Back* (1989). Ihr Modell beruht auf folgenden Gedanken. Die postkolonialen Literaturen können nicht einfach als „Verzweigungen“ der englischen Literatur angesehen werden, sondern sind als Ausdruck eines Entkolonisierungs- und Dezentralisierungsprozesses zu verstehen, der nach dem komplementären Prinzip der „abrogation und appropriation“ verläuft. Gemeint ist damit die subversive Verweigerung des imperialen Diskurses und die spannungsvoll dagegensetzte Aneignung eines eigenständigen indigenen Diskurses. Diese kritische Neuorientierung vollzieht sich in einer dynamischen Hybridität, die kreative Energien freisetzt.

Dieser Zielvorstellung dient weder eine regressive Wiederanknüpfung an „unverfälschte“ vorkoloniale Kulturtraditionen noch die pure Abkapselung einer auf nationale, regionale Selbständigkeit fixierten Kultur, da beide Tendenzen den kolonialgeschichtlichen Einfluss leugnen: Die fortgesetzte Auseinandersetzung mit der „aufgefropften“ Kultur ermöglicht erst die signifikante Produktivität und globale Progressivität dieser Literaturen. Eine zentrale Aufgabe kommt dabei der Hinterfragung des imperialen Diskurses durch die Strategien des *rereading* und *rewriting* zu, d.h. der Revision des Kolonialerbes durch die Rekonstruktion der Geschichte und Reinterpretation der Literatur. Der literarische Kanon muss gründlich enthierarchisiert werden, das Einzelwerk der englischen Literatur neu gedeutet oder mit schöpferischen Alternativversionen beantwortet werden. Beispiel: Jean Rhys *Wide Sargassa Sea* (1966). (Kreutzer 1, 207f.)

In der subversiven Verweigerung des imperialen Diskurses (*abrogation*) und der Aneignung eines indigenen Diskurses (*appropriation*) entsteht eine dynamische Hybridität. (Kreutzer 2, 436)

41. Die drei australischen Anglisten stehen den Theorien von Said, Bhabha und Spivak recht nahe, zumal in der Betonung des Hybriditätsprinzips.

Der literarische Entkolonisierungsprozess beginnt für sie bei der Sprache: Dem privilegierten Standard des (großgeschriebenen) *English* werden die Varietäten des (kleingeschriebenen) *english* entgegengesetzt, die durch karibische, indische, australische und andere Besonderheiten dieser Art markiert sind. Die stilistische Palette reicht hier vom dosierten Einsatz eines einheimischen Vokabulars über das *code switching* zwischen Standard und Varietät bis zur varietätenspezifischen Durchstilisierung eines Textes. (Kreutzer 1, 208)

42. Im Hinblick auf die Entwicklungszusammenhänge dieser Literaturen unterscheiden die Verfasser drei Modelle der Theoriebildung: 1. nationale oder regionale Theorien, die sich den Wesensmerkmalen einer Nationalliteratur wie der kanadischen oder einer übernationalen Regionalliteratur wie der karibischen widmen; 2. ethnische Theorien, die sich auf die Literatur einer Rasse wie der schwarzen konzentrieren, um die Gemeinsamkeiten eines „atlantischen“ *black writing* zu kennzeichnen; 3. komparatistische Theorien, die den zwischen diversen Literaturen bestehenden Wechselwirkungen oder Affinitäten gelten. (Kreutzer 1, 209)

43. Die von postkolonialen Autoren formulierten Poetiken offenbaren Orientierungsversuche, die von Besonderheiten des eigenen Kulturraums, der eigenen ethnischen Gruppe oder des Kolonialerbes der eigenen Nation ausgehen, um spezifische Schreibweisen zu entwickeln. So gehört es zu den Besonderheiten des indischen Subkontinents, dass hier eine Jahrtausende zurückreichende literarische Kultur mündlicher wie schriftlicher Überlieferung existiert und eine Reihe selbständiger Sprachen der Gegenwartsliteratur zur Verfügung stehen. Indische Autoren tragen dem Rechnung, indem sie etwa auf das Motivrepertoire der Sanskrit-Epen oder mündliche Erzählmethoden zurückgreifen. Zugleich treffen sie mit der Wahl der Schreibsprache eine folgenreiche Entscheidung, die auf nationale Kommunikationsmöglichkeiten wie internationale Literaturmarktbedingungen Rücksicht nimmt und im Fall indoenglischer Texte vielfach dazu führt, dass ein kosmopolitisches Publikum um den Preis eines urban verkürzten Indienbildes erreicht wird. (Kreutzer 1, 209)

44. ... Said und Bhabha, die mit dem Stichwort *postcolonial* den Schlüssel zu einer an der Jahrtausendwende wegweisenden Weltansicht gefunden zu haben meinen.

Gegen die alles vereinnahmende Idee der postkolonialen Perspektive. Vielleicht wäre eine neutralere Perspektive hier schon hilfreich. Ähnlich wie man „Multikulturalität“ als sachliche Bezeichnung für die Existenz diverser Kulturen in einem Bezugsfeld vom „Multikulturalismus“ als programmatisch geprägtem Schlagwort unterscheiden kann, lässt sich „Postkolonialität“ als Sachbegriff für eine historische Befindlichkeit nach der Kolonialzeit verstehen und vom „Postkolonialismus“ als ideologiekritisch besetztem Begriff abheben. (Kreutzer 1, 212)

45. Postkoloniale Literaturtheorie und -kritik: Theorie und Kritik, die aus Ansätzen des Postkolonialismus heraus die vom Kolonialismus beeinflussten bzw. sich von ihm absetzenden Literaturen zum Gegenstand hat. Die Theorie wurde u.a. E.W. Said, G.Ch. Spivak und H.K. Bhabha, Lit.wissenschaftlern aus der 'Dritten Welt', in den USA und England seit den späten 70er-Jahren entwickelt, wobei der frz. Poststrukturalismus entscheidende Anstöße gab und auch einige Affinitäten zu Postmoderne/Postmodernismus bestehen. (Kreutzer 2, 435)

46. Im weitesten Sinne ist die (von der Theorie auch zunehmend beeinflusste) Kritik definierbar als „a set of reading practices ... preoccupied principally with analysis of cultural forms which mediate, challenge or reflect upon the relations of domination and subordination – economic, cultural and political – between (and often within) nations, races and cultures, which characteristically have their roots in the history of modern European colonialism and ... continue to be apparent in the present era of postcolonialism“ (Moore-Gilbert 1997, 12). (Kreutzer 2, 435)

47. Race (dt. Rasse), biologische und anthropologische Differenzierungskategorie, die im Rahmen der Klassifikationsprojekte der Aufklärung zentral relevant für die Beschreibung und Erfassung des Menschen wurde. Mit den darwinistischen Theorien des späten 19. Jhs. wurde R. endgültig zur Leitmetapher für human- wie sozialwissenschaftliche Diskurse, zum Bezugspunkt für hierarchisierende Modelle von Natur und Gesellschaft. Ideologische und wissenschaftliche Interessen liefen ineinander.

Inzwischen ist der Begriff in bezug auf den Menschen wissenschaftlich weitgehend diskreditiert, erweist sich aber weiterhin als ideologisch höchst wirksam. (Meyer, 450f.)

48. Aufgrund der Einsicht, dass R. eher kulturell als biologisch kodiert ist, kommt die Begriffsdefinition der der Ethnie oft sehr nahe.

Eine Reaktion auf die Einsicht in die ungebrochene Wirksamkeit des Begriffs ist seine Neubesetzung im Engl. Anders als 'Rasse' wird R. v.a. von schwarzen Kritikern nicht rein pejorativ gebraucht, sondern als Mittel der Selbstsetzung und Abgrenzung gegenüber dem weißen Mainstream affirmiert. (Meyer, 451)

49. Die lit.wissenschaftlichen Debatten um R. werden in der Postkolonialen Lit.theorie und -kritik intensiv geführt.. So wies K.A. Appiah auf die Bezüge zwischen den Konzepten R. und *nation* hin, die gerade durch literar. Texte hergestellt und kontinuierlich neu verhandelt werden. (Meyer, 451)

50. Morrison war eine der ersten Kritikerinnen, die ihre Aufmerksamkeit von *blackness*, d.h. schwarzer Differenz, auch auf *whiteness*, d.h. den weißen Status quo, ausweitete, und damit die Konstruiertheit sämtlicher ethnischer Stereotype zum Ausgangspunkt ihrer Untersuchung machte. (Meyer, 451)

### Wichtige Vertreter und Werke (Auswahl)

Appiah, Anthony (1984): *Strictures on Structures. The Prospects für a Structuralist Theory of African Fiction*. In: Gates, Henry Louis, Jr. (Hg.) (1984): *Criticism in the Jungle. Black Literatur and Literary Theory*. New York.

Appiah, Anthony (1986): *The Uncompleted Argument. Du Bois and the Illusion of Race*. In: Gates, Henry Louis, Jr. (Hg.): *'Race', Writing and Difference*. Chicago.

Ashcroft, Bill/Griffith, Gareth / Tiffin, Helen (1989): *The Empire Writes Back. Theory and Practice in Post-Colonial Literatures*. London.

Ashcroft, Bill u.a. (Hg.) (1997): *The Post-Colonial Studies Reader*. London.

Baker, Houston A., Jr. (1986): *Caliban's Triple Play*. In: Gates, Henry Louis, Jr. (Hg.): *'Race', Writing and Difference*. Chicago.

Balibar, Etienne (1991): *Is There a 'Neo-Racism'?* In: Balibar, Etienne /Wallerstein, Immanuel: *Race, Nation, Class: Ambiguous Identities*. London.

Bhabha, Homi. K. (1986): *Signs Taken for Wonders: Questions of Ambivalence and Authority under a Tree Outside Delhi, May 1817*. In: Gates, Henry Louis, Jr. (Hg.): *'Race', Writing and Difference*. Chicago.

Bhabha, Homi. K. (1989): *Remembering Fanon. Self, Psyche, and the Colonial Condition*. In: Kruger, Barbara / Mariani, Phil (Hg.): *Remaking History*. Seattle.

Bhabha, Homi (1994): *The Location of Culture*. London.

Fanon, Frantz (1966): *The Wretched of the Earth*. New York.

Gates, Henry Louis, Jr. (Hg.) (1984): *Criticism in the Jungle. Black Literatur and Literary Theory*. New York.

Gates, Henry Louis, Jr. (1987): *Introduction: Writing 'Race' and the Difference It Makes*. In: ders. (Hg.) (1995): *'Race', Writing and Difference*. Chicago.

Gilroy, Paul (1987): *'There Ain't No Black in the Union Jack'*. London.

LaCapra, D. (Hg.) (1991): *The Bounds of Race*. Ithaca.

Loomba, A. (1998): *Colonialism/Postcolonialism*. London.

Mongia, P. (Hg.) (1996): *Contemporary Postcolonial Theory. A Reader*. London.

Morrison, T. (1992): *Playing in the Dark. Whiteness and the Literary Imagination*. Cambridge, Mass.

Ngugi wa Thiong'o (1972): *Homecoming: Essays on African and Carribean Literatur, Culture and Politics*. London.

Said, Edward (1978): *Orientalism*. New York.

Said, Edward (1983): *The World, the Text, and the Critic*. Cambridge, Mass.

Said, Edward (193): *Culture and Imperialism*. London.

Spivak, Gayatri Chakravorty (19789): *In Other Worlds: Essays in Cultural Politics*. New York.

Todorov, Tzvetan (194): *The Conquest of America: The Question of the Other*. New York.



Williams, Patrick/Christman, Laura (Hg.) (1993): *Colonial Discourse and Postcolonial Theory: A Reader*. Hemel Hempstead.

### **Weitere Forschungsliteratur (Auswahl)**

Childs, P./Williams, P. (1997): *An Introduction to Postcolonial Theory*. London.

Gandhi, L (1998): *Postcolonial Theory. A Critical Introduction*. Edinburgh / New York.

Moore-Gilbert, B (1997): *Postcolonial Theory. Contexts, Practices, Politics*. London.

Young, R.C.J. (1998): *Postcolonialism. An Historical Introduction*. Oxford.

## 11 Weitere aktuelle Positionen (Kulturelles Gedächtnis, Interkulturelle Hermeneutik, Medientheorie)

### 11.1. Kulturelles Gedächtnis/Archäologie der literarischen Kommunikation

[Ungeordnete Sammlung von Informationen aus einführenden Fachtexten]

#### Ausgewertete Texte

Assmann, Aleida und Jan (1995): *Exkurs: Archäologie der literarischen Kommunikation*. In: Pechlianos, M u.a. (Hgg.): *Einführung in die Literaturwissenschaft*. Stuttgart, S. 200-206.

Martinez, Martias (1997): *Dialogizität, Intertextualität, Gedächtnis*. In: Arnold, H.L./Detering, H. (Hg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München, S. 444-445.

#### Literaturtheoretische und 'übergreifende' Voraussetzungen. Die wichtigsten Ansätze

1. Der französische Historiker Maurice Halbwachs entwickelte in den zwanziger Jahren sein Konzept des *kollektiven Gedächtnisses* („*mémoire collective*“), das inzwischen zu einer maßgeblichen Quelle kulturanthropologisch orientierter Literaturwissenschaft geworden ist. Halbwachs meint, das individuelle Gedächtnis des einzelnen sei stets von Formen des kollektiven Gedächtnisses geprägt. Soziale Bezugnahmen organisieren und stabilisieren die persönliche Erinnerung an vergangene Ereignisse. Im Unterschied zur abstrakten „Geschichte“, die der Historiker idealiter zu beschreiben versucht, wird das kollektive Gedächtnis vom Bedürfnis der jeweiligen Gruppe nach Konstruktion einer sinn- und identitätsstiftenden Vergangenheit bestimmt. (Martinez, 444f.)

2. In den letzten Jahren hat der Ägyptologe Jan Assmann Halbwachs' Konzept des kollektiven Gedächtnisses aufgenommen und in die beiden Untertypen eines „kommunikativen“ und eines „kulturellen Gedächtnisses“ zerlegt. Das *kommunikative Gedächtnis* beruht auf persönlich beglaubigten Erinnerungen an zeitgenössische Ereignisse. Nach ungefähr achtzig Jahren weicht das kommunikative Gedächtnis der Zeitzeugen dem *kulturellen* Gedächtnis. Dieses gestaltet Vergangenheit mit Hilfe von festen Objektivationen sprachlicher und nichtsprachlicher Art.

(> *Literaturtheoretische Grundannahmen*) Der literarische Text wird in den übergreifenden Rahmen der kulturellen Sinnproduktion gestellt. (Martinez, 445)

3. Als wir Mitte der siebziger Jahre den Plan zu dem Unternehmen „Archäologie der literarischen Kommunikation“ fassten, hatte die Konjunktur der Theoriebildung in den Sprach- und Literaturwissenschaft ihren Höhepunkt erreicht. Die historische Dimension drohte darüber vollkommen aus dem Blick zu geraten.

Archäologie: das bedeutete nicht nur die zeitliche Abfolge literarischer Diskurse, sondern die Frage nach Anfängen und Ursprüngen, Vorstufen und Vorschulen, also über die Literatur in einem engeren Sinne hinaus in das, was ihr voraus- und zugrunde liegt, sie hervorbringt und ermöglicht. Der Archäologie der literarischen Kommunikation geht es um eine 'Geschichte des Textes vor der Literatur' oder doch zumindest darum, solche 'vorliterarischen' Zeitalter und Nebenlinien in ihre Betrachtung einzubeziehen. Der neuzeitliche Sonderstatus der Literatur ist eine Errungenschaft der jüngsten abendländischen Entwicklung und kann nicht unbesehen auf ältere und außereuropäische Literaturen übertragen geschweige denn universalisiert werden. (Assmann, 200)

4. Wir verwenden daher den Begriff 'Literatur' im weitesten Sinne von 'schriftlicher Überlieferung' und lesen auch die neueren literarischen Texte nicht in ihrer Einzigartigkeit, sondern in ihrer Eingebundenheit in den Gesamtprozess kultureller Sinnproduktion. Literatur in diesem weiten Sinne wird gleichbedeutend mit 'Schrift', und zwar nicht im Sinne von Schrift<sub>system</sub>, sondern von Schrift<sub>kultur</sub>: Schrift als ein Medium des kulturellen Lebens, der Produktion, Speicherung, Überlieferung und Kommunikation von Sinn.

Diesem erweiterten Begriff von Literatur, dem die Literaturwissenschaft mit ihren Methoden nicht gerecht werden kann, galt das Interesse eines interdisziplinären Arbeitskreises, den wir Ende der siebziger Jahre ins Leben gerufen haben. (Assmann, 200f.)

5. Die beiden ersten Tagungen widmeten sich unter dem Titel „Mündlichkeit und Schriftlichkeit“ dem Zentrum der anvisierten Thematik; aus ihnen ging der 1983 publizierte Band *Schrift und Gedächtnis* hervor. Er knüpfte an ein Interesse am Wesen von Schrift und Schriftlichkeit an, das in den sechziger Jahren alle Bereiche der Geisteswissenschaften in der Form eines Paradigmenwechsels ergriffen hatte. (Assmann, 201)

6. Zwei Forschungsrichtungen sind zu unterscheiden. Die eine ist die historische Medienforschung nach dem Muster der sogenannten Toronto-Schule in Kanada. Eric Havelock z.B. verstand sein Werk als Fortsetzung der Untersuchungen Milman Parrys, der in den zwanziger und dreißiger Jahren der Homerforschung einen neuen Anstoß gab, als er die Kompositionsgesetze mündlicher Epik an lebendigen Traditionen auf dem Balkan studierte. Die zentrale These dieser Richtung lautet: Kulturen sind durch die Kapazität ihrer Medien, d.h. ihrer Aufzeichnungs-, Speicherungs- und Übertragungstechnologien definiert. Mit dieser These rücken Dinge wie Schriftsysteme und -institutionen, Kommunikationsformen, Transmissionskanäle von Nachrichten sowie die Speicherungstechniken von Wissen in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. An die Schule von Toronto schließt insbesondere F.A. Kittler an. Die Pointe und Provokation dieser Richtung besteht darin, dass sie aus der Literaturwissenschaft eine Ingenieurwissenschaft macht. Aufseiten der Ethnologie gehört in diesen Zusammenhang die kulturanthropologische und entwicklungssoziologische Frage nach den Folgen „der Schriftlichkeit“, wie sie insbesondere von Jack Goody entfaltet wurde. (Assmann, 201)

7. Als ein zweiter Strang ist die französische poststrukturalistische Schriftphilosophie zu nennen, die sich mit den Namen Foucault, Lacan und vor allem Derrida verbindet. Hier geht es nicht mehr um Medien und ihre historischen Ausprägungen, sondern ganz allgemein um die unhintergehbare Medialität der Schrift.

Dieses neue Paradigma wollten wir sowohl von den Höhen der reinen Theoriebildung als auch aus der Abgeschlossenheit fachinterner Debatten herausholen und zu einem Thema historischer und interdisziplinärer Forschung machen. (Assmann, 201f.)

8. *Kulturelles Gedächtnis*. Konrad Ehlich definiert den Text als eine „wiederaufgenommene Mitteilung im Rahmen einer zerdehnten Situation“. Die Kommunikationssituation kann räumlich und zeitlich zerdehnt werden, wenn eine Zwischenspeicherung der Rede in der wechselseitigen Abwesenheit von Sprecher und Hörer gesichert ist. Die mündliche Form der zerdehnten Mitteilung ist das Boteninstitut. Der Bote memoriert im Wortlaut die Mitteilung eines Absenders und ermöglicht so, dass sie an einem anderen Ort zu späterer Zeit von einem Empfänger wieder aufgenommen werden kann. Was der Bote vermag, kann Schrift in einem ganz anderen Umfang leisten. Literatur unterscheidet sich vom Brief darin, dass sie auf die zerdehnte Kommunikation hin angelegt ist. Da ihre Wahrheiten von vornherein 'insubstantiell' sind, kann diese Mitteilung zu jeder beliebigen Zeit wiederaufgenommen werden.

Die israelitischen Schriftpropheten müssen ihre Zuflucht zur Schriftlichkeit nehmen, weil sie dem verstockten Volk ihre Botschaft nicht ausrichten können.

Wenn wir 'zerdehnte Kommunikation' mit Formen identitätsstabilisierender 'Langzeitkommunikation' in Verbindung bringen, gelangen wir zum Begriff des 'Kulturellen Gedächtnisses'. (Assmann, 202)

9. *Schrift und Gedächtnis*. Zerdehnung der Kommunikationssituation erfordert Möglichkeiten der Zwischenspeicherung. Das Kommunikationssystem muss externe Speicher entwickeln, in die Mitteilungen ausgelagert werden können, sowie Formen der Auslagerung (Kodierung), Speicherung und Wiedereinschaltung. Das erfordert institutionelle Rahmen, Spezialistentum und im Normalfall auch körperexterne Notationssysteme. Die Schrift ist überall aus solchen Notationssystemen hervorgegangen.

Damit war ein funktioneller Rahmen gefunden, der über die Ära der Schriftkulturen hinausreicht. Die Schriftkultur ließ sich jetzt als ein Sonderfall des kulturellen Gedächtnisses und der Perfektionierung seiner Zwischenspeicher begreifen. Damit war eine neue Möglichkeit gewonnen, kulturelle Transformationen zu beschreiben. (Assmann, 203)

10. Vereinfacht gesagt beruht die Speicherungstechnik oraler Gesellschaften auf Wiederholung, die von Schriftkulturen auf dauerhafter Speicherung. Gesellschaften, die nicht über Schrift verfügen, müssen das zum Wiedergebrauch bestimmte Wissen in lebendigen Gedächtnissen speichern und periodisch auffrischen. Dafür stellen Riten und Feste die äußeren Anlässe dar. Die außerordentliche Neuerung schriftlicher Aufzeichnung besteht darin, dass sie einen Inhalt ein für alle Mal festzuhalten vermag und damit eine vom Wiederholungszwang der Riten unabhängige Dauer schafft. Das Prinzip kultureller Kontinuität wandelt sich von ritueller zu textueller Kohärenz. (Assmann, 203)

11. Dieser Übergang wird aber noch keineswegs mit der Erfindung und Verwendung von Schrift vollzogen. Die altägyptische Kultur verwendete Schrift über Tausende von Jahren, ohne ihre Kontinuität mehr als allenfalls ansatzweise von ritueller auf textuelle Kohärenz umzustellen. Es gibt so etwas wie Steigerungsformen von Schriftlichkeit, die den alten Ägyptern fremd waren, und deren Entwicklung wir in Israel, Griechenland und China beobachten.

Die Schrift als solche ist kein Gedächtnis, sondern nur ein Speicher im Dienst der Erinnerung. Zum Medium des kulturellen Gedächtnisses wird sie erst in Verbindung mit einer entsprechenden *Erinnerungskultur*, und das heißt in diesem Fall: einer Auslegungskultur, die die gespeicherten Zeichen wieder in Sinn rückzuübersetzen vermag. Solche Auslegung wird aber nur Texten zuteil, die nicht nur verschriftet, sondern darüber hinaus auch noch 'kanonisiert', d.h. in den Rang überhistorischer Verbindlichkeit und Maßgeblichkeit versetzt wurden. Der kanonische Text ist ein Text zweiter Stufe, und der Kommentar ist notwendiges Korrelat solchermaßen gesteigerter Textualität. (Assmann, 203f.)

12. *Kanon und Zensur*. Kanonische und klassische Texte sind erstens fundierend und zweitens festgelegt, d.h. unfortschreibbar. Mit dem Begriff des Fundierens ist eine normative und formative Verbindlichkeit gemeint. *Normative* Verbindlichkeit schreibt Richtlinien des Handelns vor. Der normative Text legt fest, was zu tun ist, fundiert also Recht, Brauch, Sitte Verhalten. *Formative* Verbindlichkeit fundiert das Selbstbild der Gruppe, durch Erzählungen über Vorzeit und Geschichte, Mythen, Sagen, Legenden, die die Ordnung der Welt narrativ entfalten und die Stellung des Menschen in ihr beleuchten. Wenn der fundierende Text in seinem Wortlaut festgelegt wird, entsteht der kanonische Text und mit ihm der Kommentar. Denn jetzt ist die exegetische Akkomodation des Textes in Form redaktioneller

Eingriffe unmöglich geworden. Er erschließt sich dem Verständnis nur noch durch den Interpretieren. So kommt es zur Ausbildung von Auslegungskultur. (Assmann, 204)

13. Welche wissenssoziologischen Rahmenbedingungen erweisen sich im interkulturellen Vergleich als besonders produktiv hinsichtlich der Entstehung und Entfaltung mündlicher und schriftlicher Textwelten oder 'Diskurse'? Unter dem Thema *Weisheit* ging es um die Bewertung des Wissens und die Frage nach den Möglichkeiten und Formen, höchstbewertetes Wissen, also *Weisheit* zu speichern und im Medium der Schriftlichkeit zu vermitteln. Das Thema *Weisheit* erwies sich in ganz besonderem Maße als geeignet, einen zu engen Begriff von Literatur aufzusprengen. (Assmann, 204f.)

14. An die Frage nach dem höchstbewerteten Wissen schloss sich eng die Frage nach dem vorenthaltenen Wissen an. Hier ist der Dualismus von 'Secretum' und 'Mysterium' zu berücksichtigen. Mit *secretum* ist das vorenthalte, mit *mysterium* das unergründliche und daher nicht versprachlichbare und nicht kommunizierbare Wissen gemeint. Auch das Geheimnis ist eine poetogene Kategorie par excellence. Es gibt Texte, die sich als Enthüllung eines Geheimnisses inszenieren, und es gibt andere, die in ihrem Handlungsaufbau die Enthüllung eines Geheimnisses abbilden. In beiden Fällen spielen die Texte mit der Neugier des impliziten Lesers. (Assmann, 205)

15. Das neueste Projekt der Arbeitsgruppe heißt *Einsamkeit*. Sowohl Schreiben wie auch Lesen begünstigen Einsamkeit, und zwar durch Ermöglichung „interaktionsfreier Kommunikation“ (Luhmann). Ohne den Umgang mit anderen hätte niemand ein Bewusstsein, ein Gedächtnis, ein Selbst. Trotzdem ereignet sich in der Geschichte der Menschheit immer wieder der Umschwung, der darin besteht, dass das durch Kommunikation konstituierte Ich sich als unkommunizierbar erfährt und dass erst im Ausgang aus der Konnektivität der wahre Weg zum Selbst gesehen wird. Hinter der Einsamkeit des Denkens und Schreibens steht die allgemeinere anthropologische Fragestellung nach solchen Wandlungen des Menschenbildes. (Assmann, 205)

### Wichtige Vertreter und Werke (Auswahl)

Assmann, Aleida (1991) (Hg.): *Weisheit*. München.

– (1993): *Arbeit am nationalen Gedächtnis. Eine kleine Geschichte der deutschen Bildungsidee*. Frankfurt/Main u.a.

– / Assmann, Jan (1987) Hg.): *Kanon und Zensur*. München.

– (1990): *Schrift-Kognition-Evolution. Eric A. Havelock und die Technologie kultureller Kommunikation*. In: Havelock, Eric (Hg.): *Schriftlichkeit. Das griechische Alphabet als kulturelle Revolution*. Weinheim.

Assmann, Aleida und Jan/Hardmeier, Christof (1983) (Hgg.): *Schrift und Gedächtnis*. München. 2. Aufl. 1991.

Assmann, Leida/Harth, Dietrich (1991) (Hgg.): *Mnemosyne. Formen und Funktion kultureller Erinnerung*. Frankfurt/M.

Assmann, Jan (1992): *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München.

Goody, Jack (1981) (Hg.): *Literalität in traditionellen Gesellschaften*. Frankfurt/Main.

– (1986): *The Domestication of the Savage Mind. The Logic of Writing and the Organisation of Society*. Cambridge.

– (1987): *The Interface Between the Written and the Oral*. Cambridge.

Halbwachs, Maurice (1985): *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Frankfurt/Main.

Kittler, Friedrich A. (1985): *Ein Höblengleichnis der Moderne. Lesen unter hochtechnischen Bedingungen*. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* (1985).

McLuhan, Marshall (1962): *The Gutenberg Galaxy*. New York (dt. 1968).  
Ong, Walter (1982): *Orality and Literacy. The Technologizing of the Word*. London.

## 11.2. Interkulturelle Hermeneutik vs. Ethnographie des Lesens

### Ausgewerteter Text

Schmidt, Hans-Walter (1995): *Kulturspezifische Lektüren: Interkulturelle Hermeneutik oder Ethnographie des Lesens?* In: Pechlivanos, M u.a. (Hg.): *Einführung in die Literaturwissenschaft*. Stuttgart, S. 340-346.

### Literaturtheoretische und 'übergreifende' Voraussetzungen. Die wichtigsten Ansätze

1. Eine ethnozentrisch befangene Literaturwissenschaft hat lange Zeit die Frage nach kulturell unterschiedlichen Rezeptionsweisen von Literatur und ihren medialen, sozialen und epistemologischen Determinanten fast vollständig verdrängt. Bestrebungen, die Praxis interkultureller Literaturvermittlung theoretisch zu reflektieren und zu fundieren, spielen eine ausschlaggebende Rolle bei der Anfang der achtziger Jahre einsetzenden Diskussion um eine interkulturelle Hermeneutik.

Geführt wurde und wird die Diskussion hauptsächlich von Vertretern der sogenannten 'Interkulturellen Germanistik', die sich als kultur- und literaturwissenschaftliche Erweiterung des Faches Deutsch als Fremdsprache präsentiert und die „Erforschung und Vermittlung deutschsprachiger Kulturen unter der Bedingung und in der Perspektive ihrer Fremdheit“ (Wierlacher 1987, 168) zu ihrem Programm gemacht hat.

Die bisherigen Ansätze haben sich im wesentlichen aus der Verschränkung der Hermeneutik Schleiermachers-Dilthey-Gadamerscher Provenienz zum einen, aus der Rezeptionsästhetik zum anderen entwickelt. Ihr Ausgangspunkt ist das Manko 'traditioneller' Hermeneutik, nur solche Verstehensprozesse zu berücksichtigen, die sich aus dem zeitlichen Abstand der zu rezipierenden Texte ergeben, und solche Probleme, die sich als Effekt kultureller Distanz einstellen, zu vernachlässigen. (Schmidt, 340f.)

2. Für die Hermeneutik Gadamer wird das *Wunder* des Verstehens nicht-zeitgenössischer Texte prinzipiell dann möglich, wenn der Rezipient in der gleichen Tradition steht wie das Werk, das er liest, wenn er eingerückt ist in dessen „Überlieferungsgeschehen“. Das wirkungsgeschichtliche Kontinuum zwischen Subjekt und Objekt des Verstehens garantiert, dass der Verstehende sich in den geschichtlichen Horizont des fremden Textes hineinversetzen, seinen eigenen Horizont mit dem des Werkes „verschmelzen“ kann und dabei „zu einer höheren Allgemeinheit“ gelangt.

Auch wenn die Tradition, um die es dabei geht, ihrer sprachlichen und kulturellen Herkunft nach durchaus heterogen sein kann, gibt es für Gadamer keine kulturellen Grenzen, die das wirkungsgeschichtliche Kontinuum störend intermittieren. Fremdkulturelle Hermeneutik dagegen erklärt sich gerade für jene Texte zuständig, bei denen ein solches verbindendes Kontinuum nicht existiert. Die Frage nach der Gemeinsamkeit im Verhältnis zwischen Eigenem und Fremdem ist folglich für sie von zentraler Bedeutung. Da es ihr gerade um die Betonung kultureller Unterschiede geht, ist ihr der noch für Schleiermachers allgemeines Verstehenskonzept konstitutive Rekurs auf anthropologische Universalien als Ermöglichungsgrund transkulturellen Verstehens verbaut. (Schmidt, 341)

3. Bis jetzt hat sich die Interkulturelle Hermeneutik den Aporien fremdkulturellen Verstehens kaum gestellt, sondern das Verhältnis der Schlüsselkategorien 'Fremdes' und 'Eigenes' im Verstehensprozess in ethischen Kategorien erörtert. So kritisiert Wierlacher bei Vertretern 'traditioneller' Hermeneutik „Denkmuster europäischen Kolonialverhaltens“, wenn sie das Ziel hermeneutischer Bemühung darin sehen, „durch kontrollierte methodische Besinnung [...] das Fremde [...] auszuschalten“. Als Antwort auf solche Gesten der Verein-

nahmung und des Nicht-ernst-Nehmens des Fremden macht Wierlacher die Formel stark, interkulturelles Verstehen sei „Vertrautwerden in der Distanz, die das Andere als das Andere und das Fremde zugleich sehen lässt“. (Schmidt, 342)

4. Folgenreicher als diese Überlegungen sind für die Praxis der Lektüre Maximen und Theoreme, die die Interkulturelle Hermeneutik der Rezeptionsästhetik entlehnt hat. Dabei geht es um eine systematische Aufwertung des Lesers. Aus der Einsicht, dass die Konkretisierung des literarischen Werks im Akt des Lesens eine Funktion der Perspektive des Lesers ist und es folglich eine prinzipiell unendliche Zahl unterschiedlicher Lektüren gibt, schlägt die Interkulturelle Hermeneutik methodisches Kapital: Sie will den fremdkulturellen Leser deutscher Literatur „als Subjekt zu Wort kommen“ lassen. Dank der wissenschaftlichen Dignität, die damit fremdkultureller Lektüre verliehen ist, kann der Auslandsgermanistik zugleich pauschal die Fähigkeit attestiert werden, zu „interessanten, die Inlandsgermanistik ergänzenden oder gar infragestellenden Lese-Erfahrungen und Deutungsergebnissen [zu] kommen“.

> *Kritik*. Der Verdacht liegt hier nahe, dass allein seine fremdkulturelle Ausgangslage den Interpreten legitimiert, dem Text Bedeutungen zuzuweisen, ohne dass deren historische Stimmigkeit noch begründet werden muss. Die Theorie der Interkulturellen Hermeneutik gerät in diesem Punkt in die Nähe zu „Apologien zufälliger Lektüre“, wie sie für poststrukturalistische Literaturtheorien charakteristisch sind. (Schmidt, 343)

5. > *Kritik*. Außerdem wird z.B. bei Krusche eine Rezeptionspraxis verabsolutiert, die das historische Produkt eines jahrhundertelangen abendländischen Domestizierungsprozesses des Lesens ist: eine Rezeptionspraxis, die auf der Vorstellung beruht, Lesen sei die ‘verstehende Wiederbelebung des Geistes eines Autors aus den toten Buchstaben eines Textes durch ein kongeniales Leser-Ich, das sich dabei als nachschaffender ‘zweiter Autor’ selbst affiziert und ‘selbst liest’. Zugrundegelegt wird das aufklärerische Programm einer literarischen Kultur, die Interpretation als Verschriftung subjektiver Leseerfahrungen definiert, damit Deutung und Selbstdeutung in eins setzt und ein ebenso selbstbewusstes wie Sinn produzierendes Leser-Ich generiert, ‘das alle meine Lektüren muss begleiten können’. (Krusche, 343)

6. > *Kritik*. Selbst wenn die interkulturelle Hermeneutik noch so sehr eine Vielfalt kulturell unterschiedlicher Interpretationen beschwört: Tatsächlich lässt sie, ohne es zu bemerken, Pluralität nur insoweit zu, als es sich um unterschiedliche *inhaltliche* Lektüreergebnisse handelt. Was dagegen Rezeptionsverfahren angeht, präsentiert sich Hermeneutik, unberührt von aller Interkulturalität, als universale Norm. Mit größter Selbstverständlichkeit wird davon ausgegangen, fremdkulturelle Leser litten an Sinn- und Identitätsdefiziten, sie läsen Literatur um der Sinnproduktion willen. Damit wird freilich schlicht der pädagogische Diskurs der Aufklärung fortgeschrieben, der sowohl Zweckbestimmungen wie Prozeduren von Lektüre vorgibt.

Dass Lesen selbst aber keine anthropologische Konstante ist, hätte der Interkulturellen Hermeneutik bereits ein Blick auf die abendländische Geschichte der Lektüretechniken eindringlich vor Augen führen können – man denke nur an die spezifischen Praktiken so unterschiedlicher ‘Lesekulturen’ wie der höfischen des Mittelalters, in der Leben als soziales Vorleseritual statthabte, oder der des Barock, für die Lesen vor allem der Wissensanhäufung diente und in nichts anderem bestand, als Bücher nach Wissenswertem, Kuriosen und rhetorischen Glanzpunkten zu durchforsten. (Schmidt, 343)

7. Besonders aufschlussreich für den Vergleich unterschiedlicher Lesekulturen sind stets solche Texte, die sich ausdrücklich die Generierung und Normierung von Lesern zum Ziel



setzen: praktische Leseanweisungen also, pädagogische Maßregeln für den ‘richtigen’ Umgang mit Texten. Bücher sind für den Kantianer Bergk (*Kunst, Bücher zu lesen* 1799) das zweckmäßigste Mittel, um den Menschen zu Mündigkeit, ‘Selbstthätigkeit’ und Selbsterkenntnis zu erziehen. Lektüre wird ganz in den Dienst der Entfaltung von Individualität und Subjektivität gestellt. Die didaktische Pointe Interkultureller Hermeneutik reduziert sich angesichts dieses Programms darauf, die von Bergk beschriebenen Prozeduren und Effekte auf den Umgang mit fremdkulturellen Texten übertragen zu haben. (Schmidt, 344)

8. Lesekonzepte und -praktiken unterscheiden sich auch von Kultur zu Kultur. Forschungsansätze finden sich vor allem in den USA, wo sich eine Lesekulturforschung unter der Bezeichnung *Ethnographie des Lesens* etabliert hat. Ausgehend von der doppelten Prämisse, dass Lesen auf einer Stufe mit anthropologischen Universalien wie Essen, Kleidung, Sexualität steht und dass es zu den wesentlichen Zielen von Ethnographie gehört, das Varianzspektrum kultureller Manifestationen solcher Universalien zu dokumentieren, vereinigt die Ethnographie des Lesens höchst unterschiedliche Studien: Postkoloniale Lesekulturen der Gegenwart in kalifornischen Indianerreservaten oder im Hochland von Kolumbien werden in Feldstudien ebenso untersucht wie am Beispiel von New Yorker Juden die ‘Erben’ jahrtausendealter Interpretationstraditionen. (Schmidt, 344)

9. Im Unterschied zur Interkulturellen Hermeneutik hätte die Lesekulturanalyse weniger nach der kulturspezifischen Logik der Bedeutungszuweisung zu fragen, sondern vielmehr zunächst nach materiellen, medialen, sozialen und institutionellen Voraussetzungen der jeweiligen Lesekultur, sodann nach diskursiven und situativen Kontexten des Umgangs mit Literatur. Grundsätzlich ist beispielsweise zu klären, wie sich der Gebrauch unterschiedlicher Schriftsysteme und die damit verbundenen Lese- und Lesertechniken auf die Sinnproduktion während des Rezeptionsprozesses auswirken. So ist zu vermuten, dass Literatur in einer Wortschrift wie der chinesischen anders verarbeitet und „verstanden“ wird als alphabetisch verfasste Texte. (Schmidt, 345)

10. Neben vor allem empirisch-soziologischen Methoden verpflichteten Studien wären auch Arbeiten wünschenswert, die an mentalitätsgeschichtliche Rezeptionsforschungen anknüpfen. Eine solche Ethnographie des Lesens könnte dann Beiträge zu jener Grundlagenforschung leisten, deren die Interkulturelle Hermeneutik als Komplement bedarf, um sich vor der Verabsolutierung des abendländisch-hermeneutischen Umgangs mit Literatur zu bewahren. (Schmidt, 345)

11. *Lesetraditionen in Japan*. Kaoru Noguchi beschreibt in seiner Untersuchung zur Tradition japanischer Lese- und Deutungspraktiken zunächst die Lektürewise von Ito Jinsai, einem der großen japanischen ‘Meister der Lesekunst’ des 17. Jahrhunderts: „Lesen war kein analytisches Vorgehen, sondern ein eher geduldiges, vertrauensvolles und ich-loses Hinhören auf den Text. Jinsai las z.B. 40 Jahre lang in den Gesprächen des Konfuzius, bis Stimme, Atmen und Husten von Konfuzius selbst hörbar wurden“. Diese Form intensiver Lektüre scheint zwar ebenso auf umfassende Einfühlung in den Geist des Autors abzuzielen wie die Hermeneutik, den ‘Lesemeistern’ geht es dabei jedoch um alles andere als um Erfahrung ihres Selbst.: „Dass sie die Klassiker mit ihrer eigenen Kraft lesen wollten, heißt nicht, dass sie eine eigene, individuelle Lesart suchten. Sondern sie hofften ernstlich, von der Ichsucht und unreinen Gedanken befreit, einen direkten Weg zu den Klassikern zu finden. [...] Ihnen ging es darum, [...] wie sie zur Ich-losigkeit gelangen könnten“. Die Hingabe an den Text ist so total, dass der Prozess des Lesens zum Prozess sukzessiver Selbstausslöschung geraten muss. (Schmidt, 345f.)

12. Noguchis Untersuchung zeigt auch, dass die Entwicklung japanischer Lesetheorien zunehmend zur Angleichung an westliche Verhältnisse und im 20. Jahrhundert zu einem akademischen 'Methodenpluralismus' führt.

Die kulturelle Hegemonie des Abendlandes hat das Fremde tendenziell zum Verschwinden gebracht. Dieses Verschwinden der 'Fremde' im Zuge einer eurozentrisch-'weltkulturellen' Homogenisierung ist, wie Brenner darlegt, die tatsächliche Voraussetzung interkulturellen Verstehens. Zumindest unter den 'professionellen' akademischen Lesern wirken sich längst methodische Differenzen gravierender aus als kulturelle. Dass in jenen Kulturen, in denen Schrift erst im Zuge der Kolonialisierung Einzug hielt, das Verhältnis zu (geschriebener) Literatur wesentlich durch die kolonialen Bildungssysteme vermittelt ist, liegt auf der Hand.

### 11.3. Medientheorie

#### Ausgewertete Texte:

Geisenhanslüke, Achim: *Einführung in die Literaturtheorie. Von der Hermeneutik zur Medienwissenschaft*. Darmstadt 2003, S. 137-146.

#### Literaturtheoretische und 'übergreifende' Voraussetzungen. Die wichtigsten Ansätze

1. Der Übergang von der poststrukturalistischen Literaturtheorie zur Medientheorie ist in den neunziger Jahren vollzogen worden. „Wir leben in neuen Kommunikationsverhältnissen, die mit dem Leitmedium der Neuzeit, dem Buch, gebrochen haben.“ (Bolz 1995, 7) Literaturtheoretisch umgesetzt wurde die Reflexion auf die Medialität der Literatur vor allem von Friedrich A. Kittler in seiner Untersuchung über die *Aufschreibesysteme 1800/1900* (1985). Er geht neben der Psychoanalyse zunächst noch von Foucaults Begriff der Diskursanalyse als der Rekonstruktion der Regeln aus, die den Diskurs einer Epoche organisieren. Als Defizit der Diskursanalyse notiert er jedoch, diese sich ausschließlich an die traditionelle Form des Textes halte und andere Medienformen nicht anerkenne. „Archäologien der Gegenwart müssen auch Datenspeicherung, -übertragung und -berechnung in technischen Medien zur Kenntnis nehmen“ (Kittler 1987, 429). Damit vollzieht K. nicht nur den ersten Schritt zu einer Überführung der Diskursanalyse in die Medientheorie. Er definiert Literatur darüber hinaus als eine Form der Datenverarbeitung, die den gleichen Gesetzen gehorcht wie alle Datenverarbeitungsprozesse.

(> *Kritik*) K. geht von einer problematischen Gleichsetzung der Literatur mit einer Form des Datenflusses aus. (Geisenhanslüke, 137f.)

2. In einer eigentümlichen Verknüpfung von Foucaults Diskursanalyse und Lacans psychoanalytischem Ansatz beschreibt K. auf fragwürdiger empirischer Grundlage das Literatursystem um 1800 durch die Alphabetisierung des Kindes als Erotisierung der Buchstaben durch die Mutter, die zugleich den Grund für die Genese moderner Dichtung lege: Die einmal über die Mutter in das Lesen eingeführten Kinder verwandeln sich demzufolge in Dichter, die in ihren Texten nichts anderes preisen als die mütterliche Instanz eines der Natur entlehnten weiblichen Ideals. Die Produktion des literarischen Diskurses sei dementsprechend vollständig abhängig von der Naturinstanz der Mutter.

Im Diskurssystem um 1800 diagnostiziert K. die Errichtung eines geschlossenen Systems, bei dem die Philosophie die (tendenziell homoerotische) professionalisierte und zugleich verbeamtete Interpretation des Dichterwortes auf sich nehme, während die Frauen am Ende der Kette als Leserinnen der durch den Muttermund belehrten Dichter wiedererscheinen. (Geisenhanslüke, 138)

3. Die Epochenschwelle um 1900 deutet K. hingegen als den Einbruch der neuen Medien in den Diskurs der Literatur. Emblematisch festgehalten hat K. das am Beispiel von Nietzsches Schreibmaschine. Dabei gehe es um die Differenz zwischen verschiedenen medialen Schaltkreisen, zwischen Optik (Film) und Akustik (Grammophon) auf der einen Seite und der Selbstreferentialität der Schrift (Schreibmaschine), die K. mit Derrida als Produktion unhintergebarer Differenz deutet, auf der anderen Seite. (Geisenhanslücke, 138f.)

4. Indem er die Literatur als ein von außen gesteuertes System von Datenübertragungen definiert, schreibt sich K. in die selbsternannte Position eines radikalen Erneuerers der Literaturtheorie hinein, der eine neue Medien- und Maschinenwissenschaft begründen will, die von der Literatur nichts anderes mehr erwartet als Datenlieferung.

(> *Kritik*) Für K. geben die Medien die Formen vor, in denen ein einzelner Diskurs wie der literarische dann überhaupt noch funktionieren kann. Die Betonung des maschinellen Moments der Informations- und Kommunikationsvermittlung führt damit aber zu einer selbst „maschinellen“ und tendenziell maschinistischen Lektüre literarischer Texte, die darüber hinaus suggeriert, es gäbe überhaupt so etwas wie „den“ literarischen Diskurs um 1800 oder 1900. Die Literatur wird zu der Idee eines endlos fortlaufenden Datenflusses verkürzt, der allein von der Maschine regiert wird. (Geisenhanslücke, 139)

5. Wie schon Foucault das moderne Subjekt im Begriff des Diskurses verschwinden ließ, so führen Bolz und Kittler die hermeneutische Kategorie des Subjekts auf die der Maschine zurück. „Unter Bedingungen der neuen Medien ist der Mensch nicht mehr Benutzer von Werkzeugen und Apparaten, sondern Schaltmoment im Medienverbund“ (Bolz 1995, 118). Vom scheinbar autonomen Subjekt des Handelns wird der Mensch zum Objekt der Maschinen.

(> *Kritik*) Bolz und Kittler damit über eine letztlich populärwissenschaftliche Darstellung des Verhältnisses von Mensch und Maschine nicht hinauskommen, derzufolge der Mensch, wenn er nicht mehr Herr über die Maschine sein kann, ihr Sklave sein muss, ist noch der geringste Einwand gegen die Reduktion des Geistes auf die Maschine. Strittiger noch ist der Zusammenhang von Medien und Krieg: „Übertragungsmedien stammen aus Kriegstechnologien“ (Kittler 1993, 1221). Die Gleichsetzung von Medien und Kriegstechnologien enthält eine beängstigend martialische Dimension. Schritt zu einer affirmativen Theorie der Maschine und des Krieges, die ihren idealen Gegenstand nicht mehr in literarischen Texten findet, sondern in Schaltkreisen der Macht. (Geisenhanslücke 139f.)

6. *Koschorke*. Habilschrift *Körperströme und Schriftverkehr*, zugleich ein literaturhistorischer Beitrag zur Geschichte der Empfindsamkeit. Es geht um die Veränderungen des Diskurssystems um 1800 durch die Einführung des Mediums Schrift, wobei er neben literarischen Texten sein Augenmerk insbesondere auf Gebrauchstexte aus den Bereichen der Medizin, der Psychologie und der Populärphilosophie richtet. Ausgangspunkt ist die Frage nach den Transformationen des Subjekts durch die Veränderungen der Zirkulationsweise sozialer Energien. K. spricht der Schrift dabei die Funktion der Ausprägung eines neuen Menschen- und Körperbildes zu, das auf der Ersetzung des unmittelbaren Verkehrs zwischen den menschlichen Körpern durch die Herausbildung des Körpers als eines autoreferentiellen Systems beruht, das nur noch durch die mediale Substitution des Schriftverkehrs kommunizieren kann. Den Tränenkult der Empfindsamkeit deutet K. als metonymisches Substitut seines unmittelbaren Körperverkehrs, der dann vom Schriftfluss fortgeführt wird: Am Beispiel der Briefkultur des 18. Jahrhunderts erscheint Schrift als Resultat eines Individualisierungsprozesses, der einmal von einander geschiedene Individuen wieder in Kommunikation miteinander treten lässt.

„Medien sollen hier versuchsweise als Rückkoppelungssysteme verstanden sein, die beide Komponenten der Zeichenproduktion, ihre Materialität und ihre Bedeutungspotenz, wechselseitig aufeinander einwirken lassen“ (Koschorke 1999, 11). Literatur- und Kulturwissenschaft müssen daher im Zeichen der Medientheorie nicht notwendig in Opposition zueinander treten. (Geisenhanslüke, 140f.)

## Abschluss

1. Es hat sich gezeigt, bedeutende theoretische Beiträge im Rahmen einer poetologischen Bestimmung der Literatur aus unterschiedlichen methodischen Richtungen kommen können. Von daher gibt es gar keine Notwendigkeit, Hermeneutik, Strukturalismus und Dekonstruktion von vornherein gegeneinander auszuspielen. Vorschlag, sie als sich ergänzende Bemühungen aufzufassen um die eine Sache der Frage, was Literatur sei und wie ein Wissen von der Literatur sich legitimieren kann. (Geisenhanslüke, 142f.)

2. Vorwurf, die Literaturwissenschaft ihren eigentlichen Gegenstand, die Literatur, zunehmend aus den Augen verliert. Einseitige Orientierung an theoretischen Fragen. Unberücksichtigt bleibt dabei, es erst die Literaturtheorie ist, die mit ihren grundsätzlichen Fragen zu Status und Funktion der Literatur die Wissenschaftlichkeit der Literaturwissenschaft begründet. Vor diesem Hintergrund ist der Ruf nach dem Ende der Literaturtheorie zugleich als ein reduktiver Versuch der Entdifferenzierung des modernen Wissens zu verstehen. (Geisenhanslüke, 143)

3. Beklagt wird, die Expansion der Literaturtheorie im Zeichen des Poststrukturalismus bestenfalls zu einer allgemeinen Verwirrung beigetragen habe, die selbst die einfachsten Grundlagen der Literaturwissenschaft noch als komplizierte und voraussetzungsreiche Ergebnisse einer diskursiven Machtstrategie ausbeute, der es um Identitätszuschreibungen gehe, die sich bei kritischer Überprüfung nicht aufrechterhalten lassen. Abwehr der kritischen Fragen. Literaturtheorie als Feind. (Geisenhanslüke, 143f.)

4. Zwei miteinander rivalisierende Positionen innerhalb der Literaturtheorie. Die erste besteht in einer Rückbesinnung auf die philologischen und hermeneutischen Grundlagen des Faches. Damit wird zugleich ein Ideal der Wissenschaftlichkeit verfolgt, das der Poststrukturalismus zu verabschieden suchte. Die zweite Position besteht in der Anpassung des Faches an übergreifende historische und gesellschaftliche Entwicklungsprozesse. Sie fordert die vollständige Überführung der Literaturwissenschaft in eine Kulturwissenschaft und die damit einhergehende Begründung einer Medientheorie.

Beide Lösungsvorschläge sind gleich problematisch. Eine Rückkehr zum Wissenschaftsideal der traditionellen Philologie muss die Theorieentwicklungen der letzten Jahrzehnte zwangsläufig vernachlässigen. Wunsch, die Komplexitätssteigerung der letzten Jahrzehnte rückgängig zu machen.

Problematisch ist aber auch der Versuch einer Ablösung der poststrukturalistischen Ansätze durch eine neue Medientheorie und Kulturwissenschaft. Hier droht die Gefahr eines „allseitigen Dilettantismus“ (Böhme 1998, 485) sowie die vollständige Auflösung der Literaturwissenschaft in einem diffusen Verständnis von „Kultur“. Es stellt sich die Frage nach der spezifischen Funktion der Literatur im Unterschied zu anderen Wissens- und Praxisformen. (Geisenhanslüke, 144f.)

5. Beide Positionen orientieren sich letztlich am Vorbild der Naturwissenschaften: die Rückkehr zur Philologie, indem sie ein Ideal der wissenschaftlichen Objektivität verfolgt, das sich in den historischen Geisteswissenschaften nicht finden lässt, die Kulturwissen-

schaft, indem sie sich mit der unscharfen Differenzierung von Kultur und Natur eben den Definitionen anschließt, die die modernen Naturwissenschaften vorgeben. Beides sind Rückzugsgefechte.

(Geisenhanslücke, 145)

### Wichtige Vertreter und Werke (Auswahl)

Boyarin, Jonathan (1993) (Hg.): *The Ethnography of Reading*. Berkeley u.a.

Brenner, Peter J. (1989): *Interkulturelle Hermeneutik. Probleme einer Theorie kulturellen Fremdverstehens*. In: Zimmermann, Peter (Hg.): *Interkulturelle Germanistik'. Dialog der Kulturen auf Deutsch?* Frankfurt/M. u.a.

Krusche, Dietrich (1985): *Literatur und Fremde. Zur Hermeneutik kulturräumlicher Distanz*. München.

Ndong, Norbert (1990): *Interkulturalität. Überlegungen zur Theorie einer interkulturellen Germanistik*. In: *Mitteilungen des deutschen Germanistenverbandes 1*.

– (1993): *Entwicklung, Interkulturalität und Literatur. Überlegungen zu einer afrikanischen Germanistik als interkultureller Literaturwissenschaft*. München.

Noguchi, Kaoru (1991): *„Was versteht ihr Japaner unter ‚Literatur verstehen‘? Einige Überlegungen über unseren Verstehensbegriff, unsere Einstellung zu literarischen Texten und zur Literaturwissenschaft*. In: *Doitsu Bunka 46*. Tokio.

Wierlacher, Alois (1980): *Deutsche Literatur als fremdkulturelle Literatur*. In: ders. (Hg.): *Fremdsprache Deutsch*. München.

– (1985): *Mit fremden Augen oder: Fremdheit als Ferment. Überlegungen zur Begründung einer interkulturellen Hermeneutik deutscher Literatur*. In: ders. (Hg.): *Das Fremde und das Eigene. Prolegomena zu einer interkulturellen Germanistik*. München.

– (1987): *‘Deutsch als Fremdsprache’ als Interkulturelle Germanistik. Das Beispiel Bayreuth*. In: ders. (Hg.): *Perspektiven und Verfahren interkultureller Germanistik*. München.

– / Eichheim, Hubert (1992): *Der Pluralismus kulturdifferenter Lektüren*. In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 18*.